

Ein Vierteljahrhundert
Kasseler Erinnerungen
Erlebtes, Erstrebtes und Gedachtes
Hans Hoche

Band I



Der Verfasser, in ernste Lektüre vertieft.

Reproduction einer Kohlezeichnung von K. Späth, Mannheim 1940.

Ein Vierteljahrhundert
Kasseler Erinnerungen

Erlebtes, Erstrebtes und Gedachtes

Band I

Hans Hoche

Meinen Kasseler Freunden und Bekannten gewidmet!

Kassel 2023

Impressum:

Hoche, Hans (1872-1957)

Ein Vierteljahrhundert Kasseler Erinnerungen – Erlebtes, Erstrebtes und Gedachtes
2023

Transkribiert und herausgegeben von Helmut Bernert, Kassel,
auf Grundlage des Digitalisats einer Reproduktion des Originaltyposkripts
Kassel, Universitätsbibliothek Kassel – Landesbibliothek und Murhardsche Bibliothek der Stadt
Kassel, 34 1951 B 1124[1]

<https://orka.bibliothek.uni-kassel.de/viewer/image/1549031358564/1/>

doi:10.17170/kobra-202303137627

Dieses Werk ist unter einer Creative Commons Lizenz vom Typ Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International zugänglich. Um eine Kopie dieser Lizenz einzusehen, konsultieren Sie <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/> oder wenden Sie sich brieflich an Creative Commons, Postfach 1866, Mountain View, California, 94042, USA.



Erster Band:

Vorwort.

Einleitung.

Zum Geleit!

Wege meines Lebens und Denkens vor meiner Kasseler Zeit.

Meine Kasseler Zeit.

Das Antlitz der Stadt im Spiegel meines Empfindens und Erinnerns sowie im kultur-
geschichtlichen Lichte.

Spaziergänge und Wanderungen in Kassels Umgebung.

Wilhelmshöhe, wie es mit meinen Augen und in geschichtlicher Perspective gesehen, in
der Erinnerung fortlebt.

Mit Rucksack und Wanderstock.

Verzeichnis der Bildtafeln.

Personenregister.

Zweiter Band:

Streiflichter auf das wirtschaftliche, geistige und gesellige Leben Kassel's.

Wirtschaftliches Leben.

Geistiges Leben.

Geselliges Leben.

Verzeichnis der Bildtafeln.

Personenregister.

Dritter Band, Teil I:

Das Kasseler Theater- und Musikleben im Wandel der Zeit.

Im Banne der Bildenden Kunst.

Verzeichnis der Bildtafeln.

Personenregister.

Dritter Band, Teil II:

Kultur der Geselligkeit.

Intimes Musizieren.

Ausklang.

Geistige Bilanz.

Anhang: Harry de Garmo. In Memoriam.

Verzeichnis der Bildtafeln.

Personenregister.

Erster Band

Vorwort (Claudia Martin-Konle)	VII
Einleitung (Helmut Bernert)	XI
Hans Hoche und die Pvnzel	XI
Hans Hoche und sein Leben	XIII
Hans Hoche und sein Werk	XV
Die Edition der Bände	XVII
Zum Geleit	[I] - XV
Wege meines Lebens und Denkens vor meiner Kasseler Zeit	[1] - 1

Meine Kasseler Zeit

Das Antlitz der Stadt im Spiegel meines Empfindens und Erinnerns sowie im kulturhistorischen Lichte	[50] - 57
Spaziergänge und Wanderungen in Kassels Umgebung Wilhelmshöhe, wie es mit meinen Augen und in geschichtlicher Perspective gesehen in der Erinnerung fortlebt	[142] - 161
Mit Rucksack und Wanderstock	[183] - 207
Verzeichnis der Bildtafeln	237
<i>Personenregister</i>	241

EIN VIERTELJAHRHUNDERT KASSELER ERINNERUNGEN

ERLEBTES, ERSTREBTES UND GEDACHTES

von Hans Hoche

Transkription und Edition durch Helmut Bernert

Eine der besonderen Freuden des bibliothekarischen Berufs besteht darin, zu erleben, welche Früchte Nutzerinnen und Nutzer aus der Arbeit mit den Beständen der eigenen Bibliothek ernten. Historische Bestände wie jene der Landesbibliothek bringen nicht selten ganz überraschende Ergebnisse hervor, wenn entweder zu bekannten Schätzen neu geforscht oder unbekanntes gar erst gehoben werden. Mit so einer Neuentdeckung eines bislang verborgenen regionalgeschichtlichen Schatzes haben wir es nun im Falle der vorliegenden Publikation zu tun: *Die Kasseler Erinnerungen* Hans Hoches.

Diese Entdeckung machte Helmut Bernert, der der Bibliothek in vielfältiger Hinsicht und seit langer Zeit verbunden ist, durch seine Tätigkeit für die Freunde und Förderer sowie als Testamentswächter der Murhardschen Bibliothek. Vor allem war und ist Herr Bernert ein kundiger und eifriger Nutzer der Bestände am Brüder-Grimm-Platz und hat sich nun zusätzlich verdient gemacht, indem er ein bislang weitestgehend unbekanntes und ungewürdigtes Zeugnis der Kasseler Kulturgeschichte wiederentdeckt und durch eine gewissenhafte Transkription und Edition der Erinnerungen Hans Hoches der Allgemeinheit zugänglich gemacht hat.

Herr Bernert ist auf Hoche und seine Schriften bei Recherchen zur Pvnzel, einer traditionsreichen und kunstsinnigen Kasseler Gemeinschaft, die bewusst kein Stammtisch sein wollte, sich aber doch freitächlich an einem angestammten Tisch in einem Lokal traf und dort die Alltäglichkeit abzustreifen und der Woche sonntäglichen Glanz und Schönheit zu verleihen suchte, gestoßen. Der 1872 in Breslau geborene Hoche war während seiner Zeit in Kassel (1899-1927) Mitglied der Pvnzel, mithin bestens im kulturellen Leben der Fuldastadt vernetzt und zudem sehr an seiner nordhessischen Wahlheimat und vor allem deren Geschichte interessiert.

Hoches umfangreiche, ursprünglich maschinenschriftlich verfasste Erinnerungen liegen in Form zeitgenössischer Kontaktabzüge in drei Bänden im Bestand der Landesbibliothek und sind – auf Initiative Herrn Bernerts – über die Online-Plattform ORKA der UB Kassel in digitaler Form frei zugänglich.¹ Die Bände eins, zwei und drei (letzterer in zwei Teilbänden) bieten einen ungemein interessanten Einblick in das kulturelle Leben in Kassel während der wechselvollen Jahre zwischen Jahrhundertwende und Weimarer Republik. Hoches Sicht auf Kassel und Nordhessen ist dabei besonders spannend, da Kurhessen für ihn nach eigenem Bekunden „*terra incognita*“² war, als er im Januar 1899 um 1:00 Uhr früh mit dem Nachtzug aus Berlin in Kassel ankam und den scharfen Kontrast zwischen der auch nachts hell erleuchteten Reichs- und der im Dunkel eines Dornröschenschlafs ruhenden Provinzhauptstadt erlebte.

„Nicht gerade überwältigend war der erste Eindruck, den die Stadt Kassel – allerdings in nacht-schlafender Zeit – auf mich machte. Die Dunkelheit der Strassen und Plätze – denn auch der Königs-platz war sehr spärlich erleuchtet – fiel mir gegenüber anderen grossen Städten geradezu auf.“³

Hoche blickt also nicht als Kasseler oder gar Kasseläner auf die Stadt und ihre Menschen, sondern als Fremder, als Zugereister, als einer zumal, der – da mag es Parallelen zu so manchen Zugezogenen unserer Zeit geben – sich nicht auf den ersten Blick in die Stadt verliebte, diese aber in den 28 Jahren seines Aufenthalts doch mehr und mehr ins Herz schloss und vermutlich besser kennenlernte als die meisten Alteingesessenen. Wir erleben also eine Außensicht, die allmählich zur wertschätzenden und kenntnisreichen Innensicht wurde und damit ganz besondere Einblicke und Eindrücke bietet – und all dies stets amüsant und unterhaltsam geschrieben.

Es ist ein echter Gewinn, dass Hoches Erinnerungen nun einer breiteren Öffentlichkeit zur Lektüre bereitstehen, einerseits als Digitalisate der Bände aus dem Bestand der UB Kassel, andererseits in besonders zugänglicher und zudem kontextualisierter Form mit der vorliegenden Edition – ebenfalls frei und leicht zugänglich als Ebook im Repositorium KOBRA.

olim meminisse iuvabit – dereinst mag es erfreulich sein, sich dieser Dinge zu erinnern. Mit diesen aus der Aeneis entnommenen Worten leitet Hoche seinen Text ein und man möchte ihm nach der Lektüre zustimmen. Daher wünsche ich eine erfreulich erinnernde Lektüre und

¹ <https://orka.bibliothek.uni-kassel.de/viewer/toc/1549031358556/>

² Seite 58.

³ Seite 60.

danke Herrn Bernert dafür, dass er uns die Tür zu diesem Erinnerungsschatz aus der Kasseler Geschichte aufgeschlossen hat!

Claudia Martin-Konle

Leitende Bibliotheksdirektorin der Universitätsbibliothek Kassel – Landesbibliothek und Murhardsche Bibliothek der Stadt Kassel

Einleitung

Hans Hoche und die Pvnunzel

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war es üblich, dass man sich nach den Vorträgen des „Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde“, die im Saal des Landesmuseums stattfanden, mit den Vortragenden zum Gespräch in kleiner Runde noch in der „Grille“, der Kellerbar im Hotel „Hessenland“, traf, um den Abend ausklingen zu lassen. An einem dieser Abende um 1980 fragte mich Dr. Wilhelm Engelbach, Lehrer an der Albert-Schweitzer-Schule und Schriftleiter der Zeitschrift des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde, ob ich Dienstagabends Zeit hätte, und lud mich zur „Pvnunzel“ ein. Der Name „Pvnunzel“ sagte mir gar nichts und ich fragte, ob dies denn ein Stammtisch sei. Er meinte: „Komm hin und Du wirst es erleben.“ Nun, ich ging hin, überstand das „Verhör“, ob ich denn geeignet sei, wurde aufgenommen und erfuhr, dass es sich zwar um ein regelmäßiges Treffen handle, aber „Stammtisch“, das Wort lehne man entschieden ab. Später habe ich dann in der von Karl Muster herausgegebenen hektographierten Zeitung „Die Pvnunzel“, 1955, Nummer 26, folgende „Definition“ der Pvnunzel gefunden. Karl Hallwachs⁴ schrieb:

Was ist die Pvnunzel?

Als ich am letzten Freitag zur Pvnunzel gehen, bzw. fahren wollte, redete mich in der Elektrischen ein alter Bekannter an: „Ah, Sie gehen zu Ihrem Stammtisch!“ „Nein, nein dreimal, zehnmal nein, nicht zu meinem Stammtisch, zur Pvnunzel gehe ich.“ „Was ist denn da für ein Unterschied?“ „Ich will versuchende Ihnen zu erklären, aber wenn Sie nicht aus der Welt der Pvnunzel stammen, werden Sie den Unterschied schwer verstehen.“ „Wer sich dem Tisch bei Margraf, an dem Freitag abends ab 6 Uhr bis gegen 12 Uhr die Pvnunzelfreunde sitzen, nähert und sich jeden einzelnen genau anschaut, der wird zur klaren Erkenntnis kommen, das kann kein Stammtisch sein. Ein Stammtisch bleibt sich hinsichtlich seiner Form und Gestalt, seiner Dynamik, hinsichtlich Tempo und Expression an jedem seiner regelmäßigen Abende vollkommen gleich. An dem Tisch, an dem die Pvnunzelfreunde am Freitag Abend sitzen, erleben wir einen immer neuen Wechsel. Einmal ist es das Tempo adagio, manchmal furioso, einmal scheinen alle Pvnunzellianer überwach, einmal schwer ermattet. Der Stammtisch entsteht aus dem Willen zur Alltäglichkeit, aus dem Willen, die Alltäglichkeit zu stilisieren. Die Pvnunzel erhebt sich aus dem Willen, die Alltäglichkeit abzustreifen und zur Höhe der geistigen Sonntäglichkeit zu kommen. Symbolisch gesprochen, der Pvnunzelfreund kleidet sich für den Freitag Abend in ein sonntägliches Gewand.

⁴ Karl Hallwachs (1870–1959), deutscher Komponist, Musiker, Kapellmeister und Dirigent und Mitglied der Pvnunzel.

Er will einen geistigen Sonntag erleben, der auf die ganze Woche Glanz und Schönheit ausstrahlen soll. Der Wein, den der Pvnzelfastfreund trinkt, soll ihm nicht in erster Linie einen Genuß bereiten, sondern ihm im Sinne des großen Goethe ‚Lebensglut‘ verleihen. Von gestrigen Malern vor 70 Jahren gegründet, vereinigt die Pvnzel Männer aller Lebenstätigkeiten, die aber im tiefsten Kern ihres Wesens, zumindest eine große Sehnsucht zur wahren Geistigkeit besitzen. Die Pvnzel ist unerklärbar, und in ihrer Unerklärbarkeit liegt ihre große Bedeutung. Die Pvnzel hat keine geschriebenen Gesetze, jeder trägt sie in sich selbst. Wer sich an den Tisch der Pvnzel setzt und diese Gesetze nicht ungeschrieben in sich trägt, der gehört nicht zu ihr, oder besser gesagt der paßt nicht zu ihr, und stößt sich von selbst wieder ab.

Als historisch interessierter „Kassler“, der hier in Kassel seine endgültige Heimat gefunden hat, wollte ich nun genaueres über die Entstehung dieser „Herrenrunde“, – Damen wurde nur bei Festlichkeiten akzeptiert, – wissen. Auf meine Frage, seit wann es denn die Pvnzel gäbe, gab es unterschiedliche Antworten und wenn ich es unbedingt wissen möchte, so soll ich es eben herausfinden. So beschloss ich, die Wurzeln der Pvnzel zu erkunden.

Der erste Weg war in das Kasseler Stadtarchiv. Dort konnte ich Unterlagen von der Pvnzel finden und feststellen, dass im Jahre 1894 das zehnjährige und 1904 das zwanzigjährige Bestehen der Pvnzel gefeiert worden war. Zu letzterer Feier gab es eine lithographierte Festzeitung und ein gedrucktes Liederbuch. Damit stand das Gründungsjahr, 1884, fest. Die Folge dieser Funde war, dass wir 1984 im Restaurant Rotstein in der Heinrich-Schütz-Allee das 100jährige Jubiläum feierten. Ein Teil der im Stadtarchiv gefundenen Unterlagen hatte den Eigentumsstempel „Murhardsche Bibliothek“, und so war der nächste Schritt in der „Murhardschen“ nachzusehen, in der Hoffnung, eventuell dort weitere Informationen über die Pvnzel zu finden. Im Zettelkatalog waren auch die im Stadtarchiv gefundenen Objekte katalogisiert und in der Folge wurden die Exemplare vom Stadtarchiv wieder an die Murhardsche Bibliothek zurückgegeben.

Offensichtlich hatten dort die Bibliothekare damals mehr Zeit sich mit den Neuerwerbungen zu beschäftigen. Neben den Zettelkatalogen gab es noch die alten Kapselkataloge. Bei diesen bestand neben dem alphabetischen Verfasserkatalog auch noch einen Sachkatalog und dort fand ich tatsächlich einen Hinweis auf die Pvnzel. Einer der Bibliothekare bzw. eine der Bibliothekarinnen hatte das 1951 von der Murhardschen Bibliothek erworbene Typoskript von Hans Hoche nicht nur katalogisiert sondern auch gelesen und in den Sachkatalog unter dem Stichwort „Pvnzel“ einen Verweis auf das Werk von Hans Hoche eingefügt. Ich ließ mir in der Handschriftenabteilung die Bände von Hans Hoche vorlegen und fand auch den entsprechenden Bericht.

Was hatte die Pvnzel mit Hans Hoche bzw. was hatte Hans Hoche mit der Pvnzel zu tun? Hans Hoche war Mitglied der Pvnzel. Er und sein Bruder waren dort häufige Gäste, und er hat der Pvnzel in seinen Erinnerungen mehrere Seiten gewidmet (siehe Band II, S. [139] 160 ff.).

Schon damals fand ich die Ausführungen von Hans Hoche, in denen er im wesentlichen seine ersten Lebens- und Schuljahre in Breslau, seine Berufsausbildung zum Großhandelskaufmann in Hamburg, weitere Stationen als kaufmännischer Angestellter in Süddeutschland, vor allem aber seine in Kassel verlebte Zeit zwischen 1899 und 1927 beschreibt, außerordentlich interessant. Gleichzeitig stellte ich fest, dass diese Ausführungen zu Kassel hier völlig unbekannt geblieben sind und es sich lohnen würde, dieses Typoskript, welches wohl im Lichtpausverfahren hergestellt worden war, der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Damals wäre das nur durch eine Abschrift möglich gewesen, da die einzelnen Seiten von unterschiedlicher Qualität und Lesbarkeit sind. Den Teil über die Pvnzel hatte ich seinerzeit abgeschrieben. Für das gesamte Werk, das ca. 800 Seiten umfasst, hatte ich, beruflich sehr gefordert, keine Zeit. Erst im Ruhestand habe ich wieder über eine Abschrift nachgedacht, scheute aber doch die Arbeit. Die technischen Möglichkeiten hatten sich inzwischen erweitert und so konnte ich, als die Universitätsbibliothek Kassel begann, Teile ihrer Schätze zu digitalisieren, den Wunsch äußern, auch das Typoskript zu digitalisieren. Dies geschah auf Veranlassung von Frau Dr. Pfeil und so wurde das Typoskript nicht nur digitalisiert sondern auch mit Hilfe eines OCR-Programms transkribiert. Leider ist das Transkript wegen der unterschiedlichen Lesbarkeit des Originals an vielen Stellen lückenhaft, teilweise fehlerhaft. Zum Teil gibt es unverständliche Lesungen, manchmal sind größere Fehlstellen vorhanden. Und so blieb nur der Weg, mit Hilfe des Digitalisats den Text Wort für Wort zu überprüfen und zu ergänzen. Gleichzeitig wurde dabei auch zu den einzelnen Bänden jeweils ein Namensregister angefertigt.

Hans Hoche und sein Leben

Hans Hoche schreibt zwar über seine Jugend in Breslau, seine Verwandten, seine Eltern, nennt aber fast keine Daten. So erfahren wir nur sehr wenig über ihn und seine Familie. Die folgenden Daten stammen aus der Einwohnermeldekartei Kassel, aus Informationen, die ich auf Anfrage aus dem Stadtarchiv Hohensachsen (Weinheim) bekam sowie aus eigenen Recherchen bei Arcinsys (Archivinformationssystem Hessen), dort in den Standesamtsakten aus Wiesbaden.

Hans Barnim Arthur Hoche wurde am 7. Januar 1872 in Breslau geboren und starb am 27. März 1957 in Weinheim, beerdigt wurde er am 29. März 1957 in Hohensachsen. Er hatte am 4. Oktober 1900 in Rendsburg Martha Charlotte Elise Barbeck geheiratet, die am 27. Oktober 1875 in Rendsburg geboren worden war und am 4. Februar 1950 in Hohensachsen beerdigt wurde. Am 23. Juli 1901 wurde die Tochter Karin Ingeborg Ellen in Kassel geboren, die leider bereits am 2. Juni 1902 ebenfalls in Kassel verstorben ist. Weitere Kinder gab es nach der Einwohnermeldekartei in Kassel und in Hohensachsen nicht.

Hans Hoche hatte zwei Geschwister. Einen Bruder, Egbert Curt Hoche, geboren 5. Dezember 1872 (also eigentlich Zwillinge, auch wenn deren Geburten aber elf Monate auseinander lagen)

in Breslau, Gesangspädagoge, gestorben am 4. Januar 1934 in Wiesbaden, verheiratet mit Katharina Eva Maria Blattmacher, geboren am 22. Juni 1868 in Unterbrändl, Württemberg, gestorben am 2. Januar 1943 in Wiesbaden, die Ehe war kinderlos. Eine Schwester, Margarethe, geboren am 18. Januar 1874 in Breslau und gestorben am 20. September 1929 in Stettin. Die Schwester war verheiratet. Ob sie Kinder hatte, ist nicht bekannt.

Über seine Schulzeit schreibt Hans Hoche: *Nach dem üblichen Besuch einer Privatschule kamen wir beiden Brüder auf das Realgymnasium zum heiligen Geist und wenn „Nomen Omen“ ist, so dürfte trotz dem geringen Eifer, den ich auf der Schule entfaltete, von dem heiligen Geist etwas in mich gefahren oder an mir haften geblieben sein.*⁵

Und: *Unter unseren Lehrern befanden sich aber immerhin einige, an die man mit grosser Dankbarkeit zurückdenkt. Das waren die wirklich berufenen Paedagogen, die sich die Herzen der Schüler leicht gewannen und bei denen man etwas lernte auch selbst, wenn man, wie ich kein besonders strebsamer Schüler war. Ich verliess deshalb die Schule auch schon in der Obersekunda, zumal mein Vater bei meiner Vorliebe für fremde Sprachen mich zur Ergreifung des kaufmännischen Berufes zu bestimmen wusste.*⁶

Und so begann er 1889 seine Berufsausbildung zum Kaufmann in Hamburg. Er konnte dort bei einem Onkel wohnen. Auf Grund seiner Leistungen konnte er bereits nach zweieinhalb Jahren seine Gehilfenprüfung ablegen und wurde von seinem Lehrbetrieb übernommen. Durch seinen Chef wurde er auch in die Hamburger Gesellschaft eingeführt. Daneben wurde er zum begeisterten Theater- und Konzertbesucher.

1895 hat er dann Hamburg verlassen und ohne nähere Angaben in Mittel- und Süddeutschland in verschiedenen Betrieben als Kaufmann gearbeitet. Über seinen Aufenthalt in Kassel sind wir durch die den Krieg überdauerte Einwohnermeldekartei ausführlich unterrichtet. Am 6. Januar 1899 hat er von Geislingen in Württemberg kommend, eine Wohnung in der Wolfhager Straße Nr. 46 im ersten Stock bezogen. Am 3. Oktober 1899 wechselte er in die Parkstraße Nr. 7 in den zweiten Stock. Nach seiner Eheschließung bezogen beide eine Wohnung in der Rothenditmolder Straße 31. Von dort zogen sie am 3. Oktober 1902 in die Mönchebergstraße Nr. 31. Beruflich bedingt lebte er vom 14. Februar 1903 bis zum 10. Oktober 1903 in Kalk bei Köln, und zog dann, wieder in Kassel, in die Landgraf Karlstraße Nr. 27. Am 1. April 1906 erfolgte ein weiterer Wohnungswechsel in die Friedrichstraße Nr. 6. 1916 war er als Soldat außerhalb von Kassel, genauere Daten sind nicht bekannt. Vom 12. Dezember 1925 bis zum 1. Mai 1926 war er, ebenfalls beruflich bedingt, in Paris. Diese Zeit beschreibt er ebenfalls im Band I. Nach seiner Rückkehr wohnte er mit seiner Frau in der Kaiser Friedrich-Straße Nr. 6, von wo er am 16. März

⁵ Band I, Seite [4] - 4.

⁶ Band I, Seite [5] - 5.

1927 Kassel verließ und seine neue Wirkungsstätte nach Heidelberg verlegte. Leider erwähnt Hans Hoche an keiner Stelle, bei welchen Firmen er in Kassel arbeitete und auch über seine weiteren Arbeitsstellen erfahren wir nichts. Aus den entsprechenden Jahrgängen des Heidelberger Adressbuches geht nur hervor, dass er in Heidelberg weiter als Kaufmann gearbeitet hat.

Von Heidelberg kommend hat das Ehepaar Hoche am 11. November 1947 in Hohensachsen seinen endgültigen Wohnsitz bezogen. Das Stadtarchiv Weinheim hat mir Auskunft aus der Einwohnermeldekartei und die Sterbedaten geben können. Weitere Informationen über das Leben des Ehepaares in Hohensachsen, einem Stadtteil von Weinheim, sind im Stadtarchiv Weinheim nicht bekannt. In der standesamtlichen Sterbeurkunde wird bei Hans Hoche als Beruf „Auslands-Korrespondent“ genannt.

Die Nachfrage beim Amtsgericht Weinheim, ob es von Hans Hoche ein Testament gegeben hat bzw. ob Erben vorhanden gewesen seien, wurde mit dem Hinweis, dass ich „kein berechtigtes Interesse“ nachweisen könne, abschlägig beschieden. Man versprach mir aber, meine Anfrage an die „Beteiligten“ weiterzureichen. Eine Antwort von diesen erhielt ich nicht. Auch meine Nachfrage beim „Birkenhof“, dem letzten Wohnsitz von Hans Hoche, ob dort Informationen über einen Nachlass bzw. Nachlassempfänger vorhanden sind, blieb ohne Antwort.

In dem „Birkenhof“ wohnte seit 1943 Maria Hallstroem, geb. Dippel, geboren in Kassel am 22. September 1905, verheiratet mit dem Opersänger Erich Heinrich Albert Bernhard Hallstroem, geboren am 5. August 1901 in Kassel, ab 1944 ebenfalls in Hohensachsen, verstorben angeblich in Wiesbaden. Erich Hallstroem wurde durch Vermittlung von Hans Hoche von seinem Bruder Curt zum Sänger ausgebildet und war eng mit Hans Hoche befreundet. Siehe über Erich Hallstroem im zweiten Teil des dritten Bandes.

Hans Hoche und sein Werk

Das Werk von Hans Hoche umfasst drei Bände, wobei der dritte Band wegen des Umfanges in zwei Teilbänden vorliegt. Der Text wurde zuerst mit einer Schreibmaschine erfasst und, wie oben bereits angemerkt, dann im Lichtpausverfahren veröffentlicht. Bei weiteren Recherchen konnte festgestellt werden, dass die Bände II; III, 1 und III, 2 am 20. Mai 1995 von Frau Margarete Bachmann aus Homberg/Efze dem Stadtarchiv Kassel geschenkt worden sind. In diesen Bänden fehlen allerdings alle Bildtafeln. Wie und durch wen Frau Bachmann diese Bände erhalten hat, konnte nicht festgestellt werden. Es ist auch nicht zu ermitteln gewesen, ob Frau Bachmann noch lebt.

Auch diese Bände sind im Lichtpausverfahren hergestellt worden. Im Karlsruher virtuellen Katalog (KVK) und im Deutschen Literatur Archiv (DLA) Marbach ist das Werk nicht nachweisbar.

Am Ende des Textes „Zum Geleit“ im I. Band (Seite [V] 9) vermerkt Hans Hoche, dass er diesen Band Weihnachten 1939 abgeschlossen habe. Im zweiten Teil des III. Bandes findet sich ein Hinweis auf 1941, demnach entstand das Gesamtwerk wohl zwischen 1939 und 1941. Da Hans Hoche nach 1927 wiederholt in Kassel zu Besuch war, er den Angriff auf Kassel und die Zerstörung des Fridericianum mit der Landesbibliothek nicht erwähnt, ist das Werk wahrscheinlich vor diesem Ereignis abgeschlossen worden. Leider gibt es bis jetzt keinen Hinweis, ob es weitere Veröffentlichungen über die Jahre nach 1927, nachdem er Kassel berufsbedingt verlassen hat, gibt.

Der Inhalt der einzelnen Bände ist wie folgt:

Band I: *Zum Geleit* (Seite I-V); *Wege meines Lebens vor meiner Kasseler Zeit* (Seite 1-49); *Meine Kasseler Zeit* (Seite 50-207); 1 + 19 Tafeln im Anhang mit 72 Fotos bzw. Bildern.

Band II: *Streifzüge auf das wirtschaftliche Leben* (Seite 1-40); *auf das geistige Leben* (Seite 41-116); *auf das gesellige Leben in Kassel* (Seite 117-146); 19 Tafeln im Anhang mit 66 Fotos bzw. Bildern.

Band III, 1. Teil: *Das Kasseler Theater- und Musikleben im Wandel der Zeit* (Seite 1- 122); *Im Banne der bildenden Kunst* (Seite 123-194); 35 Tafeln im Anhang mit 118 Fotos bzw. Bildern.

Band III, 2. Teil: *Kultur der Geselligkeit* (Seite 195-251); *Intimes Musizieren* (Seite 252-289); *Ausklang* (Seite 290-365); *In Memoriam Harry de Garmo* (Seite I-XXIII); 7 Tafeln mit im Anhang mit 15 Fotos.

Der Beitrag *In Memoriam Harry de Garmo* bezieht sich auf einen amerikanischen Sänger, der von Hans Hoche finanziell bei seiner Ausbildung unterstützt wurde und bei seinem Bruder Egbert Curt Hoche die Gesangsausbildung erhielt. De Garmo wurde allseits gefeiert, war Kammersänger am Theater in Wiesbaden, hatte gerade den Ruf an die Metropolitan Oper in New York. Er ließ sich – da sein Sohn Diphterie hatte –, impfen und starb wenige Tage danach, weil die Spritze offensichtlich unsauber war.

Hans Hoche hat viel Literatur zu Kassel, zu Hessen und den unterschiedlichsten Bereichen gelesen und ausgewertet, aber leider nur wenig direkt zitiert. So sind viele seiner Angaben nur mit Mühe zu überprüfen. Hoche selbst schrieb dazu: *Als hauptsächliche Quellen, insoweit sie nicht bereits im Text Erwähnung fanden, dienten mir zahlreiche Bände der Veröffentlichungen des Hessischen Geschichtsvereins, fast alle Jahrgänge der Zeitschrift „Hessenland“, die meisten Werke der Kasseler Heimatschriftsteller wie schliesslich auch die Kasseler Tageszeitungen früherer und neuerer Zeit. Grossen Dank schulde ich dem Director*

*der städtischen Murhardbibliothek Dr. Thilo Schnurre, der mich stets mit Rat und Tat unterstützte.*⁷

Auffällig ist, dass sich Hans Hoche nicht zu den politischen Ereignissen seiner Zeit äußert. Weder das Ende der Kaiserzeit noch die Ereignisse des Ersten Weltkriegs und die Folgen werden thematisiert. Auch erfahren wir nichts über seine Meinung gegenüber der Weimarer Republik. So kann man den Grund – möglicherweise Arbeitslosigkeit – für das Verlassen seiner doch sehr geliebten Stadt Kassel nur vermuten. Nur vereinzelt klingt an, dass er mit dem Nationalsozialismus sympathisiert und sich dadurch eine Verbesserung der wirtschaftlichen Lage erhofft.

Trotzdem wird der Leser mit mancher Deutung historischer Zusammenhänge von Hans Hoche nicht einverstanden sein und ihm sogar Fehler nachweisen. Hans Hoche war kein Historiker, er war ein an historischen Ereignissen interessierter Leser. Seine Erlebnisse in Kassel, in den gutbürgerlichen Kreisen, in den Vereinen und Organisationen geben einen Einblick in eine Lebenswelt, die sich nicht im öffentlichen Raum abspielt, aber prägend für die Menschen ist.

Die Edition der Bände

Hans Hoche hat nach eigenen Angaben im Anschluss der Privatschule das Real-Gymnasium „zum heiligen Geist“ in Breslau besucht. Dieses verließ er aus der Obersekunda, wahrscheinlich 1885, also vor der Rechtschreibreform 1901. Er hat im Laufe seines Lebens eine eigene und sehr individuelle Rechtschreibung entwickelt. Möglicherweise hat teilweise auch die Tastatur der benutzten Schreibmaschine zu den unterschiedlichen Schreibweisen beigetragen.

Bei der Edition wurde der Text buchstabengetreu übernommen. Eindeutig fehlende Buchstaben wurden in eckigen Klammern korrigiert, Buchstabendreher stillschweigend ergänzt. Auch sonst wurden Ergänzungen durch eckige Klammern gekennzeichnet.

Die individuelle Orthographie macht sich unter anderem bemerkbar in der Verwendung von „ss“ bzw. „ß“, die nicht nach den geltenden Regeln und auch nicht einheitlich erfolgt. Ebenso verwendet er bei Lehn- und Fremdwörtern oft den Buchstaben „c“ statt „z“ bzw. „k“. Auch seine Kommaregeln sind individuell. Teilweise kommt auch noch die Schreibweise mit „th“ statt „t“ vor. Weiterhin wird in manchen Wörtern statt „d“ der Buchstabe „t“ verwendet. Der Dativ und der Akkusativ werden teilweise vertauscht bzw. nicht regelkonform angewendet.

⁷ Band I, Seite [V] - 5.

Bei Zitaten, für die keine Belegstellen angegeben werden, werden oft nur am Anfang die Anführungszeichen gesetzt, es wird aber nicht immer deutlich, wann das Zitat endet, weil die Abführungszeichen fehlen.

Außerdem setzt Hoche die Auslassungspunkte vor die Anführungszeichen. Dies wurde stillschweigend geändert, in dem die Anführungszeichen vor die Auslassungspunkte gesetzt wurden. Hervorhebungen wurden von Hoche, da auf der Schreibmaschine anders nicht möglich, durch Unterstreichungen gekennzeichnet, in der Edition werden diese Texte kursiv dargestellt.

Die Seitenzahlen des Typoskriptes werden in eckigen Klammern in den Text eingefügt, so dass man den Text immer am Original überprüfen kann.

Bei aller Sorgfalt, die bei der Übertragung des Textes geübt wurde, werden sich sicherlich an der einen oder anderen Stelle Übertragungsfehler eingeschlichen haben. Es sollte deshalb bei Textzitiertungen immer auf den Originaltext zurückgegriffen werden.

Hans Hoche hat bei seinen Schilderungen eine Fülle von mehr oder weniger bekannten Namen erwähnt. Eine Überprüfung, ob die Namen richtig geschrieben sind, konnte nicht vorgenommen werden. Nur in einem Fall, Hoche schreibt „Csybulla“, richtig lautet der Namen aber „Cybulla“, konnte der Name korrigiert werden, da es sich hierbei um Verwandtschaft meiner Frau handelt.

Viel Vergnügen bei der Lektüre.

Kassel, im Februar 2023

Helmut Bernert

Zum Geleit!

Olim meminisse juvabit. (Aeneis, Virgil)

Ein vielsagender Titel – ein unbekannter Autor!

Dieser Ausruf möchte vielleicht manch Einem, der dieses Werk zum ersten Mal zu Gesicht kommt, entschlüpfen. Leicht lässt der Buchtitel auf Memoiren, wie sie im Allgemeinen gang und gäbe sind schliessen. Nun, ich will gern bekennen, dass vor etwa neun Jahren, als ich mich schon bedenklich dem sechsten Jahrzehnt meiner Lebensfahrt näherte und den damals noch sehr unklaren Plan zur Abfassung dieses Werkes fasste, der Beichttrieb und der Drang zur Selbstenthüllung und Selbstzergliederung in mir tatsächlich sehr mächtig war, zumal zu jener Zeit auf dem Büchermarkt Lebenserinnerungen in grosser Zahl erschienen und eine gewisse Ansteckungsgefahr nicht zu leugnen war. Denn wer schrieb damals nicht alles Lebenserinnerungen. Entthronte Fürsten, Mitglieder des hohen Adels, Staatsmänner, Grossindustrielle, große Heerführer, bedeutende Gelehrte und berühmte Künstler, sie alle fühlten das Bedürfnis, ihr Leben darzustellen. So hatte tatsächlich die Memoirenliteratur gegen früher in jener Zeit einen beträchtlichen Umfang angenommen, ja, einen Umfang, der sicherlich häufig nicht im gleichen Verhältnisse zu dem inneren Werte mancher Erscheinungen auf diesem Gebiete des Schrifttums stehen mag. Das große Erlebnis – der Weltkrieg – die gewaltigen politischen geistigen und weltanschaulichen Umwälzungen in seinem Gefolge, die unsere Generation durchlebte, haben Persönlichkeiten an die Oberfläche gebracht, die früher kaum beachtet wurden, noch Geltung fanden. Diese sahen sich plötzlich in den Brennpunkt des öffentlichen Interesses gestellt. Andere wieder, die früher im Glanze lebten, sind zu einer nie geahnten Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Viele dieser Männer schrieben ihre Denkwürdigkeiten, ihre Lebenserinnerungen nieder. Vielleicht taten es die einen aus Eitelkeit. Bei anderen mag wieder der sich im Alter stets äussernde Bekenntnistrieb das bestimmende Motiv gewesen sein, vielleicht auch der Wunsch und das Bestreben, ihr Handeln und Wirken in der Form einer Apologie zu rechtfertigen. Viele hatten aber auch den Trieb, ihr Einzelleben in den Zusammenhang des geistigen Lebens der Gegenwart einzureihen, wie ja nun einmal eines Menschen Leben nicht loszulösen ist aus der Zeit, in die er hineingeboren ist, die er mit Anderen teilte, noch aus den geistigen Strömungen, die immer bildend und fördernd auf die Menschen einwirken.

Kurz, in jener Zeit der Hochflut der Selbstdarstellungen keimte auch in mir der Gedanke auf, Lebenserinnerungen zu schreiben. Doch nur zu bald erschrak ich vor der Vermessenheit meiner Idee. Vorwurfsvoll rief ich mir zu: Du, armseliger Wicht! Du einfacher geistiger Arbeiter im Dienste der Industrie! Wie kannst Du überhaupt ein derartiges Beginnen ins Auge fassen und wie es wagen, dem

Vorbilde grosser und berühmter Männer nachzueifern, ja, eine solche Absicht nur zu hegen. Fast kam ich mir vor wie Faust, der als er sich schon in Götternähe zu befinden meinte, bei Erscheinen des Erdgeistes, als dieser ihm das bekannte „Du gleichst dem Geist, den Du begreifst ...“ entgegengedonnerte, zusammenbrach. Nun, ich brach nicht gerade zusammen. Von dem Schrecken, den die warnende innere Stimme mir einflößte, erholte ich mich überraschen schnell, faßte sogar wieder einigen Mut in dem erlösenden Gedanken, dass damals schliesslich auch Erinnerungen von Personen recht problematischer Art von der Lesewelt geradezu verschlungen wurden. Es war die Zeit, als der falsche Hohenzollernprinz „Prinz Domela“, welcher über sein kurzes Prinzendasein viele Monate hinter Gefängnismauern nachzudenken Gelegenheit fand, Erinnerungen schrieb, als der einst zum Tode verurteilte, dann zu lebenslänglichen Zuchthaus begnadigte, aber vorzeitig entlassene und schliesslich mit Selbstmord endende Rechtsanwalt H a u sensationelle [II] Erinnerungen herausgab, als der berüchtigte Kommunist und Revolutionär Max Hölz und einige bekannte Hochstapler für vielleicht nur als eigenartige „documents humains“ zu wertende Memoiren willige Verleger fanden. Sollte ich nun, der ich mich noch des Besitzes aller bürgerlichen Ehrenrechte erfreuen durfte und Gefängnismauern gottlob nur von aussen kannte, vor diesen Ehrenmännern die Segel streichen? Warum sollten schliesslich nicht auch meine Lebenserinnerungen Interesse erwecken? Waren doch die eben erwähnten, nur auf Sensation berechneten Werke einzig und allein für den Tagesbedarf gedacht. Andere auch einst in der Zuchthausatmosphäre entstandene und doch zu grossem Weltruf gelangte Literaturdenkmale darf man natürlich mit den vorhin genannten Machwerken nicht in einem Atem nennen. Weder das im Zuchthaus geschriebene „De Profundis“ des englischen Dichters Oskar Wilde, der infolge seiner unglücklichen Veranlagung jahrelang hinter Kerkermauern schmachten musste und blutenden Herzens seinem Geiste jenes Menschenbekenntnis von erschütternder Tragik abrang, noch die packende psychologisch ungeheuer tiefe Erzählung „Aus einem Totenhaus“, die Dostojewski in der sibirischen Hölle schuf. Wollte aber ich Unbedeutender und Unbekannter – so dachte ich schon damals, als der Plan zu meinem Werke zu reifen begann – Erinnerungen niederschreiben, dann müssen ganz andere Beweggründe sie rechtfertigen. Weder Sucht nach Sensationen, noch Eitelkeit durften es sein! Nein, meine Beweggründe mussten aus einer inneren Notwendigkeit, ja, aus einer Bestimmung, zu der ich mich durch die ganze Art meiner Fähigkeit des Erlebens berufen fühlte, schliesslich aus einem Sehnsuchtsempfinden, das nach einem erschöpfenden Ausdruck suchte, herauswachsen. Was ja berufene Dichter zur Feder greifen lässt, ist zumeist eine übermächtig, in ihnen lebendig werdende Sehnsucht nach einem geliebten Gegenstande und in einem in solcher Ekstase entstandenen Gedichte oder Romane findet diese Sehnsucht schliesslich Befreiung und eine schöne, sie für alle Zeiten verklärende Form. Schon in dem jungen Goethe fand die kaum gewonnene und bald wieder verscherzte Liebe zu Käthchen Schönkopf ihre dichterische Prägung in dem Schäferspiel „Die Laune des Verliebten“. Goethe's jugendliche Liebeslyrik ist durchhaucht von der Liebe zu Friederike Brion, dem anmutigen Töchterlein des Pfarrers von Sesenheim. In Werter's Leiden befreit sich Goethe von der in ihm lodernden Leidenschaft zu Lotte Buff und sein Frankfurter Liebesidyll mit der Bankierstochter Lilly Schönemann wusste er in sinniger und humorvoller Weise in seinem Gedichte Lilly's Park zu glossieren. Ist Dante's Vita nuova (Neues Leben) ohne die leidenschaftliche Liebe zu Beatrice, zu welcher der noch ganz jugendliche Dichter der „göttlichen Komödie“ einst

entflammt wurde, überhaupt denkbar und entstammen die berühmten Sonette Petrarca's nicht ganz allein seiner glühenden und auch nicht unerwidert gebliebenen Leidenschaft zu Laura? Nun, mein Lebensweg, der meist im Frondienst beruflicher Arbeit verlief, war bar aller romantischer Liebesabenteuer, ihn kreuzte kein Kätchen Schönkopf, keine Friederike Brion, keine Lotte Buff. Weder eine Beatrice noch eine Laura vermochte meiner Phantasie Schwingen zu verleihen. Vielmehr fand meine einzige Liebesleidenschaft bald nach ihrem Aufflammen in einem ganz prosaischen, aber glücklichen Ehebündnis die legitime und bürgerliche Sanktion. Und doch beherrschte auch mich seit mehr als einem Jahrzehnt eine ungestillte Sehnsucht, die ich immer im Herzen trug. Sie löste Empfindungen, Gedanken und Erinnerungen aus, die ich schliesslich einer Niederschrift für wert erachtete. Hätte sich mir denn eine grössere Befriedigung bieten können, als die Erlebnisse früherer Tage, an welche sich schöne und gleichzeitig zu den mannigfaltigsten Studien anregende Erinnerungen knüpften, ins Gedächtnis zurückzurufen und sie in lebendigen Farben auszumalen? So wurde nun diese stille und geheime Sehnsucht, die lange Jahre mein Sinnen und Denken im Banne hielt und fesselte, zum Haupt- und Leitmotiv [III] des literarischen Unternehmens, das ich mit dem vorliegenden Werke nunmehr verwirklicht habe. Fragt mich nun der sicherlich schon ungeduldig gewordene Leser nach dem Gegenstande meiner Sehnsucht, meiner stillen Liebe, an denen sich meine Einbildungskraft so zu entzünden vermochte, so mag es ihn vielleicht zunächst unromantisch anmuten, wenn ich ihm nun verrate, dass mein Sehnsuchtsempfinden, das zum Hauptbeweggrund meines literarischen Unternehmens wurde, durch eine ---- S t a d t erregt wurde, ja, durch eine Stadt, die ich vor mehr als einem Jahrzehnt ungewollt infolge wirtschaftlicher Schwierigkeiten verlassen musste, durch eine Stadt, in der ich innerhalb eines grossen Kreises mir in aufrichtiger Freundschaft verbundener Menschen die schönsten Lebensjahre mehr als ein Vierteljahrhundert verbringen durfte, durch eine Stadt, reich an vielen fesselnden Reizen, die ihr eine prächtige Natur, in der sie eingebettet liegt und von der sie gewissermaßen umrahmt ist, geschichtliche Tradition, alte Kultur, lebhaftes Kunst- und Geistesleben verleihen. Kurz es war die Stadt K a s s e l, ihre schöne Umgebung und ihr ganzer Kulturkreis, woran ich mit allen Fasern meines Herzens hing, und alles, was dort mich nicht nur im spontanen Erleben, sondern auch immer rückschauend mit dem in frühere Jahrhunderte gewandten Blicke gefesselt hat, das beschäftigte mich noch lange Jahre nach meinem Weggange, ja, auf Schritt und Tritt verfolgten mich alle diese Natur- Kunst- Kultur- und Bildungserlebnisse jüngerer Tage, die Geselligkeitsfreuden ernster und heiterer Art. Viele dieser Erlebnisse, die in der Erinnerung wieder auftauchen, regten mich zu eifrigen geschichtlichen Studien auf diesem oder jenem Gebiete an und vertieften sich schliesslich in so hohem Grade, dass fern von Kassel die Jahrhunderte hindurch in früher nie geahnter Weise vermehrte und jetzt erst schien mir die Niederschrift meiner Erinnerungen, die ich in ihrem Werte durch meine kulturgeschichtlichen Studien noch wesentlich zu heben versuchte, vor der Welt einigermaßen gerechtfertigt. Zwischen dem Einst und Jetzt laufen ja dauernd Fäden hin und her. Warum sollte ich nicht versuchen die Fäden der Vergangenheit mit der lebendigen Gegenwart zu verknüpfen, die geschichtlichen Erinnerungen, die an vielen uns liebgewordenen Stätten haften, wieder aufleben zu lassen und nicht in dem, was ist, auch das zu sehen, was einstmal war. Dem Altgewordenen dünkt ja oft in der Illusion des Einst unvergleichlich schöner als das Jetzt. So mag man vielleicht meine dauernden Ausflüge in Kassel's geschichtliche Vergangenheit, die mir stets

während meiner Kasseler Zeit den stärksten Anreiz boten, besser verstehen und diese Ausflüge als einen Teil meiner Erinnerungen zu würdigen wissen. Derjenige, welcher Kassel sozusagen nur im Fluge kennen lernt und dann vielleicht dieses Buch durchblättert, möchte möglicherweise den Einwurf erheben, dass in meiner Einbildungskraft die Stadt Kassel, ihre Umgebung und ihr ganzer Kulturkreis ein Ansehen gewonnen haben, das sich einem nüchterneren Beobachter in gleicher Weise nicht enthüllt und dass daher diese „Captatio benevolentiae“ durchaus am Platze sei. Wenn dem so wäre, so möge man bedenken, dass unsere Seele selten unbewegt bleibt, wenn die Stunde des Abschiedes schlägt und ist es auch nur ein kleines Fleckchen Erde, welches uns eine Zeit lang beherbergt hat – ja, sei es selbst arm und kahl – irgendwie bleiben wir ihm seelisch verbunden, irgend etwas veranlasst uns, ihm nachzutruern. In diesen Dingen ist individuelles Empfinden ausschlaggebend. Neben Anderem möge man mir daher meine Begeisterungsfähigkeit für alles was an den ästhetischen Sinn appelliert, zu Gute halten. Dieser Sinn ist nicht bei Jedem in gleichem Grade kultiviert. Was den Einen in eine Art Begeisterungstaumel zu versetzen vermag, was ihn fesselt und im Banne hält, das lässt einen Anderen vollständig kühl. In dem Einen kommt eine ideale Auffassung der Umwelt mehr zum Durchbruch als beim Anderen, der sich vielleicht mangels genügender Vorbildung und Schulung über plattreale Vorstellungen nicht zu erheben vermag. [IV]

In Kassel war es, wo ich einst auf der Hohenzollernstraße einen guten Bekannten traf, der gerade von einer Italienreise zurückgekehrt war. Auch in Rom war er gewesen. Was in Rom waren Sie wirklich, fragte ich ihn etwas neiderfüllt? Einen begeisterten Bericht erwartete ich von ihm. Blitzschnell sah ich Rom im Lichte Goethe's. Anders konnte ich, der ich noch nie dort war, es mir kaum vorstellen. Die Fülle geschichtlicher Erinnerungen, die Rom ausatmete und die nun dieser Bekannte mit wachen Augen erlebt hatte, die architectonischen Schönheiten der Paläste, die Wucht antiker Bauten, alles wird ihn sicher beeindruckt haben. Ruinenschauer wird ihm über dem Rücken gelaufen sein. Vor den Meisterwerken der Renaissance und des Barock wird er bewundernd gestanden und die Museen dieser ewigen Stadt, die ungeheure Kunstschatze bergen, wird er fraglos mit Begeisterung durchstöbert haben. Von dieser Begeisterung wird nun sein Bericht beredtes Zeugnis ablegen. „Sie, Beneidenswerter, nun erzählen Sie doch!“ Indessen sein Bericht, wie er sich nun endlich seinen Lippen entrang, riss mich ernüchternd aus allen meinen idealen Vorstellungen heraus. Er war für mich geradezu niederschmetternd, aber zugleich auch insofern belehrend, als er mir wieder beispielhaft zeigte, wie verschiedentlich Menschaugen in die Welt blicken und Eindrücke aufnehmen. „Bleiben Sie mir mit Ihrem Rom weg“ – so sagte er mir – [„]diesem langweiligen Neste. Wetter war scheusslich, Verpflegung miserabel.“ „Ja, aber die Kunstschatze, die Ruinen, die geschichtlichen Erinnerungen“ warf ich bescheiden ein. „Ja, ja die Museen habe ich wohl besucht. Doch davon verstehe ich nicht viel. Ein Glück, dass ich im Hotel zwei Landsleute traf, mit denen ich einen Dauerskat kloppen konnte, sonst wäre es zum Auswachsen gewesen!“ Hier erfuhr also mein Idealismus eine böse Abkühlung. Gewiss das Rom Goethe's existierte damals schon längst nicht mehr. Die alte Stadt hat sich verwandelt. Wie in anderen grossen Städten findet man auch dort eine moderne Anhäufung von Wohnhäusern und das übliche Grossstadtleben und Treiben. Aber immer noch dürfte der idealistisch Gesinnte beim Durchstreifen Rom's den Anhauch alter Geschichte und höchster Kunst verspüren. Nun, wer durch K a s s e l, das ich gewiss nicht mit der ewigen Stadt in eine

Parallele zu stellen gedenke, geht, darf natürlich nicht an das Rom Goethe's denken, wo unser grosser Dichter, als er vielleicht ein halbes Pfund Butter sich zum Abendbrot holte, noch über Ruinen steigen musste. Nein, mit dieser Einstellung habe ich Kassel wirklich nicht gesehen. Über Ruinen, die die Einbildungskraft in Bewegung setzen könnten, stolpert man in Kassel allerdings nicht, aber mit ihrer alten Kultur bietet diese Stadt genug des Interessanten, das nur erlebt sein will. Viele alte Häuser, die noch das späte Mittelalter sahen, prächtige Paläste, Museen und wundervolle Parks erzählen von der Vergangenheit. Auch in der Atmosphäre dieser Stadt atmet man Geschichte. Tief begründet liegt es von altersher im Wesen vieler deutscher Stadtgemeinden, sich neben der Erfüllung wirtschaftlicher und sozialer Aufgaben als Mitträger und Förderer kultureller Güter unseres Volkes bewusst zu sein. In ihrer Hut sollen sich deutsches Geistesleben, deutsche Kunst und Musik entwickeln und die kulturellen Kräfte, die sie wecken und fördern, strahlen sie dann über das ganze Land aus. Unter diesem Aspect sah ich Kassel. So erlebte ich es weit über ein Vierteljahrhundert und in diesem Werke findet man einen Niederschlag des Erlebten. Wie alles auf mich wirkte, wie die Stadt selbst, wie die Natur ihrer schönen Umgebung, wie die Erlebnisse in Erinnerungen übergingen und wie die geschichtliche Vergangenheit, die ich mir durch eifriges Studium erschloss, sich in meinem Geiste formte, alles dies hat in den nachfolgenden Blättern Gestalt und Ausdruck gewonnen. Die genauen Kapitelüberschriften entheben mich wohl, der Notwendigkeit zu weiteren Erklärungen und Begründungen. Ihnen schon wird man entnehmen, dass meine K a s s e l e r Zeit den eigentlichen Kern des ganzen Werkes bildet. [V]

Da aber wohl mein freundlicher Leser erwartet – ja, er hat sogar ein Recht darauf – über meine Person und Familie, mögen sie auch in der Weltgeltung noch so unbedeutend sein, Näheres zu erfahren, schien es mir unerlässlich auch Rechenschaft über meine Lebensfahrt in der Zeit, als ich nicht in Kassel weilte, zu geben. Geflissentlich habe ich selbst in diesem meine Kasseler Zeit nicht behandelten Kapitel nach Möglichkeit vermieden, meine Person zu sehr in den Vordergrund zu stellen. Den Hauptakzent habe ich stets auf die Umwelt und solche Ereignisse zu legen gesucht, die des allgemeinen Interesses sicher sein dürften.

Nach all dem Gesagten bedarf der Untertitel meines Werkes „Erlebtes, Erstrebtes und Gedachtes“ kaum noch eines Kommentars. In der Form fast durchgängig gewährter Plauderei, die ich den gesamten von mir behandelten Themen und Stoffen zu geben versucht habe, mischen sich ständig eigne Erlebnisse und Beobachtungen mit allem was durch strebendes Bemühen in fleissigen Studien ich mir zu eigen gemacht habe. Der gewaltige Stoff, den mir gerade diese Studien dauernd herangeführt haben, war schwierig zu gliedern und in den Rahmen eines einzigen Bandes unterzubringen. Daher musste ich mich entschliessen – hauptsächlich wegen des grossen Umfanges den das Werk allmählich annahm – so zu disponieren, dass in den ersten beiden, in sich aber völlig selbständigen Bänden die Stadt, die herrliche Natur ihrer ganze Umgebung, die Wirtschaft, das geistige und gesellige Leben geschildert und gewürdigt werden, während in einem dritten Bande alles das in konzentrierter Form Würdigung findet, was vornehmlich auf Theater, Musik, bildende Künste, höhere Geselligkeitskultur und Ähnliches Bezug hat. Der „Ausklang“ meines Werkes schliesst mit einer geistigen Bilanz. So haben sich meine Erinnerungen an Kassel in der Form, die ich ihnen zu geben versuchte, teilweise zu einem doch vielleicht Menschen interessierenden Geschichtsbilde, ja,

sogar zu einem grossen in den buntesten Farben schillernden Kulturgemälde gerundet, dem man schliesslich auch eine gewisse typische Bedeutung für das Kulturleben anderer deutscher Städte beimessen könnte. Wenn es mir damit gelungen ist, der Stadt Kassel, der ich so viele Lebensfreuden und Anregungen aller Art verdanke, eine Huldigung darzubringen, die weit über ihre Grenzen hinaus ein freundliches Echo in den Herzen vieler Deutschen wecken möchte, fände ich mich allein schon mit dieser Hoffnung reichlich belohnt für die langjährigen Mühen, die mir neben meiner anstrengenden Berufsarbeit die Abfassung dieses Werkes verursachte. Von dem Umfange meines Werkes lasse man sich nicht abschrecken. Jedes Kapitel der drei Bände behandelt die gewählten Themen und Stoffe völlig selbständig und es besteht kaum ein Zusammenhang zwischen den einzelnen Kapiteln und wo er vorhanden sein sollte, ist derselbe nur ganz lose. Für den Leser entsteht also keinerlei Beeinträchtigung. Getrost kann er je nach dem Interesse, das er dem einen oder anderem Thema entgegenbringt, die Lektüre mit dem Anfangskapitel, mit den mittleren Kapiteln oder dem Schlusskapitel beginnen. Hat er dann Geschmack an der Form meiner Gestaltung gefunden, wird sich, wie ich hoffe, auch der Appetit nach dem Inhalt der übrigen noch ungelesenen Kapiteln einstellen.

=====

Als hauptsächliche Quellen, insoweit sie nicht bereits im Text Erwähnung fanden, dienten mir zahlreiche Bände der Veröffentlichungen des Hessischen Geschichtsvereins, fast alle Jahrgänge der Zeitschrift „Hessenland“, die meisten Werke der Kasseler Heimatschriftsteller wie schliesslich auch die Kasseler Tageszeitungen früherer und neuerer Zeit. Grossen Dank schulde ich dem Director der städtischen Murhardbibliothek Dr. Thilo Schnurre, der mich stets mit Rat und Tat unterstützte.

Hans Hoche, Heidelberg

Weihnachten 1939.

MEINEN KASSELERN FREUNDEN
UND BEKANNTEN GEWIDMET!

Wege meines Lebens und Denkens vor meiner K a s s e l e r Zeit.

Wie in jedem Lebenslauf, so ist auch bei mir die Geburt, also der Eintritt in dieses irdische Jammerthal, die erste unverrückbare und daher unbedingt glaubwürdige Tatsache. So fange ich also nach berühmten Mustern auch sozusagen „ab ovo“ an. Seinen Eintritt in die Welt bringt man gern mit dem jeweiligen Stand der Sterne in Verbindung, stellt sich selbst ein Horoskop oder lässt sich ein solches stellen. So hat auch in launig-geistreicher Weise in „Wahrheit und Dichtung“ Goethe aus dem Stande und der Bewegung der Gestirne eine Lebensdeutung versucht. Heute, wo sich die Astrologie oder Sterndeuterei wieder einer grossen Anhängerschaft erfreut, ist dies durchaus zeitgemäss. Durch den jetzt schon fast historisch gewordenen Weltkrieg ist das Menschengeschlecht teils entgöttert, teils sogar ein wenig verroht und Mancher suchte nun fast instinctiv durch die Hinwendung in transzendente Sphären, wie die Astrologie und die neue von dem inzwischen verstorbenen grossen Magier Rudolf Steiner inaugurierte Anthroposophie darboten, neuen Zugang zu innerem Reichtum zu gewinnen, den seichten Materialismus zu überwinden und sich gewissermaßen auf diesen Umwegen zu erneutem Idealismus hinaufzuläutern.

Zur Propagierung ihrer Lehren und Ideen berufen sich die Astrologen und Anthroposophen zu gern auf Goethe und zitieren ihn an allen möglichen und unmöglichen Stellen. An den Strahlen dieser grossen geistigen Zentralsonne erwärmen wir „Armen im Geiste“ uns ja nach wie vor und ziehen immer neue Kräfte aus dem schier unerschöpflichen Weisheitsborne. Aber den Astrologen und Anthroposophen sollte Goethe ein für allemal „Tabu“ sein, denn, wer seine geistige Einstellung zur Transzendenz kennt, weiss, dass er vor der geheimnisvollen Pforte des Unerforschlichen demütig Halt machte und auch nicht wagte, nur einen Zipfel des Schleiers, der uns das Unergründliche verhüllt, zu heben.

Auf seinem wohl auch nur scherzhaft gemeinten Ausfluge ins Astrologische folge ich also meinem grossen Idole nicht so gern ich ihm sonst Gefolgschaft leiste. Gewiss können die Daten eines Horoskops mit den Daten eines Menschenlebens übereinstimmen, aber das beweist noch nicht, dass die Sterne über den Menschen herrschen. An die dämonische kraft der Sterne kann man *glauben*, aber sie bleibt *unbeweisbar*. Indes nicht einmal unter dem Schutze eines einigermaßen anständigen Kalenderheiligen steht mein Geburtstag, was ich oft schmerzlich empfand. Jedoch fällt der meinem Geburtstag vorausgehende Kalendertag auf die „Heiligen 3 Könige“ und so ist wohl bei mir die schöne Illusion entstanden, dass von dem Segen, dem diese bei Alt und Jung gleich beliebten alten

Herren in höchst freigebiger Weise ausschütten auch für mich etwas abgefallen sein mag. „Faute de mieux“ habe ich mich also unter ihren Schutz begeben und sie zu meinen Kalenderheiligen ernannt, zumal ich mich ihnen durch die allerdings wenig schmeichelhafte Charakteristik, die ihnen Goethe in seinem Gedicht „Epiphantias“ gegeben hat, etwas wahl- und wesensverwandt fühle

„Die heiligen 3 Könige mit ihrem Stern, sie essen, sie trinken, bezahlen nicht gern, sie essen gern, sie trinken gern, sie essen, trinken und bezahlen nicht gern“

Gern würde ich mich zurückversenken in das Weben und Wehen meiner frühesten Kindheit, jener wundersamen Zeit, in der alles Erlebte und mit den Sinnen schnell Erfasste sich in die kindliche Phantasie eingräbt und in der gewissermaßen alles spätere Sein und Werden schon vorgeformt ist. Ja diese ersten Kindheitseindrücke mögen für die Bildung der späteren Persönlichkeit grössere Bedeutung haben als man gemeinhin annimmt.

Aber wie sehr ich auch meine geistigen Kräfte anstrenge, um etwas aus eigener Erinnerung aus den ersten Lebensjahren festzuhalten, so sehr [2] empfinde ich mein Unvermögen hierzu. Da erkennt man doch eigentlich erst, wie eng die Grenzen der Erinnerungskräfte gezogen sind, denn ebensowenig, wie man trotz allem Forschen und Wissen in die erste Kindheit des Menschengeschlechts einzudringen vermag, so fremd muten uns in der Erinnerung die ersten Jahre nach der Geburt an. Was ich als Säugling getan oder gelassen habe, wird sich wohl kaum von dem Verhalten meiner Säuglingskollegen jener Zeit, also in einem Lebensalter, wo das Leben mehr ein pflanzliches Vegetieren als animalisches Empfinden ist, unterscheiden. Dreiviertel der Säuglingsexistenz bleibt ja doch im Schlaf versenkt. Die über ihren Erstgeborenen gebeugte glückliche Mutter mit ihren stillen Hoffnungen und Wünschen mag wohl mehr aus den Lebensregungen des Säuglings herauslesen, als der kühl Beobachtende, der nicht mehr darin sieht, als ein dumpfes Gefühl des Behagens oder Unbehagens, je nachdem das Bedürfnis nach Nahrung gestillt ist. Aus der frühesten Kindheit weiss man gewöhnlich nur das, was man durch Berichte Anderer erfährt. In jener glücklichen Lebensphase wechseln eben Empfindungen und Eindrücke sehr schnell und der spätere Augenblick weiss nichts mehr von den früheren. Immerhin ist die Gewissheit tröstlich, dass auch in dem Gedächtnis vieler selbst bedeutender Männer und Frauen, kein einziges Erlebnis oder Bild aus der frühesten Kindheit sich widerspiegelt. Ob ein so phänomenales Erinnerungsgenie wie Rudolf Chr. Jenny, der in seinem Buche „Auf steinigen Wegen“ sogar seine eigne Taufe aus eigener Erinnerung beschreibt, wirklich ganz ehrlich ist oder vielleicht nur das was er in einem Traumbilde erlebt hat, als objective Wahrheit ausgibt?

Auch der Schweizer Dichter Carl Spitteler erinnert sich vieler Begebenheiten in seinen ersten Lebensjahren, wie man es in seinem Buche „Meine frühesten Erlebnisse“ nachlesen kann, während eine so ehrliche Bekennergattung wie der alte Rousseau offen eingesteht, dass er nicht weiss, was er bis zum Alter von 5 oder 6 Jahren machte.

Auch meine Erlebnisse bis zu diesem Alter umgibt ein dichter, undurchdringlicher Schleier und diese Zeit erscheint mir geradezu wie ein Nebelmeer, das ich auch bei grösster Anstrengung meines Erinnerungsvermögens nicht zu durchschiffen vermag. Wenn ich also etwas im Bilderbuche der Jugendzeit blättern will, dann muss ich mich schon an die Zeit halten, die weniger im Dunkeln liegt, und das sind die Jugendjahre, die man schon viel bewusster erlebt, insbesondere die Schulzeit.

In Schlesiens Hauptstadt, in Breslau, stand meine Wiege. Dort durchlebte ich meine Jugendzeit bis zum 17. Lebensjahre. Mit einem um etwa ein Jahr jüngeren Bruder und einer etwa zwei Jahre jüngeren Schwester wuchs ich zusammen auf. Mit meinem Bruder, der in vieler Beziehung mein Gegenbild war, sympathisierte ich schon von frühester Jugend an. Meine Eltern, die immer im schwersten Daseinskampfe standen, liessen uns die Sorgen, die ihnen unsere Erziehung oft bereitete, niemals spüren und so genossen wir Kinder eine wirklich schöne Jugendzeit, an die wir stets mit wahren Entzücken zurückdenken konnten. Meistens waren wir uns selbst überlassen, da die Eltern ihren Berufen nachgingen. Mein Bruder und ich, wir trieben uns nach Jungensart vor den Toren der Stadt, an und auf der Oder herum und führten zeitweise ein ziemlich ungebundenes Leben. Meine Mutter, die die eigentliche Erziehung, wie es ja in den meisten Fällen geschieht, selbst in die Hand nahm, musste schon bald wenige Jahre nach ihrer Verheiratung, infolge Krankheit meines Vaters, die diesen für längere Jahre erwerbslos machte sich einer einträglichen Beschäftigung zuwenden. Dank ihrer Energie und ihres grossen Fleisses prosperierte das von ihr begonnene Unternehmen und trug dazu bei, das Einkommen so zu mehren, dass uns Kindern eine Erziehung zu teil wurde, wie sie nur Kindern von Familien, die in besonders glücklichen Vermögensverhältnissen leben, geniessen. Neben ihrer Tüchtigkeit besass unsere Mutter die bis zum ihren 80. Jahre noch ihren ganzen Hausstand versah, einen sehr beweglichen Geist und sie war trotz ihrem geschäftlichen Sinne doch stets allen idealen Bestrebungen zugänglich. Mit meinem aus Stettin stammenden [3] Vater lebte sie in glücklichster Ehe. Meines Vaters Tod erfolgte im Jahre 1911 im 78. Jahre in seiner Heimatstadt Stettin. Mein Grossvater väterlicherseits, der Hauptmann bei der Artillerie war, hatte das Unglück, seinen Oberst in einem die Ehre berührenden Angelegenheit fordern zu müssen. Ihm blieb infolgedessen nichts Anderes übrig als seinen Abschied zu nehmen. Darauf gründete er in Stettin eine Officierschule, in der er dank seiner vielseitigen Bildung in allen wissenschaftlichen Fächern sowie im Reiten, Turnen und Fechten die Zöglinge, die vornehmlich der schlesischen und pommerschen Aristokratie entstammten, selbst unterrichtete. Mein Vater, einer der ältesten seiner Söhne, der nie eine Schulbank drückte, wurde von meinem Grossvater in allen Elementarfächern sowie in französisch und englisch meist auf Spaziergängen unterrichtet und es blieb ihm dann überlassen, sich durch Selbststudium weiterzubilden. Oft erzählte uns unser Vater, in welcher originellen Form er den Unterricht seines Vaters genoss. Auf nächtlichen Spaziergängen wurde beispielsweise am Sternenhimmel, wenn er sich gerade in schönster Pracht den Augen darbot, Astronomie betrieben, beim Mondschein im Sande mittels des als Griffel dienenden Spazierstockes der pythagoreischer Lehrsatz erklärt und bewiesen. Als unser Grossvater, sonst ein äusserst gesunder Mensch im Jahre 1848 als ein Opfer der damals in Stettin grassierenden Choleraepidemie plötzlich starb, war unser Vater gerade 14 Jahr alt und bestand dessenungeachtet ein Jahr später vor der Prüfungskommission das Examen zur Zulassung zum einjährig-freiwilligen Dienst. Als lange Jahre später unser Vater als Rekrut bei der Fussartillerie in Stettin eintrat und die Namen der neueingetretenen Einjährigen aufgerufen wurden, liess der Hauptmann von Drigalsky meinen Vater vortreten und fragte ihn, ob er ein Sohn seines hochverehrten Lehrers des Hauptmann Hoche, dem er seine Officiersvorbereitung danke, sei und welcher, wie er sich entsinne, ein wundervolles, weithin klingende Organ besessen hatte. Nach Bejahung dieser Frage seitens meines Vaters meinte der Hauptmann, ob er denn auch ein solches

Organ hätte, worauf mein Vater antwortete, dass er sich schmeichle, dasselbe auch zu besitzen. Sogleich liess der Hauptmann ihn ein vorgeschprochenes Kommando ausführen und mit Stentorstimme liess mein Vater das Kommando durch den Kasernenhof erschallen. Dem Hauptmann gefiel dies ausnehmend. Spontan rief er aus: Er glaube eben den leibhaftigen alten Hoche vor sich zu sehen. Während seiner ganzen Dienstzeit hatte mein Vater bei seinem Hauptmann einen Stein im Brett. So erben sich physische und psychische Eigenschaften oft in mehreren Generationen fort. Das pädagogische Talent meines Grossvaters hat sich in mehreren seiner Söhne, die Philologie studierten, neu manifestiert, nicht minder das schöne Sprachorgan, das sich bei drei musikalischen seiner Söhne zu einer glänzenden Gesangsstimme entwickelte. Aber auch auf die Enkel, also auf meinen Bruder und mich selbst ist ein gut Teil dieses Talent übergegangen, aber im Sinne des Goethespruches „Was Du ererbst von Deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen“ ist dieses Erbe von uns beiden gut verwaltet worden. Mein Vater musste einen Beruf ergreifen, zu dem ihm innere Neigung sicherlich nicht hinführte. Von 12 Geschwistern – 11 Brüdern und 1 Schwester – einer der Ältesten musste er infolge des frühen Todes seines Vaters, der, wie ja schon erwähnt, an der in früheren Zeiten häufig epidemisch auftretenden Cholera starb, Kaufmann werden, um meine Mutter, die mit ihrer kargen Officierspension eine grosse Familie zu ernähren hatte, mit seinem kleinen Einkommen bei der Erziehung der jüngeren Brüder, die teilweise akademische Berufe erwählten, mit zu unterstützen. Ihm fehlte aber zum Kaufmann der ausgeprägte Erwerbssinn. Gern wäre er wie er es uns Kindern oft erzählte, Soldat, am liebsten aber Seemann geworden. Viele seiner Schulkameraden, die ihre Laufbahn in der Handelsmarine begannen und dann später in die neugeschaffene Kriegsmarine übergangen, sind Admirale geworden. Der soldatische Beruf hätte seiner Veranlagung und Neigung entsprochen. Mit grosser Begeisterung erzählte er uns oft von seinen Erlebnissen in den Feldzügen 1864 und 1866. [4]

Im ersteren konnte er als Vicewachtmeister bei der Artillerie die Düppeler Schanzen am 18. April miterstürmen helfen. Am 17. April feierte er noch im Kreise seiner Kameraden im Feldlager seinen Geburtstag, der leicht sein letzter hätte sein können und im Feldzuge 1866 war er Intendanturbeamter, dem die Aufgabe oblag, mit einem seinem Befehl unterstellten Trupp Kavallerie in Feindesland zu requirieren. Diese Requisitionsritte bildeten oft den Gegenstand seiner Kriegserzählungen. In früheren Jahrzehnten schon war es schwer, sich als Kaufmann selbständig zu machen. Erst in verhältnismässig hohem Alter ist dies meinem Vater gelungen. Um das Jahr 1892 übernahm er in seiner Heimatstadt Stettin von einem alten Freunde, der sich nach Berlin vom Geschäft zurückgezogen hatte, Grosshandelsagenturen für Weine und Spirituosen. Meine Mutter folgte ihm später mit dem ganzen Hausrat nach und konnte nun ihr eignes Unternehmen aufgeben, um sich fortan nur ihren häuslichen Pflichten zu widmen. So wurde Stettin die neue Heimat meiner Familie. Die Furcht, die wir als kleine Kinder vor der grossen Strenge unseres Vaters, insbesondere vor seinem Jähzorn empfanden, wandelte sich später, als wir schon erwachsen waren, in grosse Verehrung um, nachdem wir erst einmal sein goldenes Herz erkannt hatten. Zudem war unser Vater eine überaus gesellige, heitere und humorvolle Natur mit natürlicher Intelligenz und gesundem Menschenverstand begabt. Ganz besonders imponierten uns Kindern seine ungewöhnlichen Körperkräfte, mit denen er sich auch bei einfacheren Leuten stets Respect zu verschaffen wusste. Gern gingen wir Jungens mit ihm

spazieren und die Hauptausflüge des damaligen Breslau, der Scheitniger Park, der zoologische Garten, Morgenau, die Oderdämme, die bis zu den Waldungen der Strachate führten auch Oswitz wurden häufig aufgesucht. Unseren jungen Beinen wurde allerdings bei seinem strammen Marschtempo viel zugemutet. Besonderes Entzücken erregten in uns stets die beim Breslauer Publikum sehr beliebten Dampferfahrten auf der Oder.

Nach dem üblichen Besuch einer Privatschule kamen wir beiden Brüder auf das Realgymnasium zum heiligen Geist und wenn „Nomen Omen“ ist, so dürfte trotz dem geringen Eifer, den ich auf der Schule entfaltete, von dem heiligen Geist etwas in mich gefahren oder an mir haften geblieben sein. Unsere Schule lag in landschaftlich nicht uninteressanter Gegend, die Fassade ging auf den Kaiserin Augusta Platz. An diesen schloss sich die bekannte Breslauer Promenade an, die, den früheren Festungswällen und Gräben folgend, sich fast um die ganze Stadt im Sommer als ein richtiger grüner Gürtel herumzieht. Der Teil der Promenade, der an den Kaiserin Augusta Platz stösst und zugleich ihren Anfang bildet, liegt an der Oder, wo sie sich in breitem Strome durch die Stadt ergiesst. Tritt man vom Kaiserin Augusta Platz an das Oderufer, so eröffnet sich einem schönheitstrunkenen Auge ein malerisch wirkendes Stadtbild, denn auf dem jenseitigen Ufer liegt von Gärten umkränzt, die Dom- und Sandinsel. Über deren Häusergewirr ragen in stolzer Majestät der alte Breslauer Dom mit dem fürstbischöflichen Palais, die Kreuz- und Sandkirche weit in die Höhe. Sonst ist eigentlich in seiner Innenstadt Breslau, das allerdings in seinem Rathaus mit seinen schönen Giebeln und kostbaren Erkern ein imponierendes Wahrzeichen, einen steingewordenen Zeugen aus dem frühen Mittelalter, ja, eines der schönsten Baudenkmäler deutscher Gotik besitzt, nicht gerade reich an landschaftlichen Szenerien. Manche alte Gassen, wie z. B. die Weissgerber Ohle erinnern leise an die Nürnberger Altstadtromantik. Um so tiefer hat sich das obenerwähnte Stadtbild auf die Dom- und Sandinsel, das ich während meiner Schulzeit fast täglich genoss, in meine Phantasie eingegraben und es ist mir heute, obwohl ich meine Vaterstadt seit fast 50 Jahren nicht mehr wiedergesehen habe, noch so gegenwärtig, dass ich es beinahe aus dem Gedächtnisse zu malen imstande wäre. Oft stand ich als Schüler an der Oder und bewunderte bei den verschiedenen durch das Sonnenlicht erzeugten Stim-[5]mungen die prächtige Scenerie. Eine in früheren Zeiten als Bastion dienende Erhöhung ist mit in die Promenadenanlagen am Kaiserin Augusta Platz einbezogen und bietet einen hübschen Aussichtspunkt der Stadt auf das ganze umliegende, von der Oder durchflossene städtische Gelände. Dieser kleine mit schönen gärtnerischen Anlagen geschmückte Hügel trug damals schon den Namen „Holteihöhe“ zur Erinnerung an den schlesischen Dichter Carl von Holtei, den als Greis mir meine Mutter, die ihn persönlich kannte und immer mit grosser Begeisterung von ihm sprach, zeigte, als ich noch ein ganz kleiner Junge war. Carl von Holtei, der sehr alt geworden ist, verbrachte seinen Lebensabend im Breslauer Kloster der Barmherzigen Brüder. So gross mein Bildungseifer nach Verlassen der Schule wurde, so gering war er, wie gesagt, auf der Schule selbst. Mir erscheint die Schulzeit wie wohl auch manchem Anderen meiner Generation nicht in allzu rosigem Lichte. Die zauberhafte Beleuchtung, in der das Alter oft die Kindheit und die Jugend erblickt ist sicherlich ein täuschender Schein, wenn man dabei auch an die Schulzeit denkt, die oft eher an ein Gefängnisdasein, in welches das Schulleben bisweilen ausartete, gemahnte und diejenigen mögen nicht ganz Unrecht haben, welche das frühere Schulleben als eine Lebensplage, ja, als den Anfang der Lebens-

verkümmern ansahen. Ohne Frage haben sich die Dinge in dieser Beziehung wesentlich geändert. In der Paedagogik haben andere, vielleicht bessere Methoden Geltung gewonnen. An die Stelle des früheren, oft schablonenhaften Drills ist ein besserer, die Gemüter der Kinder mehr fesselnder Anschauungsunterricht getreten. Endlich hat man sich auch wohl mehr dem Studium der Psyche der heranwachsenden Jugend zugewandt und so mögen wohl jetzt bessere Resultate erzielt werden. Zwischen dem Kindersinn und dem Paedagogenstandpunkt wird immer eine gewisse Feindschaft bestehen. Der Lehrer denkt an die Zukunft seines Erziehungsobjektes, also daran, was das ihm zur Erziehung anvertraute Menschenkind werden soll. Das Kind hat aber nur die Gegenwart im Auge und denkt also nur an das, was ist und nicht an das, was werden soll. Und in diesem Kindersinn offenbart sich bei alledem ein grosser philosophischer Gedanke, denn das so denkende Kind fühlt wohl ganz instinktiv, dass das was von der Minute des Kinderlebens ausgeschlagen wird kein reiferes Alter zurückgeben kann.

Unter unseren Lehrern befanden sich aber immerhin einige, an die man mit grosser Dankbarkeit zurückdenkt. Das waren die wirklich berufenen Paedagogen, die sich die Herzen der Schüler leicht gewannen und bei denen man etwas lernte auch selbst, wenn man, wie ich kein besonders strebsamer Schüler war. Ich verliess deshalb die Schule auch schon in der Obersekunda, zumal mein Vater bei meiner Vorliebe für fremde Sprachen mich zur Ergreifung des kaufmännischen Berufes zu bestimmen wusste. Heute wo ich den in der Schule an den Tag gelegten Mangel an Fleiss und Strebsamkeit sehr bedaure, finde ich nur einigen Trost in dem Gedanken, dass selbst Männer von grosser Bedeutung wie Bismarck, der große Chemiker Justus von Liebig, der große Physiker Robert Mayer, der Begründer des für die ganze Physik grundlegenden Gesetzes von der Erhaltung der Energie notorisch schlechte oder mittelmässige Schüler waren. Justus von Liebig soll auf der Schule sogar als eine Schmach der Anstalt gegolten haben und verliess dieselbe, ohne das Abiturientenexamen abgelegt zu haben. Übrigens ist es auch eine alte Erfahrung, dass phantasiebegabte oder künstlerisch veranlagte Kinder meistens verträumt sind und auf der Schule wenig oder garnichts leisten und im Leben dann doch ein hohes Ziel erreichen. Ein geradezu eklatantes Beispiel dafür bietet unser grosser Landsmann und Dichter Gerhart Hauptmann, der in seinem 12. Lebensjahre ungefähr 8 Jahre früher als wir in die Sexta der Schwesteranstalt unserer Schule des Realgymnasiums am Zwin-[6]ger eintrat und diese Schule in Quarta schon wieder verliess. In seinem Abgangszeugnis brachte er, einer der bedeutendsten Dichter unserer Zeit, es in „Deutsch“ nicht einmal zu einer anständigen Note. Nur im „Zeichnen“ wies sein Zeugnis ein „Gut“ auf. Bekanntlich besuchte Hauptmann dann einige Jahre später, da er ursprünglich Bildhauer werden wollte, die Kgl. Kunstschule auf dem Kaiserin Augustaplatz, wo ja auch unsere Schule sich befand. Im Oktober 1880 trat er als Kunstschüler ein und schon in den ersten Tagen des Jahres 1881 sollte er wegen Unbotmässigkeit, mangelnden Fleisses und Unfähigkeit infolge eines Konferenzbeschlusses relegiert werden. Nur den Bemühungen des an dieser Kunstakademie wirkenden Bildhauers Robert Härtel war es zu danken, dass dieser Beschluss wieder aufgehoben wurde. Professor Härtel hatte wohl schon zeitig das Dichtertalent des jungen Hauptmann erkannt, sich in hervorragender Weise seiner angenommen und ihn, soweit es in seinen Kräften stand, zu fördern gesucht. Die Söhne des Professors Härtel, der sich um Gerhart Hauptmann so verdient gemacht hat, waren übrigens unsere besten Schulfreunde. Wenn es auch meinem Bruder nicht

beschieden war, in seiner späteren künstlerischen Laufbahn einen solchen Aufstieg zu nehmen, wie es seinem berühmten Landsmanne als Dichter vergönnt war, so durfte er doch einen gewissen Trost darin erblicken, dass er wenigstens in seinen Schulleistungen sich mit Gerhart Hauptmann auf eine gleiche Stufe stellen konnte, denn wie Hauptmann den „Zwinger“ schon vor Erreichung einer gewissen abgeschlossenen Schulbildung verliess, so sagte mein Bruder auch dem „Heiligen Geist“ in ähnlicher Weise Valet. Gottlob hat aber der „Heilige Geist“ auch ihn während seines späteren Lebens nicht ganz verlassen. Mein Bruder war überhaupt ein rechtes Sorgenkind. Infolge eines Geburtsfehlers was seine linke Hand nicht ganz intact. Es fehlten ihr die drei Mittelfinger. Andererseits war er ein selten schöner Junge, der überall auffiel und in allen körperlichen Künsten ausserordentlich gewandt war, seine Altersgenossen darin weit überragend. Als vorzüglicher Schwimmer machte er in der Badeanstalt vom Turme die waghalsigsten und kühnsten Sprünge. Als Schlittschuhläufer zog er auf dem Stadtgraben stets ein grosses Publikum heran, wenn er in eleganten Pirouetten seine Kunstläufe produzierte. Obwohl von kleiner Statur besass er große Muskelkräfte, so dass ihn mein Vater immer einen abgebrochenen Riesen nannte. Schon als kleiner Junge verfügte er über einen herzquickenden natürlichen Humor, der ihn allerdings dann auch zu allerhand Clownerien und Lausbubereien, insbesondere auf der Schule, verleitete. Ich erinnere mich, wie ich oft im Sommer, wenn seine Klasse Turnstunde hatte, am Zaune zusah, wenn er zum Spasse seiner Mitschüler und selbst der Lehrer, die sich oft der komischen Wirkung seiner harmlosen Streiche nicht entziehen konnten, unter der Maske eines Mangels an Auffassungsgabe die Kommandos fast stets verkehrt ausführte und dadurch allerhand komische Situationen hervorrief, dabei immer neue Varianten ersinnend so dass die Lehrer selten darauf kamen, dass es ihm lediglich auf Spassmacherei ankam und ihn eher wegen seines anscheinend geringen Begriffsvermögens bemitleideten. Trotzdem war er, obwohl ihn die mit dem Schaden versehene linke Hand an der exacten Ausführung mancher Übungen an den Geräten hinderte, als vorzüglicher Turner und auf seinen Zeugnissen prangten bei den Fächern „Turnen“ und „Schreiben“ stets ein „Gut“ oder ein „Sehr gut“, denn er hatte auch eine vollendet schöne Handschrift, die vielleicht schon seinen Formensinn verriet, aber bei allen Fächern, bei denen es auf Lernen ankam ging es ihm meistens, wie dem Kandidaten Jobs, der bekanntlich stets ein Schütteln des Kopfes bei der Lehrerschaft hervorrief, wenn er Fragen beantworten sollte. In solchen Fächern wiesen dann auch seine Zeugnisse fast immer erschreckend schlechte Noten auf. Nur einmal – und darüber war wohl mein Bruder selbst so erschrocken, dass er sich lange nicht davon erholen konnte – erschien bei einem Hauptfache, bei Geschichte, in einsamer Grösse die Zensur „Gut“. Wie war dies nun bloss geschehen? Unser Geschichtslehrer mit dem klassischen Namen [7] „Meyer“ war schon ein ziemlich alter und sehr schwerhöriger Herr. In seinen Unterrichtsstunden trieb daher der Schülerunfug sie schönsten Blüten, aber unbeeinflusst von den ihn oft umtobenden Schülerlärm trug der alte Geschichtsprofessor sein Fach mit jugendlicher Begeisterung vor und sein oft von innerer Bewegung zeugender Vortrag verfehlte schliesslich auch auf die lärmenden Schüler nicht seine Wirkung. So fand er bei besonderen Höhepunkten, zum Beispiel bei der Schilderung der homerischen Heldenkämpfe bei seinen Schülern williges Gehör. Wo Schlachten und Kämpfe geschildert wurden, folgte auch mein Bruder den Erzählungen des alten Lehrers mit sichtlichem Interesse, denn hier fand er ja nachahmenswerte Vorbilder für die Schlachten, alias Keilereien, die zwischen Schülern der eigenen

Schule und denen anderer Schulen unter seiner Führung ausgefochten wurden. Nun traf ihn einmal das Schicksal zur Wiedergabe des Pensums der letzten Stunden aufgerufen zu werden. Unvorbereitet wie stets hatte er natürlich nur ganz nebelhafte Vorstellungen von den vorkommenden Personen und den geschichtlichen Zusammenhängen, aber er hatte sich die Art des Vortrages sowie den Tonfall seines Lehrers und die Attribute, die derselbe den einzelnen Helden zu deren Charakteristik beilegte, eingeprägt und hatte nun die Geistesgegenwart, seine lückenhaften Kenntnisse durch eine dramatische Schilderung der Kämpfe, die eine getreue Kopie der ganze Vortragsart seines Lehrers war, zu ersetzen. Denn „wie er sich räusperte und spuckt, das hatte er ihm getreulich abgeguckt.“ Durch seinen dramatischen Vortrag wurde die Schulbank zur Scene und seine Nachbarn brachten sich vorsichtigerweise vor seinem handgreiflichen zur Schau getragenen Zorn über die Grausamkeit des Achilles, den er wohl manchmal auch im Eifer mit Ajax oder Patrocles verwechselte, durch Wegrücken in Sicherheit. Jedenfalls kam es ihm weniger auf die Namen an als auf eine anschauliche Darstellung und so hatte er sich in eine ehrlich gemeinte leidenschaftliche Erregung dermaßen hineingesteigert, dass der alte Herr ganz gerührt war und den Mangel an geschichtlicher Treue in seiner Darstellung vollkommen übersah oder übersehen wollte. Mit der Bemerkung „der Schüler habe eine gute Auffassung“ sprach er ihm seine Anerkennung aus. So verdankte mein Bruder dieser Episode, die schliesslich auch nur ein gut gespielter Streich war, die einmalige Zensur „Gut“ in einem Hauptfache. Für seine Streiche auf der Schule und der Strasse sowie für seine Künste in der Schwimmanstalt, auf der Eisbahn und auf dem Turnplatz hatte er in mir einen neidlosen Bewunderer und meine Bewunderung erhöhte sich noch wesentlich, als schon kurz nach dem Stimmbruch seine selten schöne und ausdrucksfähige Baritonstimme entdeckt wurde. Schon als sechzehnjähriger Jüngling hatte er die Stimmkraft eines Mannes. Für uns Brüder stand es nun fest, dass er die Sänger- und Künstlerlaufbahn einschlagen müsse. Auch meine Mutter die sehr stolz auf das von allen bewunderte Gesangstalent meines Bruders war, wird im Stillen diesen Wunsch gehegt haben. Mein Vater wollte absolut davon nichts wissen, weil er sich nichts Gutes davon versprach. Er bestand darauf, dass er zunächst einen praktischen Beruf ergriff. Dies war bei seinem Schaden der linken Hand nicht so einfach. Zu damaliger Zeit begann man gerade in der Photographie Künstlerisches zu leisten und das bewog meinen Bruder, den Beruf des Photographen zu erwählen, da er dabei seine künstlerische Veranlagung wenigstens etwas zur Geltung zu bringen hoffte.

Eine eigentliche Kunst- und Musikpflege, wie sie in manchen Familien traditionell getrieben wird, gab es in unserem Elternhause nicht, obgleich Vater wie Mutter geistig sehr interessiert und auch kunstbegeistert waren. Diese für die Erziehung so wertvollen Gebiete lagen also ziemlich brach und kamen für uns Kinder zu keiner rechten Auswirkung. Allerdings erfreuten unsere Eltern, als wir schon in ein reiferes Alter getreten waren, uns durch häufiges und sehr ausdrucksvolles Vorlesen aus Fritz Reuter's Werken. Mein Vater als geborener Pommer beherrschte den plattdeutschen Dialect sehr gut. Auf mich haben diese Reutervorlesungen im Elternhause, durch die ich zeitig den [8] plattdeutschen Dialect verstehen lernte, ganz besonders anregend gewirkt und uns Kindern wurde schon zeitig dieser unvergleichliche Humorist und Menschenschilderer erschlossen. Hausmusik fehlte indes gänzlich. Ein Instrument war zuerst überhaupt nicht vorhanden. Die Eltern waren wohl musikliebend, aber ihnen war die Musik kein unbedingtes Lebensbedürfnis. Zudem mögen wohl auch

die Nahrungssorgen, an denen es nie fehlte, nicht gerade stimmungsfördernd gewesen sein. Unser Vater, der eine schöne und kräftige Baritonstimme besass, war wohl eine sangesfrohe Natur, und erfreute uns manchmal mit seinen Liedern, aber alles dies konnte bei uns Brüdern die noch latent vorhandene Sehnsucht nach Musik und künstlerischen Eindrücken nicht stillen. Was wir nicht im Elternhause fanden, suchten wir da, wo gewöhnlich Kinder unseres Alters kaum hinkamen. Wir wohnten damals in der Garve- und Alexanderstrasse, also ganz in der Nähe des in jener Zeit in der Kunstwelt sehr angesehenen Lobetheaters. Im Theatergarten spielten wir mit den Kindern des Theaterinspectors Kossmann und diesem glücklichen Zufall verdanken wir es, dass wir sehr häufig und zwar jahrelang vorzüglichen Schauspielvorstellungen kostenlos beiwohnen durften. Ich erinnere mich noch, in welcher freudiger Erregung wir jedesmal, wenn wir von Herrn Kossmann Erlaubnis dazu bekamen, die Treppe zum Olymp heraufstürmten. Unsere ohnedies sehr rege Phantasie fand durch diese sehr frühen Theaterbesuche reichliche Nahrung. So haben wir dann schon als neun- und zehnjährige Jungens die damals Aufsehen erregende Gastspielvorstellung der Meininger miterlebt. Diese prachtvollen Bühnenbilder stehen mir noch deutlich vor Augen ebenso wie mir die Leistungen der berühmten Künstler wie Teller, Grube, Barnay als Mark Anton, Weiser u.s.w. unvergesslich geblieben sind. Ganz besonders hat sich meinem Gedächtnisse die herrliche Erscheinung der berühmten Darstellerin Amanda Lindner eingeprägt. Ich glaube, sie trat in dem heute kaum noch gegebenen Drama „Bluthochzeit“ von Lindner auf. An die berühmt gewordene Meininger Vorstellung des Julius Caesar erinnere ich mich noch ganz deutlich. Für die spätere künstlerische Laufbahn meines Bruders wie für die Erweckung meines eignen Kunst- und Musiksinnes war aber noch ein anderes Erlebnis aus unserem Kinderdasein von grundlegender Bedeutung.

In Breslau wohnten noch zwei Brüder meines Vaters, von denen der eine Richard Hoche in verhältnismässig jungen Jahren starb, während der andere Erich Hoche über 80 Jahre alt wurde. Obwohl in derselben Stadt wohnend mied dieser Onkel Erich jeden Verkehr mit unserem Vater und unserer Familie zum grossen Schmerze meiner Mutter. Beide Brüder hatten eine so frappante Ähnlichkeit, dass sie auf der Strasse und in der Provinz auf ihren Geschäftsreisen häufig verwechselt wurden und der eine für den anderen angesprochen wurde. Meine Mutter, die stets bestrebt war, den jahrelang währenden Bruderzwist durch eine Versöhnung zu beenden, bediente sich ihrer Kinder als Vermittler und Wegbereiter zu diesem Aussöhnungswerke. Obwohl unser Onkel Erich ein sonderbarer „Heiliger“ war, konnte er sich auf die Dauer unserem Ansturme auf sein hartes Herz nicht entziehen und schliesslich durften wir ihn zu unserer grossen Freude besuchen. Seine Frau, eine frühere Bühnensängerin, war eine herzensgute Seele, nahm uns immer sehr freundlich auf und bewirtete uns mit allerhand Süssigkeiten. Die nun häufig stattfindenden Besuche bildeten in unserem Kinderdasein sehnsüchtigst begehrte Höhepunkte. Dieser Onkel Erich, eine imposante männliche Erscheinung von schönen Gesichtszügen immer selbst wenn es ihm pekuniär sehr schlecht ging, in höchster Eleganz gekleidet war der Besitzer einer Baritonstimme von seltener Pracht. Für uns bildete er daher eine ausgesprochene Idealfigur. In seinem Wesen war er eigentlich recht barsch und abweisend so dass wir Kinder uns zuerst mit Zittern und Zagen in seine Nähe wagten, aber dank des vermittelnden Wesens meiner Tante legte sich mit der Zeit unsere Schüchternheit und wir fassten dann schon den Mut, ihn zu bitten, uns etwas vorzusingen und wenn er erst einmal am Klavier sass,

dann änderte sich sein ganzes Wesen und selbst wir Kinder empfanden schon, dass dieser musikalisch aussergewöhnlich begabte Mensch, der sich stets selbst begleitete, ohne eigentlich das Klavierspiel regelrecht erlernt zu haben [9] zum Künstler berufen war und doch pflegte er seine Kunst nur wenig und zwar nur im engsten intimen Kreise. Am eindrucksvollsten waren seine Vorträge Löwe'scher Balladen. Er hatte die meisten derselben als Schüler des berühmten Balladenmeisters Carl Löwe in seiner Heimatstadt Stettin oft noch vom Manuskript gesungen und war mit der Auffassung des Komponisten, der sie ihm immer selbst vorsang, genau vertraut. Löwe zeigte, wenn er bei ihm war, etwa eintretenden Besuchern stets den ungewöhnlichen „Sängerrachen“ meines Onkels. Denn Löwe schätzte ihn als Sänger sehr und hätte es gern gesehen, wenn er die Sängerlaufbahn ergriffen hätte. Kaum hätte er sich einen besseren Interpreten seiner Balladen, die einen grossen Stimmumfang und ausgesprochen phantasievolles Darstellungsvermögen, wie gerade ihm zu eigen waren, erfordern, wünschen können. Seine in allen Lagen metallisch und zugleich weich klingende Stimme entzückte uns Kinder schon in sehr hohem Grade, dass wir uns auf die Besuche bei unserem Onkel schon lange Wochen vorher freuten. Sein Vortrag war geradezu packend und hinreissend. So brachte er durch seinen vollendeten Gesang schon die Seiten in unserer eignen Brust zum Mitschwingen und wie dies auf die Zukunft meines Bruders und auf seine eigne sangesfrohe Natur einwirkte, darüber wird noch oft zu sprechen sein. In schon ganz jungen Jahren lernten mein Bruder und ich die schönsten Balladen von Löwe, zum Teil auch die Bassarien von Haydn, die mein Onkel auch sehr bevorzugte, in vollendeter Darbietung kennen. Diese künstlerischen Eindrücke prägten sich so tief in unsere für die Kunst und insbesondere für die Musik damals schon sehr empfängliche Gemüter ein, dass die gute Nachwirkung im späteren Leben nicht ausbleiben konnte. War es da noch ein Wunder, meines Bruders Entschluss, nachdem er erst einmal seine Stimme entdeckt hatte, nunmehr feststand, Sänger und Künstler zu werden, zumal er doch immer das Vorbild seines von ihm fast vergötterten Onkels vor Augen hatte. Die Taktik meiner Mutter, durch die Kinder die Wiederversöhnung der feindlichen Brüder einzuleiten, erwies als sehr verständig, denn nach unseren jahrelangen Besuchen bei unserem Onkel war schliesslich der Boden für die endliche Versöhnung vorbereitet, die dann auch eintrat zur Freude der ganzen Familie. Die Wiederversöhnung mit seinem Bruder weckte auch in meinem Vater infolge der von meinem Onkel ausgehenden Anregungen wieder die alte Freude am Gesang und wir Kinder hörten nun häufig die beiden Brüder ihre schon in früheren Jahren vorgetragenen Duette singen. Ein beliebtes Repertoirstück war auch „Lorbeer und Rose“ von Grell, eine heute kaum noch gesungene Komposition, auf der nun auch schon der Staub von vielen Jahrzehnten ruht. Aber auch verschiedene Duette aus Opern wie z. B. das Banditenduet aus „Alessandro Stradella“ von Flotow wurde von den Brüdern mit ihren schönen und überaus kräftigen Stimmen sehr wirkungsvoll vorgetragen. Bei tüchtigen Lehrern ging nun mein Bruder neben seinem photographischen Berufe seinen ernstesten Gesangsstudien nach, fand auch in dem Grafen Heinrich Pückler-Burghaus, selbst einem hochbegabten Sänger, einen Gönner, der von meines Bruders Stimme und Vortragstalent entzückt, ihm nunmehr Förderung zu teil werden liess und ihn auch in Kreise des schlesischen Hochadels einführte. Mit schönen Erfolgen trat er schon als 17 jähriger Jüngling vor die grosse Öffentlichkeit und genoss bald in den folgenden Jahren trotz seiner grossen Jugend in seiner Vaterstadt Breslau und in der Provinz Schlesien als Lieder- und Oratoriensänger einen guten Ruf. An seinen Gesangsstudien

wie überhaupt an den Anfängen seiner Sängerlaufbahn, die ich in Breslau noch miterleben durfte, nahm ich den regsten Anteil und ich darf wohl sagen, dass auf seine geistige Entwicklung wie Erziehung zur musikalischen und künstlerischen Kultur alle die Eindrücke, die wir Brüder in der Jugendzeit gemeinsam erlebten, von bestimmenden Einfluss waren. Wahre Kunstbegeisterung, von der fast alle Familienmitglieder ergriffen wurden, herrschten im Elternhaus von dem Augenblicke an, wo mein [10] Bruder seine Gesangsstudien und seine Künstlerlaufbahn begann. Kunstdebatten, die wohl mit mehr Leidenschaft und Eifer als gerade mit besonderer Sachkenntnis geführt wurden, waren nun an der Tagesordnung. Nur mein Vater, der wohl sich auch an der schönen Stimme und künstlerischen Begabung seines Sohnes erfreute, verharrte allein in seiner Skepsis und glaubte an keine erfolgreiche Laufbahn. So liess er ihm auch weder die moralische, noch materielle Förderung zuteil werden, die er zur Vollendung seines Studiums bedurft hätte. Meine eigne in mir schlummernde künstlerische Begabung, die sich indessen wegen meines bevorstehenden Eintrittes in das Berufsleben nicht hervorrage, machte mich aber für das künstlerische Erleben von jeher besonders eindrucksfähig und es war daher nur allzu begreiflich, dass ich von dem jugendlichen Enthusiasmus und den von hohen Idealen erfüllten Sinn, mit dem mein Bruder sein beginnendes Kunststudium betrieb, miterfasst wurde und ganz in seinen Bann geriet, bis dann mich der Ernst des Berufslebens aus diesem schönem Jugendrausche herausriss. Jedenfalls trat aber zwischen uns Brüdern schon in ganz jungen Jahren eine seltene Gemeinsamkeit unserer idealen Bestrebungen und Interessen, eine gewisse Übereinstimmung in Fragen des künstlerischen Geschmackes, soweit man von einem solchen in jenen noch unreifen Jahren überhaupt reden kann und schliesslich eine seelische Verbundenheit ein, die so tiefe Wurzeln schlug und uns zu so treuen Weggenossen unser ganzes Leben hindurch machte, dass wir es von nun an gleich einem Dioskurenpaare – wenigstens im Aetherreich des Ideales – stets in innigstem Contact sowie Freud und Leid miteinander teilend durchschritten. Noch in dem letzten Schuljahre fasste ich den festen Vorsatz in meinem zu erwählenden Berufe rasch voranzukommen, um meinem Bruder den dornenvollen Weg des Künstlers durch materielle Unterstützung zu erleichtern, zumal meinem Bruder der Sinn für die Realitäten des Lebens vollständig abging und ich auch nach den Äusserungen meines Vaters wusste dass er auf eine Unterstützung von dieser Seite nicht mehr lange würde rechnen können. So kreuzte der Lebensweg meines Bruders den Meinigen dauernd und alles, was er erlebte, fand in meinem Seelenleben einen nachhaltigen Widerhall.

Für mich rückte nun auch der Zeitpunkt des Eintrittes in das Berufsleben immer näher heran. Eine neue Lebensphase stand mir bevor. Dass ich Kaufmann werden sollte, war ja längst beschlossene Sache, ebenso dass ich meine kaufmännische Lehre in Hamburg absolvieren sollte. Vorsorglich hatte mein Vater schon zeitig in Hamburg ein Handelshaus ausfindig gemacht, das mich als Lehrling aufnehmen wollte. Mit dem Gedanken einer Trennung vom Elternhaus musste ich mich also schon bald vertraut machen. Zuerst wohl stimmte mich dieser Gedanke recht traurig, denn gerade während des letzten Schuljahres verlebte ich die schönste Zeit im Hause der Eltern. Gäste gingen jetzt dort ein und aus. Musik wurde jetzt mehr gepflegt als früher. Die sonnige Natur meines Vaters, seine frohe Laune und sein lebenswürdiger Humor, endlich aber der groteskere, oft wahre Lachsalven erzeugende Humor meines hochmusikalischen und sangeskundigen Onkels Erich schufen unvergessliche Stunden einer fröhlichen Geselligkeit, die auf uns Kinder einen ganz besonderen Reiz ausübte und

unsere Jugend in einen Glanz von Wonne und Seligkeit tauchte, der jetzt in meinen alten Tagen in der Erinnerung wieder neu aufleuchtet und die Vergangenheit in der Einbildungskraft wieder so lebendig gestaltet, dass man jene glücklichen Zeiten nochmals zu durchleben vermeint. Aber als nun doch für mich die Stunde des Abschieds vom Elternhause schlug, siegte doch wieder der Drang in die weite Welt über jede Sentimentalität.

Noch aber muss ich der Eindrücke gedenken, die die grossen Naturschönheiten meiner heimatlichen Provinz in meiner zwar noch jugendlichen, aber für die Erhabenheit der Natur schon sehr empfänglichen Seele auslöste. Schon als Jungens strebten wir beiden Brüder stets aus den Steinmauern der Stadt heraus und mag auch die nähere Umgebung Breslau's an und für sich ziemlich reizlos sein, so waren doch die im Weichbild der Stadt liegenden Wiesen an den Oderufern und etwas [11] weiter entfernt sich längs der Oder hinziehenden Waldungen Gegenstand unseres steten Entzückens, wenn wir uns dort herumtreiben oder mit unserem Vater und Grossvater Wanderungen in die Wälder unternahmen konnten. Die Vorstellungswelt der in der Grossstadt aufwachsenden Kinder war wenigstens in jener Zeit, die noch nicht über die Verkehrserleichterungen der Gegenwart verfügte, im Hinblick auf die Natur, auf Berg, Wald und Feld immer verhältnismässig dürftig gewesen. Jeder wird mir dies nachempfinden können, der sich einst in der gleichen Lage befand. Man beobachte nur das Glücksempfinden, das die Grossstadtkinder beseelt, wenn sie mit der schönen Natur auf dem Lande in Berührung kommen.

Weiss ich doch noch, welchen Jubel in meiner Brust ein Familienaufenthalt auf dem Bauerngute unserer Butterfrau hervorrief. Mit den Landleuten morgens in der Frühe um 5 Uhr zur Arbeit aufs Feld, hier und dort mitzugreifend, das Zugvieh antreiben mit Hüh und Hott, Mittags auf den Ackerhäulen zurück ins Dorf reitend, dann mit der Familie am runden Tische in dörflicher Schlichtheit alle aus der gleichen Schüssel das Mittagmahl löffelnd und endlich am Feierabend schon mit den jungen Dorfschönen scherzend und schäkernd, alles dies hatte für das Stadtkind den Reiz des Neuartigen. Zwar mutete dies zuerst etwas sonderbar an, aber bald hatte man sich in die rustikalen Sitten gefunden. Schliesslich erschien das Leben auf dem Lande in seiner naiven Ursprünglichkeit und Einfachheit erstrebenswert und gegenüber dem Grossstadtleben beinah paradiesisch schön. Thränen beim Abschied von der gastfreien Bauernfamilie besiegelten das Dankgefühl, das ich als kaum 14 jähriger für das Erlebte schon empfand.

Wenn ich auf der Liebichshöhe in Breslau den Aussichtsturm bestieg und am Horizonte in der weiten Ferne die Linien der bei Zobten beginnenden Bergketten sich abzeichnen sah, dann stieg in mir, dem Kinde der Ebene, die Sehnsucht nach den Bergen stets mächtig empor. Die erste Bergbesteigung war daher für mich wie für meinen Bruder ein Ereignis. Unser Grossvater unternahm mit uns Brüdern diesen ersten Gebirgsausflug nach dem Zobten, einem kleinen Gebirge, das ungefähr 40-50 Kilometer von Breslau entfernt liegen mag. Unvermittelt aus dem Flachlande nach den Sudeten hin steigt mit zwei Bergspitzen der Zobten bis zu einer Höhe von 718 m ü.d.M. an und auf dem Gipfel gewährt er eine lohnende und weite Aussicht auf die Sudeten. Diese erste Bergbesteigung löste bei mir helle Freude aus und weckt erst recht meinen naturfrohen Sinn. Nun brannte ich auch vor Begierde, bald eine Riesengebirgswanderung zu unternehmen. Auch dieser Wunsch ging mir noch in

Erfüllung, ehe ich die Heimat entgültig verlassen musste. Zusammen mit einem Schulfreunde unternahm ich in meinen letzten grossen Ferien eine Excursion ins Riesengebirge. Für höchstens vier Tage war die Reisezehrung, die uns die Eltern mitgaben, berechnet und nicht wenig waren die Eltern erstaunt, als wir erst nach 8 Tagen zurückkamen. Auch damals schon konnten wanderfrohe Schüler bei bescheidenen Ansprüchen verhältnismässig billig solche Gebirgswanderungen unternehmen und ich, zum ersten Male mir selbst überlassen, erprobte bei den Verhandlungen mit den Gastwirten zwecks Erlangung billiger Nachtquartiere meine diplomatische Begabung. Im Allgemeinen waren die Gastwirte der bescheiden auftretenden Jugend wohlgesinnt und gaben uns Nachtquartier zu oft lächerlich geringen Preisen. In unserer Nahrung schraubten wir unsere Ansprüche auf das geringste Maß herunter und streckten die vorhandenen Geldmittel, damit wir die sich zum ersten Male erschliessenden Wunder der Bergwelt so ausgiebig als nur möglich geniessen konnten. Dieser Ehrgeiz allein liess uns gern auf kulinarische Genüsse verzichten. In Hirschberg begann die Wanderung, zuerst nach Hermsdorf am Fusse des Kynast, dann hinauf zur Burgruine Kynast, die in einsamer Höhe auf mächtigen Granitkegel jahrhundertlang den Zeiten getrotzt und um deren Trümmer das Volk seine Sagen gesponnen hat, die dann bei deut-[12]schen Dichtern, einem Theodor Körner, Rückert und den Söhnen des Riesengebirges Gerhart und Karl Hauptmann sowie bei anderen dichterische Verklärung fanden. Hier geisterte die Sagengestalt Rbezahls. Wie die romantische Phantasie eines Malerpoeten wie es Max [Moritz!] von Schwind war, die Gestalt dieses Berggeistes in einem seiner in der Münchener Schackgalerie hängenden Bildern geformt hat, so meinte man sie durch die alten Fichtenwälder des Riesengebirges, die ja nach der Sage Rbezahls Reich bildeten, schreiten zu sehen. Der Zauber der Rübezahl'schen Märchen, die in unserer jugendlichen Einbildungskraft wieder lebendig wurden, „umfing uns und Gerhart Hauptmann's Apostrophe an diesen Erdenfleck: – Es ist hier schöne, es rauscht so fremd und voll. Der Tannen dunkle Erde regt sich so rätselhaft. Das Märchen! Ja das Märchen weht durch den Wald!“ – – atmete die Stimmung, in deren Bann wir ebenfalls standen. So träumten wir uns in unserer Art in Rübezahl's Reich hinein und dann ging es im strammen Marsche über Agnetendorf nach Schreiberhau, wo sich dem Blicke ein unvergleichliches Gebirgspanorama eröffnet, hierauf weiter nach Josephienhtte Schlesiens grösster Glasbläserei, die unser Interesse fesselte bis zum mächtig herabbrausenden Zackelfall und nun weiter bergan zur neuen schlesischen Baude, von der man in den Elbgrund hinunterblickt und die eigentliche Kammwanderung beginnt. Zunächst erreicht man die 1490 m hohe Schneegrubenbaude über den düsteren Schneegruben, wo auch im heissesten Sommer der Schnee nicht wegschmilzt. Hier wurde übernachtet, natürlich nur auf Heu, denn Betten waren auf dem Gebirgskamme für uns arme Wanderer unerschwinglich. Auch die Petersbaude und Spindlerbaude, die schon auf böhmischer Seite liegen, wurden besucht. Das Leben in den Bauden an den Abenden war damals schon recht fröhlich und ausgelassen. Böhmische Musikanten sorgten für die nötige Stimmung. An einem nebligen Morgen wurde die 1603 m hohe Schneekoppe bestiegen. Welche Empfindungen der Freude und des Stolzes mögen damals mein Inneres bewegt haben, als ich vom Gipfel dieses hohen Berges, von Wolken umringt, in die heimatlichen Auen hinunterblickend stand. Auf den Sonnenaufgang, den man so gern erleben wollte, musste man bei dem trüben Wetter leider verzichten. Es ist bekannt dass im Riesengebirge höchstens 60 Tage im Jahresmittel nebelfrei sind, also heiteres Wetter haben. Etwa

260 Tage liegt auf dem Gipfelkamm meist der Nebel. Als junger Mann ist auch einst der berühmte Kriegsheld Generalfeldmarschall Helmut von Moltke durch das Riesengebirge gewandert und hat seiner Mutter in wirkungsvoller Weise den Eindruck geschildert, den diese gebirgige Landschaft auf dem Kamm bei dem zumeist stürmischen Wetter auf sein empfängliches Gemüt, das poetischen Regungen sehr zugänglich war, hervorgerufen hat. „Unbeschreiblich – so schrieb er an seine Mutter – ist der Anblick, wenn der Wind die Wolkenmassen zwischen den schwarzen Tannenwäldern und durch die grossen Schluchten hindurchjagt und plötzlich ein weites Thal zeigt. Häuser, Dörfer, Städte werden sichtbar, weithin öffnet sich das Land auf viele Meilen. Plötzlich schliesst sich alles wieder in graue Wolken, die mit majestätischem Brausen durch die Gipfel ziehen.“

Nach der Besteigung der Schneekoppe ging es über die Riesenbaude durch den Riesengrund und durch das in herrlicher Gebirgswelt einsam gelegene Spindelmühl, hinunter ins Aupathal. Dort nahmen wir Standquartier in einem Gasthofe, an dessen Besitzer ich Empfehlungen von meinem Grossvater mitbrachte, die uns eine freundliche Aufnahme und billiges Unterkommen sicherten. Von hier machten wir kleine Ausflüge in die Berge. Über Schmiedeberg ging es dann wieder mit der Eisenbahn nach Hirschberg von wo wir dann die Heimreise antreten wollten. Ehe wir aber nach Schmiedeberg gingen, wurde noch das reizend gelegene Krummhübel besichtigt wo Friedrich Wilhelm IV. die Kirche Wang, eine hochinteressante Sehenswürdigkeit, nämlich einen 700 Jahre alten norwegischen Holzbau aufrichten liess. Das inzwischen trotz aller Streckung zur Neige gegangene Geld reichte noch gerade für die Fahrkarte 4ter Klasse und eine Mahlzeit in der Volksküche. [13]

Noch heute – also nach mehr als 50 Jahren – steht mir dieser Gebirgsausflug in lebendigster Erinnerung. Die sicherlich in mir latent schon schlummernde Natur- und Wanderfreude hatte ich in vollen Zügen ausgekostet und während meines ganzen Lebens habe ich diese Freude in mir wach erhalten. So wurde sie mir stets zum Quell mancher erlesener Naturgenüsse.

Es mag wohl im Herbst 1889 gewesen sein, als ich als junger Provinzialer in Hamburg einzog, um dort meine Ausbildung als Kaufmann zu erhalten. In jener Zeit des tiefsten Friedens, also zwei Jahrzehnte nach dem grossen, für die wirtschaftliche Entwicklung des deutschen Vaterlandes so entscheidenden Kriege von 70/71 hatte sich der Handel und das Wirtschaftsleben mächtig entfaltet und infolge dieses allgemeinen gewaltigen Aufschwunges pulsierte gerade in Hamburg ein vielgestaltiges, reges Leben und ein überaus lebhafter Verkehr. Der Wert der Waren, die damals schon jährlich in Hamburg umgesetzt wurden, schätzte man auf eine Summe, die wohl zwei Milliarden übersteigen mochte. Die grossen Freihafenläger bargen Warenvorräte von unermesslichem Werte. Von Hamburg aus hielten etwa 150 große Seedampfer der dortigen bedeutenden Schifffahrtslinien den ununterbrochenen Verkehr mit den wichtigsten Seehäfen der Welt aufrecht. Gewaltig war aber auch der Auswandererstrom, der sich von Hamburg aus jahraus jahrein in die neue Welt, insbesondere nach den Vereinigten Staaten, Kanada und andere Teile der Welt ergoss. Nicht minder bedeutend war auch der Schiffsverkehr auf der Elbe von und nach Berlin, Magdeburg, Dresden und sogar nach Prag. Als ich als Landratte damals zum ersten Male in Hamburg einzog, da wirkte doch der Pulsschlag des Lebens und Verkehrs in diesem Handelsemporium, den ich auf Schritt und Tritt verspürte, höchst eindrucksvoll auf mich und die auf mich einströmenden Eindrücke übertrafen noch um Vieles meine

hochgespannten Erwartungen. Gewiss war ich selbst in einer Grossstadt aufgewachsen. Hier aber war die Physiognomie des sich äusserlich abspielenden Lebens doch eine ganz verschiedenartige. Wenn man die Stadt durchwanderte, drängte es sich den Sinnen unwillkürlich auf, dass die Macht, die das Stadtbild ganz beherrschte, in den Bedürfnissen des Handels zu suchen war. Unendliche Bewegung flutete an den Wochentagen durch die Strassen. Schaffenskraft durchpulte alle Handelshäuser, Speicher und Kontore, deren man ansichtig wurde. Zur Flutzeit wurden an Kranen Kaufmannsgüter und Warenballen aller Art, die in die Welt hinausgesandt werden sollten, in Schuten und große Kähne verladen, die dann aus den Fleeten und Kanälen, die die innere Stadt durchziehen, dem Hafen zustrebten. Und dann der Hafen selbst! Wie so manches Mal habe ich von der Terrasse in Wietzel's Hotel an den St. Paulilandungsbrücken das wechselvolle und bunte Hafengebilde mit wahren Entzücken betrachtet. Welch' Gewimmel von schwer keuchenden oder flugs dahinjagenden grossen und kleinen Schleppdampfern. Diese sind es, die die mächtigen Seedampfer und die grossen Segler die Elbe herunter nach dem offenen Meere oder andere wieder vom Meere herein in den sicheren Hafen bringen. Mit diesen Schiffskolossen strömen aus allen Ländern unzählige Warenmengen herein, die meistens in dem fast eine Stadt bildenden Freihafen, wo sich ein Hafenbecken an das andere reiht, gelöscht werden. Dazwischen huschen die kleinen und grossen Personendampfer, die den ungeheuren Menschenverkehr im Hafengebiet vermitteln bzw. bewältigen, vorüber. Den grossen Elbtunnel, der heute einen Teil dieses ganz enormen Verkehrs ablenkt, gab es damals noch nicht. Wie konnte man unter dem Eindrucke dieses ganz enormen Verkehrs noch zweifeln, dass die Nährmutter Hamburgs schliesslich der große mächtige Ozean ist. Von ihm allein rührt Hamburgs Grösse und Reichtum her. Aber gleichsam, ob das Element des Wassers der ganzen Stadt zum Sinnbild werden sollte, gibt auch die Binnen- und Aussenalster ihr das charakteristische Gepräge. Die Binnenalster, umschlossen von der Lombardbrücke vornehmen Strassen mit palastartigen Hotels und Geschäftshäusern und die Aussenalster, umkränzt von in grossen parkähnlichen Gärten eingebetteten Villen und Schlössern der reichen Handelsherren und auf beiden Alsterbecken ein regelmässiger Verkehr kleiner Dampfer, die die Menschen aus den Vororten in Stadtzentrum [14] und umgekehrt von der Stadt hinaus in alle Vororte bringen. Diese kleinen Dampfer dringen auf Kanälen in die ganz weit entferntliegenden Stadtteile ein. Im Sommer belebt sich das Bild noch ungemein in geradezu malerischer Weise durch eine Menge Ruderboote der Sportvereine und der Villenbesitzer, die auf den grossen Wasserflächen Erholung suchen, durch prächtige Segeljachten und Motorboote, endlich auch durch die grossen Schaaren weisser, leichtbeflügelter und Fische suchender Möven. Die äussere Stadt mit den Parks und Gärten, mit den grossen Alsterwasserflächen, die innere alte Stadt mit den grossen Geschäftsstrassen, aber auch mit vielen winkligen, teils noch sehr alten Strassen, Gassen, Gässchen und Gängen, mit den bei Sonnenbeleuchtung pittoresk wirkenden Fleeten und Kanälen und endlich das prächtige Hafengebilde, welches ein herrlicher Dreiklang!

Es erfüllte mich doch mit grossem Stolze und mit freudiger Genugtuung gerade in diesem Handelsemporium in meinen Beruf eingeführt zu werden, denn dass der Gesichtskreis, der sich mir hier in dieser Umwelt erschliessen würde, von vornherein ein viel umfassender werden müsste, als irgendanderswo, das war mir damals trotz meiner Unreife schon zu vollem Bewusstsein gekommen. Beim Anblicke der Ozeanriesen stieg auch sofort in mir wie bei vielen jungen Leuten die Sehnsucht

nach den weiten Fernen auf. Den ganzen Lebensweg, wie ihn sich der jugendliche Optimismus schon vorstellt, malte mir die Phantasie in verführerischen Bildern vor. Schon sah ich mich in Gedanken als Pionier deutschen Handels in tropischen Ländern, Reichtümer erwerbend, und dann zurückgekehrt als Hamburger Herr in einer Villa in Harvestehude oder in Uhlenhorst im Genusse der in fremden Zonen erworbenen Reichtümer residierend. So von glänzenden Zukunftsbildern umgaukelt und Luftschlösser bauend trat ich in meinen Beruf ein. Die Wirklichkeit sah allerdings zunächst etwas anders aus. Als jüngster Lehrling in einem noch aufstrebenden Hamburger Exportagenturgeschäft fand meine Phantasie kaum Stoff und Nahrung zu Excursionen in das Reich der Illusionen. Eher deprimierend wirkten die Arbeiten der ersten Monate und erst als meine mir sehr wohlgesinnten Chefs erkannt hatten, dass ich eine besondere Begabung für fremde Sprachen besass, gaben sie mir zu einer mich geistig sehr befriedigenden Beschäftigung Gelegenheit. Beide Chefs, von denen der eine sehr gewandt in der französischen, der andere in der englischen Sprache war, diktierten mir nun, nachdem sie gefunden, dass ich beide Sprachen fehlerlos schrieb, die fremdsprachlichen Handelsbriefe einige Monate lang, bis ich sie eines Tages bat, mich selbständig diese Briefe aufsetzen und schreiben zu lassen. Der Versuch glückte über alles Erwarten und so war es mir schon nach kaum einjähriger Lehrzeit vergönnt, die leichtere fremdsprachliche Handelskorrespondenz selbst zu erledigen. Dies hatte eine begreifliche Steigerung meines Selbstgefühls zur Folge und nach Verlauf von 2 ½ Jahren trat ich an meine Chefs mit der Bitte heran, mir das letzte halbe Jahr Lehrzeit zu erlassen. Man erfüllte ohne Weiteres meine Bitte und um mich weiter an die Firma zu fesseln, stellte man mich gleichzeitig als Korrespondent mit dem mir damals königlich erscheinenden Anfangsgehalt von 100 Mark an. In dieser Stellung verblieb ich dann noch weitere 2 ½ Jahre. Infolge ihres geradezu vorbildlichen Fleisses und ihrer grossen Rührigkeit hatten es meine Chefs dahin gebracht, dass der Ruf ihrer Firma H & de V. schon in meiner Lehrzeit sich rasch verbreitete und die natürliche Folge war, dass dieselbe einen unerwarteten grossen Aufschwung erfuhr dank dem grossen Unternehmungsgeiste, den besonders Herrn H. auszeichnete. Dem ursprünglichen in der Schauenburgerstrasse betriebenen Agenturgeschäfte wurde in dem nun neugemieteten ausgedehnten Geschäftsräumen auf dem grossen Burstah eine große Musterausstellung angegliedert. Etwa hundert europäische Fabriken der Nahrungsmittel und Getränkebranche vertrat die Firma für den Export nach überseeischen Ländern und jede der vertretenen Fabriken musste mit einem verhältnismässig kleinen Beiträge an den Kosten der permanenten äusserst geschmackvoll eingerichteten [15] Musterausstellung teilnehmen. In den schönen Ausstellungsräumen, deren künstlerische Ausstattung noch durch allerhand Beleuchtungseffekte eine wirkungsvolle Steigerung erfuhr, gaben sich die Einkäufer der Exporteure sowie die nach Hamburg gekommenen überseeischen Kaufleute ein Rendez-vous und in einer lauschigen Probierdecke wurden die ess- und trinkbaren Köstlichkeiten ausgiebig gekostet und dann auf Grund der Proben die grossen Aufträge erteilt. Meines Wissens besteht die Firma und die Ausstellung noch und geniesst nach wie vor Ruf und Ansehen in der Hamburger Geschäftswelt. Diese ganze geschäftliche Aufwärtsentwicklung, die ich schon als Lehrling mitmachte, war für mich äusserst instructiv und meiner Chefs, deren Vertrauter ich in besonderem Maße genoss und mit denen ich später noch lange in Verbindung blieb, gedenke ich heute noch in dankbarer Verehrung. Von Herrn H., der eine Tochter eines Hamburger Rheeders heiratete, wurde ich häufig zum Diner in die

Familie eingeladen und gewann so schon als junger Mann Einblick in den vornehmen Stil Hamburger Familienkultur. Während des letzten Jahres meiner Lehrzeit durfte ich schon mit meinen Chefs auf die Börse gehen und musste sie dort, wenn sie die verschiedenen Exporteure auf ihren Börsenständen zwecks Besprechung der schwebenden Geschäfte besuchten, vertreten, um allen Besuchern unseres Börsenstandes geschäftliche Auskunft zu erteilen. Gab auch die Tätigkeit in der Handelsfirma, in der ich meine Lehrzeit absolvierte, nur einen begrenzten Begriff von der eigentlichen Praxis des Ausfuhrgeschäftes – da ja eine Exportagentur nur Vermittlungsdienste zwischen den eigentlichen Exporteuren und der binnenländischen Industrie zu leisten hat – – so war dessenungeachtet in dem steten Verkehr mit den grossen Import- und Exporthäusern hinreichend Gelegenheit vorhanden, sich über die Technik des Imports- Exporthandels zu unterrichten. Neben den reinen Agenturgeschäften kamen aber auch hin und wieder Commissions- und Consignationsgeschäfte vor, deren Abwicklung schon an und für sich interessant war und die auch dazu beitrugen, den Gesichtskreis durch die Kenntnis der Usancen im Handel mit den verschiedenen Producten, die oft von einander sehr abweichen, zu erweitern. So erinnere ich mich, wie sehr es mich als werdender Kaufmann fesselte, wenn durch sogenannte chiffrierte Überseetelegramme beispielsweise ganze Schiffsladungen von norwegischen Stockfischen (Codfish), die in südamerikanischen Ländern sehr begehrt sind angeboten und abgeschlossen wurden, selbst wenn die Ladungen die norwegische Küste auf Seglern bereits verlassen hatten, also schon „schwammen“, wie es in der kaufmännischen Terminologie heisst. Nicht minder interessant waren sogenannte Konsignationsgeschäfte, die in überseeischen Gebieten häufig vorkamen. Es werden dann auf einem für aufnahmefähig gehaltenen Markte ganze Ladungen eines bestimmten Artikels an vertrauenswürdige Häuser zum bestmöglichen Verkauf unter Angabe eines Preises, der möglichst erreicht werden sollte gesandt. Für den Absender solcher Ladungen bergen diese Art Geschäfte doch immer ein nicht unerhebliches Risiko. Die entgültigen Abrechnungen können bestenfalls wohl mit einem Mehrerlös, im ungünstigsten Falle aber auch mit beträchtlichen Mindererlösen abschliessen, ja, mit letzteren muss man immer dann rechnen, wenn der betr. Markt zur Zeit des Eintreffens der Ware nur geringe Nachfrage für den konsignierten Artikel aufweist. Ist der Artikel zudem noch raschem Verderben ausgesetzt und erlaubt keine längerdauernde Lagerung, so muss er oft unter grossen Verlusten verschleudert werden. Unsere Firma erhielt einmal grosse Ladungen von kanadischen Hummer zum bestmöglichen Verkauf, womit dann seitens der Hamburger Aufkäufer ganz Deutschland beglückt wurde. In jener für Deutschland noch glücklichen Zeit, wo man den wirtschaftlichen Aufstieg von Jahr zu Jahr verfolgen konnte, besaßen wir noch unsere Kolonien, auf die stolz zu sein wir vom nationalen Standpunkte allen Grund hatten, wenngleich sie uns in wirtschaftlicher Beziehung tatsächlich nicht viel eingebracht haben sollen. Trotzdem entbehren wir sie heute doch sehr, waren sie doch immerhin Gebiete, wohin Deutschland stets wachsenden Bevölkerungs-[16]überschuss abstossen konnte und wo die jungen Teutonen ein Betätigungsfeld für ihren Wagemut und ihre Abenteuerlust fanden. In diesen Kolonien blühte auch der Tauschhandel. Die Schwarzen brachten auf langen Tagereisen die tropischen Producte auf ihren Schultern in die Factoreien der deutschen Firmen. Von unserer Firma wurden diese Factoreien mit Nahrungsmitteln und Getränken versorgt. Alle Stapelartikel, die in Europa wegen ihrer weniger wertvollen Qualität wenig Aussicht auf Absatz hatten, wurden zu Tauschzwecken in die Kolonien abgeschoben. Der

Schwarze in den Kolonien hatte noch nicht den differenzierten Geschmack der Europäer und in seiner Anspruchslosigkeit erschienen ihm diese minderwertigen Waren oft sehr wertvoll. So kam es, dass man für verhältnismässig geringwertige Producte hochwertige eintauschen konnte. Um nun die Schwarzen, die von eifrigen Missionaren auch vielfach in die Heilslehre des Christentums eingeführt wurden, auch mit allen sonstigen Segnungen europäischer Kultur zu beglücken, wurden für den Tauschhandel auch viele Spirituosen hinausgesandt. Auch hier spielte die äussere schöne Aufmachung eine grössere Rolle als die Qualität. In mit Blech ausgeschlagenen Exportkisten, die 12 Originalflaschen enthielten, wurde beispielsweise Kognac versandt. In prächtiger Aufmachung glichen die Flaschen äusserlich denen der berühmten Marke Hennessy. Verkauft wurden diese Kisten zu dem fabelhaften klingenden Preise von RM 4,- bis 5,-. In ähnlicher Aufmachung und zu ähnlichen Preisen gingen im Freihafen verschnittene Bordeaux- und Portweine heraus. Diese Qualitäten in unserer Probierdecke zu kosten, dazu verspürten die Käufer wenig Lust. Auch neben ausgezeichneten französischen Sardinien, die für die Europäer bestimmt waren, wurde eine geringere Qualität portugiesischer Sardinien in grossen Mengen nach den Kolonien für die Schwarzen versandt. Für diese waren sie trotzdem noch Ambrosia, wie die oben erwähnten Getränke ihnen vielleicht als der reinste Nektar erschienen.

Wenngleich in Hamburg alle wesentlichen Producte der überseeischen Rohstoffgebiete eingeführt und gehandelt wurden, so war doch das damalige Hamburg in einem Artikel in Europa der wirklich tonangebende Markt und neben New York, der überhaupt bedeutendste, nämlich im Kaffeehandel. In diesem Handel hatte sich eine ganz besondere Technik ausgebildet. Man unterschied das Effectiv-Geschäft vom Termingeschäft. Beim Effectivhandel konnte man auf Grund von Proben jedes beliebige Quantum kaufen, beim Termingeschäft dagegen war man an das durch die Börsenusancen vorgeschriebene Quantum, einen sogenannten Schluss, gebunden. Auch die Qualität der zu liefernden Ware war durch die Börsenusancen vorgeschrieben. Beim Effectivgeschäft konnte der Lieferungstermin mit dem Verkäufer frei vereinbart werden, während beim Termingeschäft die Lieferungstermine ebenfalls durch die Börsenusancen bestimmt wurden. Durch diese von vornhinein festgesetzten Quantitäten, Qualitäten und Termine glichen sich die Termingeschäfte einander vollständig. Sie waren unter sich gleichartig und unterschieden sich nur im Preise. Termingeschäfte wurden zu jener Zeit in grosser Anzahl abgeschlossen und waren bei der Preisbildung im Effectivgeschäft oft von einschneidender Bedeutung bezw. Wirkung. Für viele Kaffeeimporteure wurde das Termingeschäft für das auch mit dem Effectivgeschäft verbundene Risiko betrieben und war natürlich reine Spekulation, da in Wirklichkeit Ware in den meisten Fällen garnicht geliefert wurde, sondern nur die aus sehr veränderlichen Börsennotierungen sich ergebenden Differenzen ausgezahlt wurden. Dass dabei oft erhebliche Verluste eintreten konnten, ist begreiflich und ich erinnere mich an manche Katastrophe, von der die eine oder andere Firma betroffen wurde, wenn sie sich zu stark engagiert hatte. Ob der Terminhandel heute noch in unveränderter Gestalt besteht, weiss ich nicht. Immerhin wäre es möglich. Einen weiteren sehr wichtigen Einfuhrartikel bildete zu meiner Zeit auch Chilialpeter und Guano, die als Düngemittel früher als wir noch nicht den synthetischen Stickstoff selbst erzeugten, der deutschen Landwirtschaft in grossen Mengen zugeführt wurden. [17]

Heute sind diese wichtigen Producte von dem Markte fast verschwunden oder erscheinen auf demselben nur in verhältnismässig geringen Quantitäten. Der Chilisalpeter wurde seiner Zeit in regelmässigen grossen Schiffsladungen von der bedeutenden Rheederei F. Laeisz mit ihren gewaltigen diesem Zwecke besonders dienenden Seglern (Drei- und Viermastern) nach Europa gebracht. Für diese Ware spielte die mit dem Segelschifftransport verbundene lange Beförderungszeit nur eine geringe Rolle. Zudem konnte der zu erzielende Preis auch die weit höhere Dampferfracht nicht vertragen. Auf Grund der Schiffspapiere, die den schwimmenden Ladungen vorauseilten, wurden in Hamburg die Verkäufe getätigt und die Ladungen, ehe sie überhaupt den Hafen erreichten, wechselten oft mehrere Male den Besitzer. Wer sich zuletzt im Besitze der wie ein Wechsel durch Indosso übertragbaren Schiffsdokumente befand, verfügte über die Ladung bei ihrem Eintreffen. Als Hamburger Kaufmann kannte man die wichtigsten Überseedampfer ganz genau und wusste auch zu welcher Rheederei sie jeweils gehörten. So freute man sich beim Besuch des Hafens jedesmal, wenn man alte Bekannte immer wieder traf. Ich erinnere mich noch an die grossen Laeisz'schen Schiffe, die mit ihrem imposanten Takelwerk doch noch ein Stück Romantik des früher die Meere durchfurchenden Segelschiffes bewahrten. Unvergesslich ist mit der Anblick dieser grossen Segler mit vollständig entfalteten und von Sonnenlicht überflutenden oder im Meerwasser sich spiegelnden Segeln auf hoher See. Heute sind diese Schiffe auf den grossen Seeverkehrsstrassen kaum noch zu finden. Die bedeutendsten Hamburger Handelshäuser befassten sich meistens sowohl mit der Einfuhr und Ausfuhr von Waren als auch mit Bankgeschäften und Rhederei. In den überseeischen Ländern hatten sie ihre eignen Niederlassungen und dank ihrer grossen Kapitalkraft waren sie in der Lage, den überseeischen Händlern langfristige Kredite zu gewähren, während sie selbst ihre Einkäufe bei der europäischen Industrie sofort in bar bezahlten. In den grossen Exporthäusern war die bei Weitem wichtigste Persönlichkeit der Einkäufer. Eine nicht geringe Machtfülle vereinigten sich in seiner Person, aber über welche Unsumme von Fachkenntnissen, über welche Geschicklichkeit in der Aufsuchung der besten Bezugsquellen musste derselbe bei der Ausübung seiner Funktionen verfügen. Je nachdem von drüben Bedarf gemeldet war oder Aufträge zum Einkauf vorlagen, musste er die Einkäufe bewirken ganz gleich ob es sich um Lokomotiven oder Drahtstifte, Schuhwichse oder französischen Champagner handelte. Alles Erdenkbare kam vor und musste beschafft werden. Millionenwerte gingen jahraus jahrein durch seine Hände. Begreiflich war es daher, dass der Einkäufer stets die von den Exportagenten am meisten umworbene Persönlichkeit war. Die grosszügige Auffassung, die man im Hamburger Geschäftsleben gewinnt, ist mir während meiner kaufmännischen Laufbahn stets von hohem Nutzen gewesen und sicherlich wäre mir eine erfolgreichere Laufbahn beschieden gewesen, wenn ich in Hamburg geblieben wäre und von dort den Flug in die weite Welt gewagt hätte, vor allem in die überseeischen Länder, die mit dem Hamburger Handel in engster Verbindung stehen. So aber kehrte ich später Hamburg den Rücken, versuchte zuerst in Süddeutschland mein Heil bei der Industrie und setzte in Mitteldeutschland dann meine Laufbahn als Industriekaufmann fort, um als solcher voraussichtlich die Tage meines Erdendasein in Süddeutschland, wohin mich das Schicksal wieder verschlagen hat, zu beschliessen. Auf diese Weise verlor ich ganz die Fühlung mit dem Hamburger Überseehandel. Verpassten Gelegenheiten, aus denen sich ein verfehltes Leben stets zusammensetzt, soll man nicht nachtrauern. Das Geständnis aber, dass ich in allen meinen

späteren Wirkungskreisen als Kaufmann nie wieder die gleiche Befriedigung gefunden habe, wie sie gerade das Hamburger Geschäftsleben in so reichem Maße bietet, kann ich doch nicht ganz unterdrücken. –

Dass Lehrjahre keine Herrenjahre sind, diese Wahrheit habe ich bis zur Neige auskosten müssen. Nicht nur die anstrengende Arbeit im Geschäft, sondern auch die Selbststudien, die ich in meiner kargbemessenen freien Zeit zur Weiterbildung in den Handelssprachen und in anderen Fächern [18] des Berufswissens trieb, absorbierten mich vollständig. Nach Beendigung der Lehrzeit war dann aber auch eine wirklich gediegene Grundlage geschaffen, auf der ich im Leben weiterbauen konnte. Jetzt aber wollte ich auch teilnehmen an Allem, was zur Steigerung der Lebensfreude beiträgt. Bislang war der jugendliche Drang nach Erlebnissen ungestillt geblieben. Nun aber stürzte ich mich in den Strudel des Lebens, was sich mangels Geld und Zeit vorher von selbst verbot. Vor allem brach die Sehnsucht nach künstlerischem Geniessen mit ihrer ganzen Macht hervor, nicht minder die Durst nach Erkenntnis, nach der die Jugend ganz besonders lechzt. Als einen besonderen Glücksfall muss ich es betrachten, dass ich während der fünf Jahre meines Hamburger Aufenthaltes in der Familie meines Onkels Aufnahme fand und so die Heimat nicht ganz zu entbehren brauchte. Dieser Onkel, politischer Redacteur des damals schon sehr angesehenen „Hamburger Fremdenblattes“ hatte ursprünglich Chemie studiert, war auch eine Zeit lang Leiter einer chemischen Fabrik in Schlesien, später studierte er dann noch Nationalökonomie. Seine schriftstellerische Begabung bestimmte ihn dann, zur Presse überzugehen. In fast allen wissenschaftlichen Disziplinen bewandert war er zudem ein höchst geistreicher, wegen seines Gehörleidens aber sehr zurückgezogen lebender Mann. Mir, der ihn auch wegen seines edlen Charakters hochschätzte und liebte, war er in allen geistigen Dingen Vorbild und mein steter Verkehr mit ihm wurde mir zum Quell wertvollster geistiger Anregungen. Um einen Teil meines ihm geschuldeten Dankes abzutragen, unterstützte ich ihn durch Sekretärdienst bei seiner schriftstellerischen Arbeit. Den täglichen Leitartikel pflegte er mir, nachdem er ihn vorher flüchtig konzipiert hatte, abends, wenn ich müde nach Hause kam, zu diktieren. Wenn mir auch manchmal bei dieser oft bis in die Nacht hinein dauernden Arbeit die Augen zufielen, war dieselbe bei den täglich wechselnden Themen politischen und wirtschaftlichen Inhalts für meine geistige Entwicklung von nicht gering anzuschlagender Bedeutung. Auch mit seiner grossen wissenschaftlichen Bibliothek, die fast alle wesentlichen Wissensgebiete umfasste, kam ich auf diese Weise in unmittelbare Berührung und stöberte darin in freien Stunden gern herum. Ja, sie wurde mir sozusagen zum Schicksal, als durch sie der Poyhistor in mir Förderung fand. In dem jugendlichen Alter zwischen 18 und zwanzig Jahren ist es nicht ohne Belang, in welcher Umwelt man aufwächst. Ohne Frage hat diese auf die Formung des Geistes und Charakters, zumal wenn gute erfolversprechende Anlagen vorhanden sind, bestimmenden Einfluss. Wenn ich mich zunächst auch auf alles konzentrierte, was unmittelbar oder mittelbar mit meinem Beruf zusammenhing, so erstrebte ich darüber hinaus, doch die Aneignung eines universellen Wissens. Bei meinem heissen Drange nach wissenschaftlicher Vertiefung meines Berufswissens versenkte ich mich ganz besonders dem Studium der Volkswirtschaftslehre, worüber genügend einschlägige Literatur sich in meines Onkel's Bibliothek vorfand. Er selbst konnte mir auf diesem Gebiete ein interessanter Führer sein. Diese Studien setzte ich noch lange nach meiner Hamburger Zeit fort und der Extract derselben wurde viele Jahre später in zwei im Kasseler kaufmänn-

nischen Verein öffentlich gehaltenen Vorträgen verdichtet. Wegen ihres Bildungswertes liess dieser Verein die beiden Vorträge, die „Die Volkswirtschaftslehre, ihr Wesen und ihre Bedeutung für den kaufmännischen Bildungsgang“ betitelt waren, in Druck erschienen. Meine Vorliebe für geistige Beschäftigung erschöpfte sich aber nicht nur in diesen Studien, sondern erfasste auch ganz andere Wissensgebiete. Aber neben meinem grossen Bildungshunger war das Verlangen, den Durst nach künstlerischen Genüssen jeder Art zu stillen, nicht minder gross. Nachdem ich mich in meinem Berufe genügend vorgebildet glaubte, da konnte ich nicht länger meine Theaterleidenschaft bändigen und wurde auf dem Olymp des Hamburger Stadttheaters Stammgast. Wenigstens dreimal in der Woche in den Jahren 1893, 94 und 95 besuchte ich Opernvorstellungen. Konzerte wurden damals noch weni-[19]ger aufgesucht. Das Theater mit seiner grösseren Anschauungskraft bot der für alles Sinnfällige empfänglichen Jugend mehr Interesse. Der Besuch der Konzerte setzte, wenn man nicht selbst gerade Instrumentalist ist, eine grössere Musikkultur voraus, über die ich damals einfach noch nicht in dem erforderlichen Maße verfügte. Für einen jungen Mann ist bei der Abgeschlossenheit, in der die besseren Hamburger Kreise leben, die Möglichkeit zu einem geselligen Verkehr, wie ich ihn aus der Heimat kannte, kaum vorhanden. Im Hause meines Onkels wurde wenig Geselligkeit gepflegt. Infolge seiner Schwerhörigkeit war er ohnedies zur Zurückgezogenheit verurteilt. Dafür fand ich aber durch ihn genug Gelegenheit, mit geistig bedeutenden Menschen in Berührung zu kommen und Unterhaltungen beizuwohnen, die sich weit über das Mittelmaß des Alltäglichen erhoben. Selbst wenn man von dem aufrichtigen Bestreben geleitet wird, über alles erlebte in völliger Objektivität Rechenschaft abzulegen, wird dies zu einem äusserst schwierigen Beginnen in dem Augenblicke, wo man der Theatereindrücke aus der Jugendzeit gedenkt. Von dem Enthusiasmus, mit dem eine begeisterungsfähige Natur in der Jugend solche Eindrücke auf sich wirken lässt, wird immer etwas in die Feder fliessen, denn nichts wird in der Erinnerung mehr verklärt als Theatereindrücke aus der Jugendzeit. In den Jahren 1892-95, in denen ich gerade das Hamburger Theaterleben aus eigener Anschauung kennen lernte, standen an der Spitze der maßgebenden Theater zwei in der Theatergeschichte anerkannte Persönlichkeiten: Der Hofrat Pollini, der das Szepter am Hamburger Stadttheater, das mit dem Altonaer Stadttheater sozusagen in Personal- und Realunion stand, schwang und Chéri Maurice, der Direktor des Thaliatheaters. Pollini wurde von den einen als ein hervorragender Theatermann in den Himmel gehoben, von den anderen angefeindet und als Kunstgeschäftsman verschrieen. Die Wahrheit lag wie meistens in der Mitte. Niemand wird ihm aber seine aussergewöhnliche Tatkraft, sein Organisationstalent und endlich seine Fähigkeit, große Talente rechtzeitig zu erkennen, sie an sein Institut zu fesseln und ihnen den Weg zum Weltruhm zu bahnen, absprechen können. Die Oper stand unter seinem Regime hinsichtlich einzelner Kunstleistungen auf einem selten hohen Niveau, denn auch in den Jahren 1892-95 gehörten dem Hamburger Ensemble die besten Opernkräfte an, über die Deutschland damals verfügte. Vielleicht wurde auf den Stil der Aufführungen und die Ensemblekunst unter Pollini nicht so entscheidendes Gewicht gelegt, wie es für ein Institut von der Bedeutung Hamburgs geboten erschien, und wenn daher in dieser Richtung künstlerische Bedenken hier und da laut wurden, so mag dies nicht ganz unberechtigt gewesen sein. In meiner jugendlichen Begeisterung und mit dem noch nicht so entwickelten Kunstverständnis habe ich dies aber noch nicht empfunden, sondern weiss nur, dass die Einzelleistungen der grossen Sänger und

Sängerinnen, die ich zu jener Zeit hörte, mich in die höchste Begeisterung versetzten und ich erinnere mich nicht je wieder Aufführungen an anderen grossen Instituten in dieser Vollendung, soweit die gesanglichen und darstellerischen Einzelleistungen in Betracht kamen, erlebt zu haben. Um den tatkräftigen Bühnenleiter hatte sich aber auch ein Kreis der ausgezeichnetsten Kräfte geschart, von denen die meisten später grossen Ruhm erwarben. Ihre Namen sind in der Theatergeschichte verewigt. Mit solchen Kräften lernte ich auf dem Olymp der Hamburger Oper in den genannten Jahren fast alle Hauptwerke der Operliteratur kennen und kultivierte auf diese Weise meinen noch wenig entwickelten Musiksinn in hervorragender Weise, womit auch eine Schulung meines Kunstverständnisses und meiner ästhetischen Bildung Hand in Hand ging. Viele der Künstler, die mich damals so ungemein entzückten, weilen nicht mehr unter den Lebenden und die heutige Generation wir die meisten nur aus der Überlieferung kennen. Versagen kann ich es mir aber nicht, ihrer an dieser Stelle ehrend zu gedenken. Den nachhaltigsten Eindruck vermittelten mir die Bühnentaten der hochdramatischen Sängerin Katharina Klafsky. Unter den Vertreterinnen ihres Faches war sie ohne [20] Frage zu jener Zeit eine der glänzendsten Erscheinungen. Zu vollster Harmonie einten sich bei ihr kraftvolles Temperament und Streben nach Vertiefung jedes darzustellenden Charakters mit einer wahrhaft edlen klingenden Stimme. Unvergesslich sind mir ihre Darbietungen geblieben, die in gleicher Vollendung ich kaum wieder von anderen Künstlerinnen von Rang erreicht fand, ganz gleich ob es sich um die Verkörperung Wagner'scher Frauengestalten wie Brünhilde, Isolde oder um eine Norma, eine Leonore in Fidelio handelte. Ja, selbst in ihrem eigentlichen Fache so fern liegenden Rollen wie die Frau Fluth wusste dieses ungemein vielseitige Künstlernaturell Vollendetes zu geben. Ihren Leistungen kamen hinsichtlich des künstlerischen Ebenmaßes, der geistigen Durchdringung des gesungenen Wortes sowie des Spieles diejenigen des Wagnersängers Max Alvary am nächsten. Alvary, ein Sohn des berühmten Landschaftsmalers Andreas Achenbach, war ursprünglich Architekt. So brachte er neben seinem edelklingenden Tenor, der vielleicht an sinnlichen Klangreiz von den Organen seiner Fachkollegen Birrenkoven und Grüning übertroffen wurde, ein hochentwickeltes ästhetisches Empfinden, das ihm sozusagen im Blute lag, schon mit, das ihm auch bei der Ausarbeitung seiner Rollen nach der darstellerischen Seite hin ausserordentlich unterstützte. Dies ermöglichte ihm, die Wagner'schen Heldengestalten in einer künstlerischen so durchgereiften Form auf die Bühne zu stellen, wie es später nur selten wieder in dieser Vollendung erlebte. Jede Stellung war bis ins kleinste Detail studiert und doch frei von jeder Pose. Alles war in der Gestaltung auf eine natürliche Linie gebracht. In der Haltung zeigte er stets eine wohlthuende Noblesse, dabei Stil und Geschmack in der Diction. So wirkte bei ihm Darstellung und Gesang mit gleicher Eindruckskraft. Selbst Rollen, die man sonst von Sängern in der üblichen Theaterschablone zu hören und zu sehen gewohnt war, wie der Max im „Freischütz“ oder der Joseph in Mehuls bekannten Werke, wurden durch seine geistreiche Darstellung geadelt und auf ein sonst ungewohntes Niveau gehoben. Ein Urteil der Cosima Wagner über Alvary, das ich kürzlich in dem grossen Werke des Grafen du Moulin-Eckart über diese geniale Frau las, deckte sich ganz mit meinen eigenen, vorstehend geschilderten Eindrücken. Auch Cosima Wagner fand, das Alvary's Stimme keinen eigentlichen Wohlklang und auch kein sehr wirkungsvolles Piano besass, aber auch sie erwähnte rühmend sein energisches Spiel, das ganz frei von jeder Komödianterei sei. Alvary sowie die Klafsky starben noch

in verhältnismäßig jungen Jahren, wenigstens zu einer Zeit, wo beide noch im Zenith ihrer Schaffenskraft standen. Eine Künstlerin, die sich später grossen Weltruhm errang, war die Altistin Schumann-Heink. In meiner Erinnerung sind mir noch ihre Glanzleistungen als Fides im Propheten und Orpheus von Gluck haften geblieben. Niemals wieder habe ich eine Altstimme von gleichem Umfange und Vo[l]umen, von so satter und warmer Klangfarbe, wie sie Frau Sch-H. ihr eigen nannte, gehört. Dabei wusste sie auch ihr Organ hochkünstlerisch zu verwerten. Ebenso gehörte das gewaltige Organ des Bassisten Wiegand zu den grössten und schönsten Bassstimmen, die ich je vernommen habe. Erzig und wuchtig war auch der Heldenbariton des Baptist Hoffmann. Das Ehepaar Lissmann erfreute sich grosser Beliebtheit beim Hamburger Publikum. In den Jahren, als ich es hörte, hatten beide wohl ihre Glanzzeit schon hinter sich. Doch war ich ein Bewunderer ihrer grossen Darstellungskunst. Der bekannte Tenor Bötel, der in der Gunst der Massen hoch stand, war nicht ganz nach meinem Geschmack. War es auch bewunderungswürdig, wie Pollini, sein Entdecker, im Laufe der Jahre aus dem früheren Droschkenkutscher fertig gebracht hatte, so konnte man sich doch nur an dem Stimmklang erfreuen, wenn sein Organ in der Region der ganz hohen Töne um das hohe „C“ herum erklang. Dann allerdings war der Eindruck der Stimme, der in dieser Lage sieghafte Gestalt innewohnte, bestechend und konnte auch feiner gestimmte Gemüter fesseln. Den übrigen Teil seiner Rollen sang er höchst uninteressant und in seiner Darstellung merk-[21]te man bei seinem gänzlichen Mangel an dramatischen Talent doch zu sehr die Dressur. Die drei typischen Rollen Hein Bötels – wie er familiär im Volke hiess – waren der Postillon von Lonjumeau, der Lyonel in Martha und der Manrico im Troubadour. In ihnen musste man ihn gehört haben, um sich an dem Naturwunder seiner Stimme zu erfreuen. Über Hein Bötel, der im März 1934 achtzig Jahr wurde, schrieb der berühmte Hamburger Musikschriftsteller Professor Dr. Ferd. Pfohl, der nun auch schon ein hoher Siebziger sein muss, in dieser Zeitung „Angenehme und heitere Erinnerungen“, die mich ganz besonders interessierten, als ich jenes wahre Fieber des Publikums, das jedes Auftreten Hein Bötels hervorrief, in Hamburg mit durchlebt habe. In seiner geistreichen Art wurde Pfohl der Bedeutung dieses ausgesprochenen Natursängers durchaus gerecht. Darüber hinaus lässt er aber in dieser Würdigung seinem Humor die Zügel schiessen und weil gerade Pfohl's näheres Eingehen auf eine Postillonvorstellung so ungemein drastisch und humorvoll wirkt und ich aus eigenem Erleben alles, was er darüber schreibt, als ausserordentlich gut dargestellt bezeichnen muss, möchte ich diesen kleinen Auszug aus dem ziemlich umfangreichen Artikel hier wiedergeben: „... Eine seiner stärksten und zugleich typischen Leistungen, sein Postillon von Lonjumeau“ – so schreibt Pfohl – [„]empfang vor dem Hamburger Publikum eine besonders eindringliche Wirkung, weil man geneigt war, in dieser Rolle ein bedeutsames Kapitel aus seiner eignen Lebensgeschichte zu erkennen. Für diesen Postillon schien er vorherbestimmt: nicht nur die phänomenalen Gipfeltöne seines musikalischen A B C, sondern auch durch seine Peitschentechnik. Welche Triumphe ersang und erknallte er sich! Seit den Tagen Wachtels hatte man Ähnliches nicht erlebt. Als Peitschenvirtuose unerreichbar, ein Liszt, ein Rubinstein der Peitsche knallte er mit Seele, mit Gefühl und Verstand, führte das Peitschenknallen aus Willkür und Laune zu rhythmischer Ordnung hinüber. Es wurde eine Art Kunstwerk! Nach jeder Strophe des frohen Postillonliedes knallte er in einem anderem Charakter. Ihr Götter, wie knallte er! Himmelhoch jauchzend und zu Tode betrübt, Humoresken und Trauerspiele, ja, die ganze Schiller'sche Glocke könnte Bötel mit der

Peitsche deklamieren, [w]ie man angesichts jener Peitschenorgie glauben möchte, in der er als Postillon schwelgte. Einen schwerhörigen Gaul, einen tauben Klepper, hätte sein Peitschenintermezzo zu unerhörten Rossetaten begeistert. ... Im Theater wurde jeder Hieb Wonne für die entzückten Zuschauer, denen es wie elektrische Ladungen durch die Nerven zuckte. Als nach dem Lied der Jubel losbrach mit einem Getöse, das auch Kanonengebrüll nicht verschluckt hätte, hörte man keinen Ton von dem weiterspielenden Orchester und vom Chor, der unentwegt weitersang. Bötel – Chapelou trat an die Rampe, senkte wie einen Degen seine Peitsche, seine artige Verbeugung galt dem tobenden Publikum, sein Lächeln dem Kapellmeister, den er zu einer Wiederholung verführen wollte. Aber dieser dirigierte ungerührt weiter: Es war Karl Kittel, dessen Name heute noch mit den Bayreuther Festspielen rühmlich verbunden ist. Indessen wuchs der Beifall in steilem Crescendo, schwoll zu einem Orkan. ... Da endlich gab dem Kapellmeister dem bekannten Sprichworte zuliebe nach. Der Chor marschierte wieder hinaus hinter die Kulissen, das Orchester verstummte, der Dirigent blätterte ein paar Seiten in der Partitur zurück. Bötel empfing vom Orchester sein „G“ um ja in den Gleisen der richtigen, ach so leicht zu verfehlenden Tonart seinen Triumphwagen zurechtzurücken. Die Rösslein zogen an und die Sache ging von neuem los. Trotzdem oder gerade deswegen: hübsch war es doch und auch das Vergnügen der Wissenden wurde vollständig: Peitsche und Gesang zu höherer Einheit verschmolzen, eine Vorahnung des Nietzschewortes: Wenn Du zu dem Weibe gehst Man war entzückt, gehoben, verklärt. Ja, das ist Wunderwirkung des fessellos naturmächtigen und sieghaften Tenors. ...“

Jedenfalls verdankte Pollini der ungeheuren Zugkraft Bötels, bei den die Oper sonst weniger besuchenden Volksschichten einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs an Besuchern, der sich gewiss auch in der Kasse in steigendem [22] Maße bemerkbar machte. Übrigens setzte Pollini auch eine Ehre darein, in grossen Werken auch die kleinsten Partien von ersten Kräften singen zu lassen und bei dem grossen Personalbestande bot dies auch keine Schwierigkeiten. Weitere Künstler, die damals an der Hamburger Oper tätig waren und zu fesseln wussten, waren u. A. die Damen Josefine von Artner, Frau Senger-Bettaque[,] der Bariton Ritter, der Bassist Hes, die später alle an die Wiener Hofoper kamen, der Tenorbuffo Landau, der Bariton Theodor Bertram, der dort seine spätere glanzvolle Laufbahn begann, sich aber in Hamburg nur mit kleinen Rollen begnügen musste. Als ständiger Saisongast war einmal Francesco d’Andrade, den ich in vielen seiner Glanzrollen hörte und sah. Unvergesslich werden mir stets sein unvergleichlicher Don Juan, sein Rigoletto und Nelusko bleiben. Es ist verständlich, dass in jenen jungen Jahren das, was mich an den Werken zunächst am meisten anzog, das rein Gesangliche und die Darstellung war, also alles, was auf der Bühne vorging. Erst nach und nach mit wachsendem Verständnis wurde auch das Interesse auf den orchestralen Untergrund gelenkt. So wuchs ich in den Geist der grossen Meisterwerke zwar langsam, aber sicher hinein und wenn ich in dem, was ich mir ansah und anhörte zunächst nicht sehr wählerisch war und der Kultus, den man mit den beliebten Sängern und Sängerinnen wie in der Jugend wohl stets trieb, beim Kunstgeniessen das Primäre war, so hat doch das hohe Niveau der theatralischen Genüsse äusserst bildend auf meinen nach Vertiefung strebenden Kunstverstand gewirkt. Wenn ich in jener Zeit mehr musik[-] – oder sagen wir lieber – gesangliebend als eigentlich musikverständlich war, so legte ich doch durch das viele Hören den Grund zu einer feineren Musikkultur und schon in Hamburg dämmer-

te mir die Erleuchtung, dass man sein Ohr, insbesondere bei den grossen Wagner'schen Musikdramen auf die Vorgänge im Orchester lenken müsse, wollte man die Werke in ihrer ganzen Schönheit erfassen und in sich aufnehmen, aber die Erringung dieser jedem Musikalischen verständlich dünkende Erkenntnis verdanke ich doch zum grossen Teile der mit unheimlicher Suggestivkraft wirkenden Musikerpersönlichkeit eines Gustav Mahler, der in jener Zeit in Hamburg als Orchesterleiter an erster Stelle tätig war. An mir habe ich die Erfahrung gemacht, wie einem, selbst wenn man wenig oder garnichts von dem feinem Gewebe der Instrumentation, von den kontrapunktischen Feinheiten der Partituren versteht, das Verständnis hiefür auch ohne theoretische Vorstudien durch die Genialität eines Führer's vom Range Mahler's erschlossen werden kann und wenn ich mir auch über das rein Formale in dem orchestralen Teile jeder grossen oder bemerkenswerten Oper eine bestimmte Rechenschaft nicht zu geben vermochte, so erfasste ich doch rein intuitiv die aesthetische Wirkung der Instrumentationskunst der einzelnen Komponisten, die grössere oder geringere Farbigkeit der modernen Instrumentation, die klassische Linie der älteren Komponisten, wie die eines Gluck's, die krystallhelle Klarheit des Tonsatzes eines Mozart oder Beethoven, das Brio eines Verdi, die gemütvolle, aber doch mehr äusserlichen Effecten zustrebende Tonsprache eines Meyerbeer. Das mit einer gewissen Daemonie wirkende Genie eines Mahlers wusste mit seinem Zauberstab in dieser Hinsicht den besten Anschauungsunterricht zu erteilen. Durch ihn wurde ich eigentlich auch zum gelegentlichen Besuch von reinen Orchesterkonzerten angeregt, für die ich die nötige Reife damals noch nicht besass und dieselbe erst nach und nach gewann, denn der Theaterkunst, die auch dem schönheitsdurstigen Auge etwas bietet, wird in der Jugend wohl meistens der Vorzug gegeben werden. Das Konzertleben in Hamburg stand natürlich damals auch schon auf sehr hoher Stufe, zumal Hans von Bülow als Dirigent den philharmonischen Konzerten vorstand. Dieser starb gerade zu jener Zeit, als ich in Hamburg war und zu seinem provisorischen Nachfolger wurde für einige Jahre Gustav Mahler ernannt. Später trat dann Nikisch an Mahler's Stelle.

Am Hamburger Stadttheater erfreute sich begreiflicherweise das Schauspiel nicht der Pflege, die Pollini der Oper zuwendete. Die Schauspielvorstellungen fanden hauptsächlich im Altonaer Stadttheater statt. Aber selbstverständlich waren auch bedeutende Schauspielkräfte am Hamburger Stadttheater tätig und als solche, denen ich manchen erhebenden Genuss [23] verdanke sowohl im klassischen wie im moder[n]en Schauspiel, seien vor allen Dingen eine der berühmtesten Schauspielerinnen ihrer Zeit genannt, Francisca Ellmenreich, ferner der Schauspieler Otto und dessen Gattin Frau Otto-Körner und der Abgott der Hamburger Backfische Carl Wagner als jugendlicher Held. Der hohe Rang, den die Hamburger Oper in der Kunstwelt in jener Zeit einnahm, konnte auch der grossartigen einzig dastehenden Ensemblekunst im Hamburger Thaliatheater unter Maurice auf dem Gebiete des Lustspieles und des modernen Schauspieles zugesprochen werden. Schauspiele mit tragischer Note fand man zwar kaum im Spielplan des Thaliatheaters. Hier herrschte nun einmal die heitere Muse. Lustspiel, Posse und Konversationsstück wurden hier vornehmlich gepflegt und das Zusammenspiel war hier zu einer selten wieder erlebten Vollendung gediehen. Die hier vereinigten Schauspielkräfte schienen lediglich auf ihre Geeignetheit für den Rollenkreis, den das Repertoire des Thaliatheaters erforderte, ausgesucht zu sein. Die Leistungen dieser Künstler, von denen ich nur die prominentesten wie Robert Nihl, Flashar, Bozenhard und Frau, die Komiker Max und Brahm, die

Damen Lotte Witt und Frau Frank-Witt nennen will, suchten sicherlich in Deutschland ihresgleichen. Keiner trat vor dem Anderen hervor. Hier herrschte nicht das Pollini'sche Starsystem. Das Zusammenspiel der einzelnen illustren Kräfte war so fein auf einander abgestimmt, dass wirklich Vorstellungen von seltener Geschlossenheit zu stande kamen. Ob das Thaliatheater heute noch das gleiche Niveau hält, vermag ich nicht zu beurteilen. Vielleicht war schon mit dem Tode von Maurice die Blütezeit dieses Musentempels vorüber. Die meisten ersten Kräfte wie Robert Nihl der Komiker Max und verschiedene andere gingen zu dem später gegründeten deutschen Schauspielhaus, das unter Baron von Berger wohl seine Glanzzeit erlebte, über. Von dem damaligen Berliner Residenztheater wurde ein ähnliches geistvolles und wirkungsvolles Ensemblespiel auf dem Gebiete des französischen Lustspiels gepflegt. Die bedeutendste Zugkraft dieses Ensembles war der wegen seiner ungewollten *Vis comica* höchst originell wirkende Richard Alexander. Auch die bekannte Schauspielerin Prash-Grevenberg gehörte eine Zeit lang – soweit ich mich erinnere – zu diesem Ensemble, das fast jedes Jahr im Karl Schultze Theater in St. Pauli, wo sonst nur die Operette heimisch, in Hamburg zu gastieren pflegte. Das französische Lustspiel war gewöhnlich immer nach demselben Schema zurechtgezimmert. Der Inhalt selbst war höchst nichtig. In vielen Variationen wurde immer das Thema von der bösen Schwiegermutter abgewandelt. Ehescheidungskniffe, Überraschungen im Schlafzimmer und ähnliches waren die Haupteffecte, worauf die aneinandergereihten, oft unglaublich komisch wirkenden Situationen hinausliefen. Der meist mit pikanten Zweideutigkeiten gewürzte und nicht gerade sehr tiefeschürfende Dialog gab jedenfalls den Schauspielkräften genug Gelegenheit, in einem Brillantfeuerwerk ihre rhetorischen Künste zu offenbaren.

Nach mehr als 45 Jahren ist es ein schwieriges Beginnen, sich ein einigermaßen klares Urteil über die Eindrücke der Jugend auf jedem Gebiete zu bilden. So tief und nachhaltig sie in jener Zeit der leichten Fassungskraft und grossen Begeisterungsfähigkeit gewesen sein mögen, so schnell wurden sie oft durch andere, die wieder mit grösserer Sensation wirkten, verdrängt. In der Wahl der Genüsse war man eben in jener glücklichen Zeit durchaus nicht sehr kritisch. Jedenfalls wurde alles, was sich an Interessantem im Hamburger Theaterleben darbot, sei es in der Oper, im Schauspiel oder auch im Bereich der leichteren Muse, eben ausgiebig genossen. Die Oper wurde natürlich stets von mir bevorzugt. Über die gesamte Opernliteratur wollte ich einen Überblick gewinnen. Bei meiner anfangs noch nicht sehr weit entwickelten Musikkultur verstand ich in der ersten Zeit am besten die Werke mit leicht eingänglicher Melodik. Hier war begreiflicherweise meine Genussfreude am allergrössten. Wenn auch dann noch das rein Stoffliche mich anzog, also der Bühnenvorgang spannende Momente barg, dann fand ich nichts Beglückenderes als solche genussreichen Opernvorstellungen. Aber über den momentanen Genuss hinaus machte sich bei mir aus einem [24] gesunden Instinkt heraus und in dem dunklen, Drange, sich des rechten Weges auch in Kunstdingen bewusst zu werden, schon das Bestreben geltend sich in den geistigen und musikalischen Gehalt der einzelnen Werke mehr zu vertiefen, die schwieriger zu verstehenden öfter zu hören und dadurch mir die nicht so klar zu Tage liegenden Schönheiten besser zu erschliessen. Die Manier mancher junger Leute dem, was man nicht gleich erfasst, aus dem Wege zu gehen und es einfach abzulehnen, machte ich mir nicht zu eigen und liess mir also nicht die Mühe verdrriessen, die das Eindringen in die Tiefen eines genialen Werkes manchmal verursacht. So war also von je der Wunsch in mir rege, durch häufigeres Hören den

musikalischen Wert auch solcher Werke, die sich nicht sofort dem Verständnisse aufdrängen, zu erkennen und richtig zu würdigen. Einer Belehrung von fachmännischer Seite, die natürlich den Weg zu diesem Ziele oft wesentlich erleichtert, musste ich entraten und war so ganz auf mich selbst angewiesen. Dafür bewahrte ich mir von vornherein ein verhältnismäßig selbständiges, aus eigener Anschauung und Geschmackserziehung gebildetes Urteil und verlor schon zeitig jeden Autoritätsglauben, den man leider in gebildeten Kreisen in allen Fragen der Musik und der bildenden Künste nur zu häufig antrifft. Zur Zeit meiner Jugendjahre übte wie ja auch heute noch auf die meisten musikalischen Kreise die Wagner'schen Musikdramen eine ungeheure Wirkung aus und es war nicht zu verwundern, dass ganz besonders die begeisterungsfähige, musikfrohe Jugend von dem Tonrausch, in den die Wagner'sche musikalische Sprache mit ihren schwellenden und wogenden Harmonien jeden versetzt, der ihr willig folgt, vollständig ergriffen wurde. So ging es natürlich auch mir. Ohne je die Theorie des Musikdramas studiert zu haben, ohne damals gedruckte Partituren entziffern zu können, liess ich die Wagner'sche Musik frei von dem Einflüsse vorgefasster Meinungen auf mich wirken und wurde von dem ersten Augenblicke, selbst, da wo ich die geheimnisvoll erscheinenden Tiefen seiner oft schwierigen Harmoniefolgen noch nicht ganz erfassen konnte, von dieser Musik gerade in meinen Jugendjahren unwiderstehlich angezogen. Die ersten Aufführungen seiner populäreren Werke wie Lohengrin, Tannhäuser, fliegender Holländer und Rienzi, die frei von aller Problematik und schon durch den dramatischen Schwung ihrer Handlung selbst auf weniger Musikalische ihre grosse Wirkung nicht verfehlen, waren natürlich für mich Erlebnisse von einer so mächtigen und tiefen Eindruckskraft, wie sie sich in gleicher Weise in späteren Tagen nicht wieder zeigten. Gern will ich zugeben, dass die schwieriger zu verstehenden Wagner'schen Werke wie Tristan und Isolde, der Nibelungenring und in gewissem Sinne auch die Meistersinger mich nicht gleich in dem Maße gefesselt haben wie die erstgenannten, aber ich erfasste die grossen Schönheiten auch dieser Werke schon intuitiv beim erstmaligen Hören und strebte dann durch häufigeres Hören derselben danach ganz in ihren Geist einzudringen. Die Einstellung zu diesen Wagner'schen Schöpfungen, als zu Tristan, dem Ringe und sogar zu den Meistersingern war selbst zu jener Zeit also in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in musikalischen und musikliebenden Kreisen teilweise noch ziemlich ablehnend und Verständnis für diese Werke wurde vielfach dort affectiert, wo tatsächlich Langeweile empfunden wurde. Bei der stets herrschenden gesellschaftlichen Heuchelei gestanden viele nicht ihr Unvermögen, dem Genie Wagner's folgen zu können, ein und da Wagner in der Gesellschaft ein dauerndes Gesprächsthema zu jenen Zeiten bildete, wurde einfach mitgeschmachtet und Entzücken selbst von solchen geheuchelt, die, wie es in der Kirche bei langweiligen Predigten oft geschieht, sich während der Wagner'schen Vorstellungen, wo sich das Hauptinteresse auf den Orchesterpart konzentrieren soll und die Handlung auf der Bühne manchmal stockt ein Nickerchen leisteten. Selbst bei den Meistersingern, die heute als eines der populärsten Werke gelten und sich allgemeiner Anerkennung erfreuen, habe ich oft von den hohen Regionen des Olymp herab beobachten können wie biedere Hamburger Senatoren, die stets mit der grössten Ehrfurcht von Wagner sprachen, sich ein kleines Schläfchen leisteten. Im Theater waren diese Art Leute also grundehrlich, [25] in der Gesellschaft gehörte es ober zum guten Ton, nicht einzugestehen, dass man vieles in den schwierigen Werken Wagners nicht verstand und eigentlich recht oft gelangweilt das Theater verliess.

Ich habe es nicht leicht gehabt, ohne jegliche Führung und theoretische Vorbildung in die Mysterien der Wagner'schen Tonsprache einzudringen. Umsoweniger konnte ich es begreifen noch fassen, wie selbst noch in meiner Jugendzeit bei den Zünftigen, die Wagner nicht verzeihen konnten, dass er aus den ihnen gewohnten Geleisen so ganz herausgetreten war, noch viel Gegnerschaft vorhanden war, die hin und wieder in Musikzeitschriften hervortrat. Ohne die Genussfähigkeit für Bach, Beethoven, Mozart und Schubert, für Brahms und andere grosse Tondichter zu verlieren, hätte man sich auch in die wenn auch ganz anders geartete Tonsprache des letzten und vielleicht grössten Romantikers unserer Tondichter schneller einleben können und es mutete mich mehr als sonderbar an, dass noch etwa 15-20 Jahre vor der Zeit, als ich mit der Unbefangenheit, die dem musikalischen Naturalisten eigen ist, mich dem Genüsse der Wagner'schen Werke mit vollster Hingabe widmete und durch sein Genie die tiefsten und machtvollsten Eindrücke gewann, grosse Musikgelehrte die gleichen Werke, die mich und andere so restlos entzückten, in einer heute kaum fassbaren Weise glossierten. Da fragte ich mich als „reiner Tor“, ob denn wirklich immer die Zünftigen geeignet sind, das Amt der Belehrung und Führung des Publikums in Fragen des musikalischen Geschmackes in der Öffentlichkeit auszuüben. Tatsächlich haben auch die grossen Genies meistens trotz der Zunftkritik sich durchgesetzt, wenngleich es ihnen gewöhnlich erst am Ende ihres Lebens beschieden war, den Siegeszug ihrer Schöpfungen zu erleben. Ohne Frage hat Wagner durch seine polemischen Schriften, die er im Interesse des Verständnisses seiner Werke und seiner revolutionären kunstphilosophischen Ideen verfasste, sich viele Feinde unter dem „Federvieh“ gemacht. Dazu mag auch noch kommen, dass er rein menschlich nicht immer Sympathien auszulösen vermochte. Von Vielen, die mit ihm in seiner Sturm- und Drangzeit in Berührung gekommen sind, wird er als eine äusserst anmassende, hochmütige, dogmatische, ja sogar abstossende Persönlichkeit beurteilt, von der man sich am besten fernhalte. So konnte es man beispielsweise bei Karl Schurz, der ein begeisterter Anhänger seiner Musik war, lesen, der über Eindrücke berichtet, die Wagner im Jahre 1848 auf die deutschen Flüchtlinge in der Schweiz machte. Wer aber die Person von der Sache zu trennen weiss, wird sich dadurch nicht beirren lassen und dem grossen Genie den ihm gebührenden Tribut zollen. Es ist wohl anzunehmen, dass seine frühesten Gegner, die mit aller Macht es ihm zu erschweren suchten, sich durchzusetzen, sich weniger von rein sachlichen Erwägungen haben leiten lassen als vielmehr von ihrer Animosität gegen seine Person, die eben in vielen Kreisen seiner Zeitgenossen bestens gehasst war. An dem Hauptgrundsatz „sine ira et studio“ zu schreiben, haben es diese ihn in Grund und Boden verurteilenden Musikpäpste jedenfalls gänzlich fehlen lassen, wenn auch wohl zugegeben werden muss, dass sich die Wagner'sche Musik nicht so ohne Weiteres in das gewohnte Schema einspannen liess und eine gewisse Kongenialität bei denen voraussetzte, die sie beurteilten. Aber heute wirkt doch das, was damals geschrieben wurde so ergötzlich, dass ich nicht umhin kann, eine kleine Blütenlese dieser Urteile hier wiederzugeben. Sicherlich war einer seiner grössten Widersacher Hanslick und dessen Gegnerschaft war umso schwerwiegender als Hanslick's Urteil als eines der bedeutendsten Musikaesthetiker jener Zeit in allen Fachkreisen, ja selbst beim grossen musikalisch gebildeten Publikum grosse Geltung hatte. Und dieser Hanslick, der im Jahre 1846 in begeisterter Weise die Musik des „fliegenden Holländers“ eine der poesiereichsten, herzwinnendsten Musiken der Neuzeit nannte, schrieb 13 Jahre später über dieses Werk, jedenfalls nachdem er dann Wagner in persönlicher

Feindschaft gegenüber stand, dass, wo die Oper des schildernden Elementes sich begibt, wo sie aufhört „Marine“ und anfängt „Musik“ zu werden, die Wagner'schen Blößen in hellem Lichte stehen, die Armut seiner Erfindung und das Dilettantische seiner Methode zeigen. [26]

Als die Nibelungen im Jahre 1876 zum ersten Male in Bayreuth erschienen, schrieb der Musikgewaltige L. Speidel am 15. October 1876 im Wiener Fremdenblatte im Tone eines Propheten über diese erste Aufführung, dass das deutsche Volk mit dieser nun offenbar gewordenen musikalischen dramatischen Affenschande nichts gemein habe und sollte es an dem falschen Golde des Nibelungenringes einmal wahrhaftes Wohlgefallen finden, so wäre es durch diese blosser Tatsache ausgestrichen aus der Reihe der Kunstvölker des Abendlandes. Diese starken Worte Speidels erwiesen sich aber nicht als lauterer Gold, sondern nur als abgegriffene Scheidemünze, denn entgegen seiner Prognose hat der Nibelungen Ring, eins der gewaltigsten und tiefsten Werke der Musikkultur, längst seinen Siegeszug durch die ganze civilisierte Welt angetreten. Ein Berg von Albernheit, Platitude in Wort, Gebärde und Musik, mit solchen Epitheta wurden die ersten Berliner Aufführungen der Meistersinger in den „Signalen“ begrüsst. Hanslick wieder sah in den Meistersingern nicht die Schöpfung eines echten Musikgenies, sondern die Arbeit eines geistreichen Grüblers, welcher ein schillerndes Almagan von Halbpoet und Halbmusiker, ein neues System geschaffen hatte, das in seinen Grundsätzen irrig, in seiner consequenten Durchführung unschön und unmusikalisch ist. Die Keilerei in den Meistersingern nannte 1870 Ferd. Hiller, ein feinsinniger Musiker jener Zeit, dessen Compositionen ihn allerdings kaum überlebt haben, das tollste Attentat auf Kunst, Geschmack, Musik und Poesie, welches je da gewesen ist. Wie würde aber wohl Hiller zumute gewesen sein, wenn er noch das Judenquintett in der „Salome“ von Richard Strauss erlebt hätte. Denn dagegen wirkt die Keilerei in den Meistersingern beinahe wie klassische Musik. Als „Tristan und Isolde“ in musikalischer Hinsicht wohl die schönste und erhabenste der Wagner'schen Schöpfungen im Jahre 1861 zum ersten Male in der Öffentlichkeit erschien, da wurde in der „Wiener deutschen Musikzeitung“ geschrieben, dass Wagner offenbar sein musikalisches Wollen bis aufs Äusserste gespannt hat. Der musikalische Ausdruck dieses Werkes ist von einer solchen Geschraubtheit und Unnatur, dass man sich nur mit Entsetzen an den Eindruck erinnert, den man schon von den ersten Seiten empfängt. Jeder Akkord soll etwas Besonderes bedeuten und die Sinne schwinden uns bei den Ungeheuerlichkeiten, denen man auf jeder Seite begegnet. Hier mündet Wagner im Delirium, über das Vorspiel zum Tristan schreibt ein anderer Wiener Musikreferent: „In der That eine grauenvolle Musik! Der Eindruck lässt sich schwer beschreiben, den dieses chaotische Tongewirr von herzerreissenden Akkorden, dieses Meer von dahin sich wälzenden Dissonanzen ohne einen gesunden musikalischen Faden, der das verletzte Ohr wieder versöhnen könnte, dieser Rattenkönig unaufgelöster, sich selbst mordender Tonfolgen auf den verblüfften Zuhörer gemacht haben. So ungefähr mag die Musik lauten, womit in der ewigen Verdammnis musikalische Bösewichter zur Strafe gepeinigt wurden. ...“ Die in der todestraurigen Stimmung des dritten Tristanaktes wundervoll wirkende schwermütige Hirtenweise wird noch im Jahre 1885 von dem Brahmsbiographen Max Kalbeck „als ein vierzig Takte andauerndes, monotones Getute auf Schloss Kareol,“ gegeisselt, das „ein schwaches Gemüt zu stillem Wahnsinn bringen kann.“ Wenn Genies auftauchen, die die altgewohnten Pfade verlassen, haben vielfach die Zünftigen, die Wagner selbst so köstlich in der Figur des Beckmessers persifliert

hat, ihren ganzen Zorn und Geifer auf sie ausgegossen und selten jene Hellhörigkeit gezeigt, die das Grosse in die Zukunft Weisende rechtzeitig erkennen. Gewöhnlich ist das unbefangener geniessende, kunstverständige Publikum ihnen darin weit überlegen und merkt instinctiv, dass ein Werk, selbst wenn es nicht sofort ganz verstanden wird, Werte besitzt, die ihm den Stempel der Zeitlosigkeit aufdrücken. Der Auseinandersetzung mit Wagner wird die musikalische Jugend, die für das Sinnfällige und Romantische stets ihre Herzen öffnet, niemals entgehen und so ist es auch mir gegangen. Mich hat die Wagner'sche Tonsprache immer berührt wie die Ursprache der ewigen Elemente und wenn im Wagner'schen Schaffen auch der Reflexion und Spekulation ein gutgemessener Anteil zugesprochen wer-[27]den muss, so waltet darin doch echt dichterische Phantasie. Im weiteren Verlaufe meiner Erinnerungen wird die Kunst Wagner's noch manchmal Gegenstand der Erörterung sein, denn wer einigermaßen musikalisch und für grosse künstlerische Eindrücke empfänglich ist, auf den wird der Genius Wagner in allen Phasen des Lebens mit eigenartigem Reiz wirken. Mit grösserer Reife lernte ich die Schöpfungen dieses grossen Tondichters immer mehr schätzen und verstehen. Die musikalischen und dichterischen Schönheiten sowie der geistige Gehalt dieser Werke erschlossen sich mir erst allmählich. Niemals aber hat mich das immer tiefere Eindringen in diese Werke gereut. Vielen, die nicht gerade eine besondere Vorliebe für die altgermanische Götterwelt besitzen oder sich die zu ihrem Verständnisse erforderliche literarische Vorbildung angeeignet haben, bleibt beispielsweise die Edda trotz ihrer Schönheiten ein mit vielen Siegeln verschlossenes Buch. Und deshalb danken wir Deutschen es vornehmlich Wagner, dass er vermöge seines genial dichterischen und dramatischen Instinctes in seiner gewaltigen Nibelungen-Tetralogie die germanischen Götter- und Heldensagen aus der Edda, der nordischen Völsunga-Saga, Thidreckssaga und dem Lied des hürnen Siegfrieds-Quellen, aus denen er sonst noch geschöpft hatte – ineinander zu verschmelzen wusste und uns vor allen Dingen den Weg zur Edda in einer uns leichter verständlichen Weise erschlossen sowie die germanischen Göttergestalten uns menschlich näher gebracht hat. Rückhaltlose Bewunderung verdienen, allein unter diesem rein dichterischen Gesichtswinkel gesehen, die Wagner'schen Nibelungen, deren rein poetischer Wert, also unabhängig von der Vertonung, oft angefochten wurde. Kein Geringerer als Gottfried Keller würdigte die dichterische Kraft Wagner's mit wirkungsvollen und überzeugenden Worten. Irgendwo las ich von ihm folgendes Urteil: „Wagner ist sicher ein Poet. Die Tetralogie enthält einen Schatz ursprünglicher nationaler Poesie, ja gewaltige Poesie, urdeutsche, aber von antik tragischen Geiste geläutert, weht darin. Eine glutvolle Dichtung an sich schon, die einen viel tieferen Eindruck auf mich gemacht hat als andere poetische Bücher, die ich seit langem gelesen habe!“

Trotz meiner Musikliebe verschloss ich mich nicht den Erzeugnissen der dramatischen und epischen Literatur, zumal sich gerade in meinen Jugendjahren auf dem Gebiete der Literatur eine bedeutungsvolle Wende vollzog. Im Jahre 1889 – also gerade als ich im 17ten Jahre stand und alle künstlerischen Eindrücke mit dem Feuer jugendlicher Begeisterung aufnahm – begann sich eine neue Literaturepoche Bahn zu brechen, nachdem Jahrzehnte lang reines Epigonentum in Deutschland herrschte, wo von den Klassikern, Nachklassikern und Romantikern noch jeder mit seinem eignen Licht strahlte und das Dunkel einer verhältnismässig sterilen Periode erhellten. Jetzt aber traten neue

dichterische Talente ans Licht, die der inzwischen ins Kraut geschossenen Butzenscheibenromantik ein gewaltsames Ende setzten. Die Stoffe für die Epik und Dramatik wurden nicht mehr vorwiegend der Geschichte, also der Vergangenheit wie der Märchenwelt entnommen, nein, der Zeit wurde sozusagen ein Spiegel vorgehalten. Neue Probleme standen auf der Tagesordnung. Literaturgrößen des Auslandes wie Ibsen, Zola und die grossen Russen wirkten auf die deutsche dichterische Production befruchtend und anregend. In die ausklingende Zeit des Epigontums ragte aber noch die Gestalt Wildenbruch's hinein. Für die Jugend war er in einer Zeit, als sein Ruhm im Zenith stand, als Dichter grosser wirkungsvoller dramatischer Werke historischen Gepräges eine wahre Idealgestalt. Wie ich noch hochklopfenden Herzens als Jüngling seine „Quitows“ und seinen „Generalfeldoberst“ auf der Bühne erlebte, das steht mir noch in lebendigster Erinnerung. Dieser Heroismus des sterbenden Raubrittertums wie z. B. in den Quitows, den Wildenbruch mit dem ihm eignen Pathos wirksam zu gestalten wusste, entsprach so ganz dem Geschmacke der Jugend. Verdeckte auch der gewaltige Stimmaufwand seiner stets auf dem hohen Kothurn einerschreitenden Helden oft die mangelnde dichterische Schöpferkraft, so waren seine Werke doch einer hochgestimmten Seele und wurzel-echten Dichternatur entwachsen. [28]

Die Eindrücke, welche die Bühnenschöpfungen, die für den Zeitgeist und die neuen sich anbahnenden literarischen Richtungen typisch und charakteristisch waren, wie z. B. die „Stützen der Gesellschaft“ von Ibsen und die „Ehre“ von Sudermann in mir hervorriefen, sind mir unvergesslich geblieben. Wie in den Stützen der Gesellschaft die gesellschaftliche Heuchelei gegeißelt wurde, wie in der Ehre die Gegensätze der Gesellschaftsschichten des Vorder- und Hinterhauses geschickt und spannend behandelt wurden, das berührte die vielen sozialen und gesellschaftlichen Probleme jener Zeit, die von nun an ständig in den meisten Bühnenwerken und Romanen aufgerollt wurden. Die weitaus bedeutendste dichterische Erscheinung jener Zeit war fraglos der Norweger Henrik Ibsen, der auch unbestritten den stärksten Einfluss auf das moderne Deutschland, vor allen auf die Dichter des Naturalismus ausübte. Sudermann indessen war ein geborener Theatraliker, der, in erster Linie von den französischen Dramatikern Augier und Dumas beeinflusst, es auch verstand mit den Behelfen der naturalistischen Kunst effectvolle Bühnenbilder und wirksame Aktschlüsse zu schaffen. So beherrschte er jahrzehntlang die Bühne und fast jedes seiner Werke wurde stets zu einer Sensation. Ich erinnere nur an die sensationellen Wirkungen, die er mit seinen Werken „Sodoms Ende“, „Heimat“, „Johannisfeuer“, „Glück im Winkel“, „Stein unter Steinen“, „Schmetterlingsschlacht“ u. s. w. erzielte. Aber bald verblasste sein Ruhm. Seine Schlagwortdramatik und seine psychologisch nicht genügend durchleuchteten Charaktere verloren mit der Zeit viel von ihrer Wirkung. Der Kultur- und Sozialreformer Ibsen behandelte dagegen mit jedem neuen Werke auch neue interessante Probleme. Seine feine Seelenmalerei, seine zur Mystik und Symbolik neigende Art geben stets zu den interessantesten Deutungen Anlass, zumal auch die Charaktere der von ihm dargestellten Personen sich nicht immer ohne Weiteres dem Verständnisse erschlossen. Vielfach hatte man Ibsen vorgeworfen, dass seine Menschentypen zu sehr konstruiert seien, lediglich, um die von ihm aufgestellten Thesen zu vertreten und dass deshalb auch seinen Werken nur ein zeitlicher Wert [!] zukäme. Tatsächlich sind es heute nur noch wenige Werke, die sich auf der Bühne erhalten haben. Denn vieles, was seine Zeit bewegte und in seinen Werken den entsprechenden Niederschlag fand, hat durch die inzwischen

stattgefundene soziale und kulturelle Entwicklung den problematischen Charakter eingebüsst. Man denke nur an seine Frauencharaktere, die in jener Zeit in Deutschland häufig auf Unverständnis stiessen. Ich erinnere nur an die Nora, Hedda Gabler und an andere seiner Frauengestalten. Inzwischen hat die Frauenemanzipation, die damals schon in Norwegen einsetzte, sich vollkommen durchgesetzt und was in jenen Zeiten an seinen Frauencharakteren fremdartig anmutete, gehört heute zum Alltäglichen. Also auch hier ist die frühere Problematik gegenstandslos geworden. Jedenfalls besitzen aber seine Werke eine Kraft der Replik, wie man sie nicht leicht wieder in der Weltliteratur vorfindet. Seine dramatischen Mittel wendet er stets mit der grössten Konzentration an, man findet kaum einen toten Punkt, ein überflüssiges Wort in der ganzen Komposition und die dramatische Durchführung der Stoffe geschieht mit einer unvergleichlichen künstlerischen Meisterschaft, obwohl seine Stoffe durchaus nicht immer sehr dramatisch, sondern viel eher episch sind. Auf alle Fälle kam ihm als Anreger und Befruchter einer verhältnismässig sterilen literarischen Epoche eine hohe Mission zu und der Einfluss, den er insbesondere auf die Entwicklung Gerhart Hauptmann's ausgeübt hat, ist sicherlich von grosser Bedeutung. Der jetzt aufkommende Naturalismus fand also in dem längst in die literarische Bewegung eingedrungenen Realismus (Zola, Ibsen, Strindberg, Tolstoi, Dostojewski u. a.) seinen Wegbereiter. Aber alle deutschen Dichter, die sich der neuen Schule anschlossen, wurden überschattet von der genialsten Dichterpersönlichkeit jener Zeit, von meinem Landsmanne Gerhart Hauptmann. Eigentlich erst mit ihm trat im Jahre 1889 der Naturalismus seinen Siegeszug in Deutschland an und bis in unser Jahrhundert hinein wurde die Bühne und die Epik von ihm beherrscht. In Hauptmann aber offenbarte sich der bedeutendste Dichter des sozialistisch-naturalistischen Zeitalters. [29]

Sein Drama „Vor Sonnenaufgang“ war wohl der kühne Auftakt der naturalistischen Dämmerung, die sich in der Literatur nun anbahnte. Sowohl in diesem Werke wie auch in seinen anderen dramatischen Erstlingen „Einsame Menschen“ und „das Friedensfest“ war der Einfluss Ibsens und Zolas unverkennbar. Tendenz und Stimmung der „Einsamen Menschen“ lehnten sich ganz an Ibsen's Rosmersholm an und die mystische Atmosphäre, die auf dem Friedensfest lastet, deutet ebenfalls auf Ibsen hin. Hier waren Ibsen's Gespenster das leicht erkennbare Vorbild. Die also aus dem Realismus erwachsene, naturalistische Richtung verfehlte begreiflicherweise auf die allem Neuen und Sensationellen zugängliche Jugend nicht ihre Wirkung. Die Tendenz dieser Richtung, den Menschen als Object seines Milieus und seiner Anlage zu betrachten, ja das ganze Leben – und zwar mit seinen Schattenseiten – zum Gegenstand der Dichtung zu machen, die sozialen pathologischen und weltanschaulichen, insbesondere auf dem Materialismus basierenden Probleme auf der Bühne aufzurollen oder im Roman zu behandeln, den Geist und die Seele zu sezieren und das Innere zu zerfasern, wurde mit dem ganzen Enthusiasmus, zu dem man eben nur in der Jugend fähig ist, ergriffen. Anders verhielt sich damals die ältere Generation, besonders die der sogenannten besseren Kreise. Diese fand, dass das, was auf den Brettern, die die Welt bedeuten, revolutionierend die Geister zum Kampfe aufrief, teilweise recht abstossend war. Man verstand einfach nicht, dass die Stoffe auf der Schattenseite des Lebens und in den niederen Kreisen gesucht wurden. Das, was früher rührte und ergriff, sah man durch einen derben Ton abgelöst. An die Stelle des harmonischen war das Lärmende und Mißtönige getreten, das Schöne war zum Fratzenhaften und echte Leidenschaft zum gelüst geworden.

Kurz alles, was dem Menschen einst feierlich und erhaben dünkte, schien nun in die Sphäre des Niedrigen und Gemeinen herabgezogen. Wie immer standen sich hier die Weltanschauungen der Alten und Jungen schroff gegenüber und die Kluft schien kaum überbrückbar, denn wir jungen Leute jener Zeit, mehr verstrickt in die sozialen und wirtschaftlichen Kämpfe, fanden in dem auf der Bühne und in der Literatur sich immer mehr kundgebenden grösserem Wirklichkeitssinne, der frei von aller Romantik und Sentimentalität war, etwas durchaus Zeitgemäβes und die Übertreibungen, an denen auch die neuere Richtung krankte, kam uns jüngeren Leuten nicht so zum Bewusstsein. Obwohl an den Klassikern geschult, übersahen wir in den Werken der realistischen und naturalistischen Dichter den oft vorkommenden Mangel an Formenvollendetheit; vielmehr erregten gerade die Stoffe und ihre Behandlung, die die ältere Generation wegen Formlosigkeit und Krassheit ablehnte, unser ganzes Interesse. Uns gefiel die rücksichtslose Lebensdarstellung, die unbedingte Lebenswahrheit der Dichtung, die photographisch getreue Widerspiegelung des Milieus und die Schärfe der psychologischen Analyse, die kühl objective Darstellung krankhafter Seelenzustände. Uns imponierten deshalb die Dichter, die das soziale Elend behandelten; Insbesondere sahen wir in Gerhart Hauptmann eine mitleidsvolle Seele und bewunderten ihn, weil seine dichterische Kraft ganz für die Bedrückten und Ärmsten der Armen sich einsetzte. Mitleid war der Grundzug, der sich allen seinen sozialen Dramen aufprägt und so ist es zu begreifen, dass sein grösstes, zuerst von der Zensur mit allen gesetzlichen Mitteln unterdrücktes Werk „Die Weber“ ein Werk, das den Höhepunkt in der Kunst des folgerichtigen Naturalismus bildete, fast auf alle Schichten der Bevölkerung mit gleicher Eindruckskraft wirkte. Unausstilgbar steht immer in meiner Erinnerung das Erlebnis, das mir der Besuch einer der ersten öffentlichen Aufführungen der „Weber“ in Hamburg brachte. Bekanntlich ist dieses Werk auf einer historischen Begebenheit, auf den Weberaufstand im Jahre 1844, über den von Treitschke berichtet, aufgebaut. Im Frühling 1844 wurde das Haus der Firma Zwanziger Peterswaldau von den Webern zerstört. Raserei der Not war es, die die arme Weberbevölkerung verblendete. Die Ordnung stellte man durch Truppen wieder her. Doch soll der Aufstand nicht ohne Blutvergiessen unterdrückt worden sein. [30]

Wie der Historiker berichtet, wurden 83 der Weber abgeführt und die Hauptschuldigen zu schweren Strafen verurteilt. Das war die historische Unterlage der Dichtung, zu der Hauptmann hauptsächlich durch eine Reise in die Webergegend in Schlesien, wo auch noch zu jener Zeit grosses Elend herrschte, angeregt wurde. Mit diesem Werke ist ihm tatsächlich ein grandioser Wurf gelungen. Es war die erste soziale Tragödie grossen Stils, die gewissermaßen in der Luft lag; alle Schichten der Bevölkerung wurden von diesem revolutionär aufwühlenden Werke mitgerissen. In den fünf Einzelbildern ist eigentlich der Held des Dramas, die arme schlesische Weberbevölkerung. Von zündender Wirkung ist im zweiten Bilde das Weberlied, die leidenschaftliche Erregung des Baumert. Nicht minder dramatisch wirkt ferner der Aufruhr, die offene Verhöhnung der Obrigkeit und des Fabrikanten durch den Jaeger und schliesslich die Demolierung. Die Gestaltungskraft des Dichters hat hier dem Zeitgefühl einen starken, künstlerischen Ausdruck verliehen. Das soziale Gewissen wurde jedenfalls durch sein Werk gewaltig aufgerüttelt. Die kaiserliche Huld verscherzte sich jedoch Gerhart Hauptmann mit diesem Werke gänzlich, denn, als ihm der Schillerpreis verliehen werden

sollte, lehnte dies Wilhelm II. rundweg ab. Die damals herrschende Junkerpartei wettete gegen den Dichter, in dem sie einen Parteigänger des zu jener Zeit als ganz besonders staatsgefährlich angesehenen Sozialismus witterte. Solche Leute gehörten nach der junkerlichen Anschauung hinter Schloss und Riegel. Schliesslich wurde aber doch gerichtsseitig zum grossen Mißvergnügen des Kaisers und seiner Clique die Censur aufgehoben. Der Gerichtsvorsitzende, der unbeirrt von der Beeinflussung, an der es seitens der damals führenden Gesellschaftsschichten nicht fehlte, in seinem Urteil zur Freigabe des Werkes schritt, musste aber sein Amt seinem aufrechten Sinne zum Opfer bringen und auf betreiben des Kaisers seinen Abschied nehmen. *Voluntas regis suprema lex!* Wilhelm II., der nun gegen das Urteil nichts mehr unternehmen konnte, kündigte wenigstens seine Loge im Deutschen Theater. Kaum hat in damaliger Zeit ein Werk die Gemüter so entzündet als gerade die Weber. Mit diesem Werke eigentlich ist Hauptmann erst wirklich populär geworden. In Hamburg sah ich von ihm noch im Thaliatheater mit einem hervorragenden Berliner Schauspieler als Gast – ich glaube es war Engels – „College Crampton“. In diesem Werke konzentriert sich alles auf den Helden. Fast alle anderen Personen wirken neben der mit ausserordentlichem Geschick gezeichneten Charakterstudie eines durch Trunk heruntergekommenen Kunstakademieprofessor schemenhaft. Für mich hatte dieses Werk insofern einen ganz besonderen Reiz, als das Vorbild zu Crampton in einem an der Breslauer Kunstschule tätig gewesenen Professor, der den Breslauern ziemlich bekannt war, zu suchen ist. Weitere Werke von Gerhart Hauptmann lernte ich erst in späteren Jahren kennen und werde dann vielleicht Gelegenheit haben, flüchtig auf dieselben einzugehen.

Als ich nach Hamburg kam, fand ich wie schon erwähnt, Aufnahme in der Familie meines Onkels, der damals auf dem Steindamm in St. Georg wohnte. Dem Beispiele vieler Hamburger Familien folgend, zog er später nach dem am Rande des Sachsenwaldes gelegenen Reinbeck. Die idyllische Lage des Ortes an der Bille lockte manche Hamburger Familie, die grossstadtmüde Ruhe und Frieden suchte, zur Ansiedlung. So zog auch ich mit meinem Onkel, der zuerst eine freierwerbende Einfamilienvilla mietete und später sich selbst dort anbaute, nach R. und hatte nun reichlich Gelegenheit, die Schönheiten des Sachsenwaldes, jenes mächtigen Waldgebietes der deutschen Nordmark mit seinen zahlreichen Hünengräbern, die sich im Walde selbst oder an dessen Rändern befinden und der Landschaft oft ein interessantes Gepräge verleihen, kennen zulernen. Meine Wanderungen, die ich teils allein teils mit meinem Onkel und seinen Kindern unternahm, dehnten sich meistens bis Aumühle, das auf halben Wege zwischen Reinbeck und Friedrichruhe liegt, aus. Eine ganz herrliche Winterwanderung durch den Sachsenwald mit meinem Onkel hat sich meinem Gedächtnis ganz besonders fest eingepägt. Es war viel Schnee gefallen, auf den mächtigen Buchen [31] und Eichen, die in den Forsten des Sachsenwaldes besonders vorherrschen, lag Rauhreif. Wie mühsam man auch durch den Schnee stapfend, den Wald durchschritt, immer war man gefesselt und überwältigt von der Märchenpracht, die der ganze in Schnee und Eis verwandelte Wald enthüllte wenn das grelle Sonnenlicht im Schnee glitzerte oder die Strahlen der Sonne die Eiskristallgewandung der in prachtvoller Struktur sich darbietenden Bäume beleuchtete, dachte man unwillkürlich an Stimmungen, wie die in so poetischer und anschaulicher Weise Andersen in seinen Märchen von der Eisjungfrau geschildert hat. Das im Sachsenwald reichlich vorhandene Wild, Rehe, Hirsche, Füchse, die sonst kaum zu erblicken waren, wurden vom Hunger in die Nähe der Menschen getrieben. Zutraulich äugte es uns an, ehe es

schliesslich flüchtig ging. Das gab der unvergesslichen Wanderung noch erhöhten Reiz. In der Nähe der Aumühle erblickte man in nicht allzugrosser Entfernung, neben seinem Oberförster auf einem zweispännigen Wagen sitzend und in einen Pelz eingehüllt, den Herrn des Waldes, den getreuen Ekkehard des deutschen Reiches, den greisen Recken Bismarck, den auch das schöne Winterwetter in den Wald gelockt hatte. Mitglieder der Bismarck'schen Familie traf ich auf meinen Streifzügen durch den Sachsenwald ziemlich häufig, insbesondere seine Enkelsöhne, die Grafen Rantzau, die meist in Begleitung ihres Erziehers, damals Jungens im Alter von 8-10 Jahren sich im Walde viel herumtummelten. Der Zufall wollte es, dass in späterer Zeit ich den einen der Grafen Rantzau, einen liebenswürdigen kunstsinnigen Herrn, der in Kassel als Rechtsanwalt lebt, persönlich kennen lernte. Nach Friedrichsruhe, zu Lebzeiten Bismarcks, ein wahrer Wallfahrtsort für Tausende von Deutschen und Ausländer bin ich noch vor meiner Übersiedlung nach Reinbeck gekommen. Äusserlich sieht das Herrenhaus, in dem Bismarck seinen Ruhesitz aufgeschlagen hatte, recht schlicht und einfach aus. Ohne große Veränderungen ist es aus einem ehemaligen Gasthause, das im Volksmunde die Fresskate hiess, entstanden, aber auch die innere Einrichtung soll nach dem Berichte der vielen Besucher recht bescheiden gewesen sein, wie es auch dem einfachen und jedem Prunke abholden Sinne Bismarcks entsprach. An Bismarcks Geburtstag, am 1. April, veranstaltete stets die Hamburger Kaufmannschaft, bei der Bismarck in hohen Ehren stand und die ihm, nachdem die kaiserliche Gnadensonne ihm nicht mehr leuchtete, ihre Verehrung ostentativ bekundete, einen Fackelzug. Der Liebenswürdige eines meiner Chefs verdankte ich die Einladung zu einem dieser Fackelzüge, der wohl im Jahre 1891 oder 92 stattgefunden haben mag. In meiner damaligen politischen Unreife oder Urteilslosigkeit hatte ich noch nicht die richtige Vorstellung von Bismarck's eigentlicher Grösse und Persönlichkeit. In den Parteikämpfen jener Zeit verurteilte man vielfach Bismarck's innere Politik, in der er tatsächlich nicht die glückliche Hand gehabt haben soll wie in der von ihm meisterhaft beherrschten auswärtigen Politik. So folgte ich der Einladung mehr aus Neugierde und Sensationsbedürfnis als aus einer innerlich empfundenen Begeisterung heraus. Aber welchen Umschwung brachte die wenngleich nur ganz kurze persönliche Berührung mit diesem grossen Manne spontan in mir hervor. Obwohl nun schon mehr als 45 Jahre seit diesem Tage vergangen sind, stehen mir noch alle Einzelheiten in frischer Erinnerung. Gegen Abend traf der Extrazug von Hamburg in Friedrichsruhe ein. Sofort wurden dem Programme gemäß auf dem Bahnhofe die Fackeln verteilt und der Zug so formiert, dass immer zwei oder drei Mann zusammen marschierten. Zunächst sollte der Zug am Thore des Herrenhauses vorbeigehen, dann nahm er den Weg um den dicht dabeiliegenden, von grossen Bäumen umstandenen Schlossteich herum, als dann wieder in einiger Entfernung vom Herrenhause vorbei und endlich zurück zum Bahnhof. Auf dem Hinwege stand Bismarck am Thore, neben ihm auf der einen Seite sein Sohn Graf Herbert und auf der anderen Seite der Geheimrat Schwenninger, sein Leibarzt. Jeder, der an Bismarck vorbeiging, gab ihm die Hand. Mir war das Glück beschieden, auf der Seite zu marschieren, wo Bismarck stand, was mir den Vorzug verschaffte, ihm im Vorbeigehen auch die Hand zu reichen. [32]

Mein jugendliches Herz pochte nicht wenig vor Aufregung in Erwartung des bedeutenden Augenblicks, als ich zum ersten Male Bismarck in allernächster Nähe erblicken sollte. Endlich setzte sich der Zug in Bewegung und mein Auge erhaschte schon von Weitem in dem flackernden Fackel-

lichte seine die übrigen um Haupteslänge überragende Hünengestalt. Da stand er in seinem typischen langen schwarzen Rock mit dem grossen Kalabreser und dem altväterischen Halstuch ganz altmodisch gekleidet und mehr an eine Gestalt aus Goethe's Zeit gemahnend. Nun kam auch die Reihe an mich ihm die Hand zu reichen. Sein selbst im Greisenalter noch in ungetrübtem Glanze leuchtendes Auge ruhte auf mir, sein mächtiger Schädel liess die Erhabenheit der hinter der hohen Stirn arbeitenden Gedanken ahnen. Jedenfalls stand ich ganz unter dem Banne der gewaltigen Persönlichkeit und der kurze Augenblick dieser persönlichen Berührung war für mich aufschlussreicher als ganze Bände, die über den grossen Mann geschrieben waren. Das Geheimnis der ungeheuren, suggestiven Kraft, die von seiner Persönlichkeit ausging, erschloss sich mir blitzschnell. Und doch war mir einigermaßen beklommen zu Mute als ich gewöhnlicher Sterblicher diesem Heros des Geistes und der Tat die Hand reichen durfte. Diesem unwillkürlichen Verblüfftsein ist es wohl zuzuschreiben, dass ich den Akt der Ergebenheit länger ausdehnte als es die auf rasche Abwicklung berechnete Gratulationskur eigentlich zuliess. In den Anblick von Bismarcks Erscheinung einen Augenblick versunken, wurde ich die ungewollte Veranlassung zu einer wenngleich nur geringen Stockung in dem Ablauf des Zuges so dass sich Professor Schwenninger gewissermaßen gezwungen sah, mich durch einen sanften Rippenstoss ans Weitergehen zu erinnern und mich sozusagen aus dem Taumel, in den mich mein obgleich nur kurzer, aber doch nur zu begreiflicher Heroenkult hineinversetzt hatte, wieder herauszureissen. Weiterschreitend gingen wir nun um den Schlossteich herum, in dem sich die vielen tausenden Fackeln unter dem Schatten der hohen Waldriesen widerspiegelten; ein ungemein reizvoll wirkendes nächtliches Bild. Dann ging es zurück zum Herrenhaus, wo sich die Massen zusammenballten, um den Worten Bismarcks zu lauschen. In einer Dankesrede, die natürlich auch auf damaligen politischen Verhältnisse anspielte, verabschiedete sich Bismarck von seinen Gratulanten. Mein Interesse an Allem, was Bismarck getan und gewirkt hatte, war von diesem Augenblick an geweckt. Jetzt und nach seinem Tode studierte ich seine Reden, seine Lebensgeschichte, seine Erinnerungen und seine Gespräche. In dem Pantheon, das ich in meinem Herzen allen Geistesheroen, zu denen ich in Verehrung aufblickte, errichtet hatte, nahm nun auch er einen bevorzugten Platz ein. Von menschlichen Schwächen war natürlich Bismarck ebensowenig frei als wir „Armen im Geiste“, aber wie verschwinden sie neben dem Grossen, was er vollbracht hatte. Wer gänzliche Grösse voll erfassen will, muss wohl ein Stück Künstlernatur in sich spüren, dann klingen die Saiten, die die grossen Geister in uns anschlagen, viel nachhaltiger in uns fort. Wie pygmäenhaft ich mir auch angesichts des Titanen Bismarck vorkam, so war ich doch nicht ganz frei von dem Gefühle einer gewissen Genugthuung darüber, dass ich in einem sehr charakteristischen Zuge seines Wesens mich ihm wahlverwandt fühlte. Das war seine Liebe zum Walde! Tiefer als auch manch Anderer ist Bismarck in das Labyrinth der menschlichen Seele eingedrungen. Aus dem grossen Menschenkenner wurde im Laufe seines langen Lebens ein Menschenverächter. Trotz aller glänzenden äusseren Ehren, mit denen er überschüttet wurde, teilte er das Geschick aller grossen Geister, die Vereinsamung! Auf den Höhen des Geistes wandelt ja der Mensch stets Allein. Aus der Einsamkeit, die ihn je älter er wurde, stets am Hofe und auf dem glatten Parkett der Diplomaten beschlich, flüchtete er in seinen geliebten Wald nach Varzin und Friedrichsruhe. Hier in der Waldeinsamkeit unter den Baumriesen fühlte er sich wohl, hier holte er sich Kraft zu neuem Schaffen! Wie den meisten gesund und urwüchsig empfinden-

den Deutschen liegt auch mir die Waldliebe, die nun noch der jahrelange Aufenthalt im Sachsenwalde besonders genährt hatte, im Blute. Im frischen Waldgeruch lebte man unwillkürlich auf, in den Baumgiganten sieht man Symbole der Kraft, die ungebrochen [33] der Zeit und den Elementen trotzen. Wie habe ich stets Maler und Dichter beneidet, die Stimmungen, die der Wald in mir auslöste, dem Pinsel, dem Zeichenstift oder der Feder anvertrauen konnten. Von Dürer an bis zu Böcklin ist der Wald verherrlicht worden und insbesondere Böcklin hat das in uns liegende romantische Naturgefühl, das dem ganz anders empfindenden Südländer und dem antiken Menschen fast fremd ist, in poetischer Weise symbolisiert. Wie wunderbar ist der Wald von unseren deutschen Dichtern besungen worden. Schon Walter von der Vogelweide trifft den schwärmerischen Ton, wenn er den Wald besingt. Und wie kraftvoll muten uns die Waldlieder Gottfried Keller's an, aber die eigentliche Seele des Waldes ist von keinem Dichter inniger und schwärmerischer erfasst worden als von Peter Hille in seinen kurzen „Waldesstimme“ betitelten Versen. Die Gestalt des Dichters, der wie ein Vagant durch Deutschland's Auen zog, arm und von allen Mitteln entblösst, steht mir noch vollständig in Erinnerung, als ich ihn eines Tages mit herabwallenden Barte bei meinem Onkel in Reinbeck eintreten sah. Er kannte ihn gut aus früherer Zeit besuchte ihn, um ihn um eine Unterstützung anzugehen, denn er war wie meistens wieder mal vollständig abgebrannt. Von Kennern wurde er als eine der genialsten Dichternaturen angesehen. Nur gebrach es ihm an innerer Zucht, um seinen an seelischen Gehalt reichen Werken auch die entsprechende Form zu verleihen. Im bildlichen Schauen und wortbildnerischen Vermögen lag die Stärke dieses Dichters, der im eigentlichen Sinne mehr Aphoristiker war. Sein Andenken glaube ich nicht besser ehren zu können, als dass ich seine mich stets begeisternden Verse hier wiedergebe und damit den Betrachtungen, zu denen mich meine Erinnerungen an den Sachsenwald anregten, einen poetischen Ausklang zu verleihen:

Waldesstimme!

Wie deine grüngoldenen Augen funkeln,
Wald, Du moosiger Träumer!
Wie Deine Gedanken dunkeln,
Einsiedel , schwer von Leben,
saftseufzender Tagesversäumer!
Über der Wipfel Hin- und Wiederschweben
wie's Atem holt und voller wogt und
braust und weiter zieht ---
 und stille wird ---- und saust.
Über der Wipfel Hin- und Wiederschweben
Hoch droben steht ein ernster Ton,
Dem lauschten tausend Jahre schon
Und werden tausend Jahre
lauschen

Und immer dieses starke
Donnerdunkle Rauschen.

Andere grosse Waldgebiete gibt es kaum in unmittelbarer Nähe von Hamburg. Dagegen sind recht liebliche Landschaftsbilder in den Alsterdörfern, wohin ich manche Spaziergänge unternahm, zu finden. Heute sind diese Dörfer Villenvororte der vermögenden Hamburger. Zu meiner Zeit ging es noch sehr ländlich da draussen zu.

Ein junger Franzose, der Sohn des Besitzers eines der von meiner Firma vertretenen ersten Champagnerhauses, welcher nach Deutschland kam, um die deutsche Sprache zu erlernen und sich mir anschloss, zog mir zuliebe im Sommer mit nach Reinbeck mit seiner Maitresse – denn ohne eine solche ist ein junger begüterter Franzose, wie ich schon in meinen jungen Jahren erfahren sollte, nicht zu denken. Mit mir durch Wald und Feld zu wandern, war nicht nach seinem Geschmack, dagegen mietete er sich ein Boot, um in der Bille zu angeln und kleine Bootfahrten zu unternehmen. An diesen beteiligte ich mich öfters und wir lagen alle drei an schönen Sommertagen im Boot [34] auf der Bille oder auf den Flusswiesen, wo kleine „Fêtes champêtres“ in dem Stile, wie sie so anmutig Poussin und Watteau auf ihren Bildern dargestellt hatten, veranstaltet wurden. Diese Picknicks mit den von meinen französischen Freunden mitgebrachten Delikatessen und französischen Champagner bester Sorte boten mir damals eine höchst willkommene Genussfreude in meinem sonst für solche Extravaganzen wenig Zeit lassenden Berufsleben. Gern denke ich auch an die schönen Segelbootfahrten, die ich auf der Alster und Elbe mit Freunden unternahm, aber meine Sehnsucht blieb doch stets die Nordsee. Eine wenn auch nur kurze Meerfahrt war das begreifliche Ziel meines jugendlichen Ehrgeizes. Der Drang nach dem Meere war unwiderstehlich. Im Hafen sah man stets die grossen Ozeandampfer und mit ihnen fuhr man in der Phantasie über den Ozean. Mir war es aber nach menschlichem Ermessen kaum vergönnt, je über die grosse Pfütze die Fahrt anzutreten. So wollte ich wenigstens einen kleinen Eindruck vom Meere gewinnen. Gern nahm ich daher die Gelegenheit wahr, mich an einer der Sonntagsausflugsfahrten nach Helgoland mit dem Dampfer „Cobra“ zu beteiligen. Ihren Ausgang nahm die Fahrt von den St. Paulilandungsbrücken. Im Allgemeinen wird die Dampferfahrt auf der Niederelbe als langweilig empfunden. Für mich hatte indes die gleich nach Sonnenaufgang beginnende Fahrt doch ihren eignen Reiz. Schliesslich holt das künstlerisch geschulte Auge aus der Natur manche malerische Stimmungen heraus, die anderen vollständig entgehen. War erst Altona und Nienstedten vorbeigeglitten, da tauchte schon von Weitem das in anmutiger Landschaft über dem Elbeufer hochaufragende Blankenese hervor, ohne Frage in rein landschaftlicher Beziehung ein Höhepunkt dieser Elbfahrt; denn später streift der Blick ständig über grosse Marsch- und Wiesenflächen hin, hie und da treten vereinsamt und zerstreut Bäume und Gehöfte aus dem Marschdunst im Morgennebel geisterhaft hervor. Über der ganzen Gegend, soweit sie das Auge umfassen kann, lagert eine melancholische Stimmung. Von dem erhöhten Platze auf der Treppe zur Kommandobrücke, wo ich Posto gefasst hatte, sah ich hinter mir die von dem grossen Dampfer hervorgerufene brausende Gischt, vor mir lag die gelbe lehmige Flut des immer breiter werdenden Elbstromes, aber je weiter man dem Meere zustrebte, desto mehr durchbrach die Sonne den Nebel. Was noch vorher in Dunst und Nebel lag und nur umflort vom Auge wahrgenommen wurde, das trat nun immer deutlicher hervor. Hinter den wallartigen Elbdeichen, welche das flache Land vor der Gewalt des Wassers schützen, lugten die kleinen Städte und Dörfer hervor. Auf bläulich hügeligen Geesthintergrund werden die graubraunen Strohdächer der Häuser und die altertümlich wirkenden, oft wind-

schiefen kleinen Kirchtürme allmählich sichtbar. Wenn auf die grüne Patina der Kirchtürme die den Nebel hin und wieder durchbrechenden Sonnenstrahlen fielen, dann wurde das im trüben Licht der Morgendämmerung elegisch, ja traumhaft wirkende Bild durch einige erfrischende Farbennüancen ungemein belebt. Grössere Städte sieht man nicht auf der Fahrt, die Niederelbe, hinunter, die grössten sind wohl Buxtehude an der Este und Stade an der Schwinge auf der einen Seite und Glückstadt wie Brunsbüttel auf der anderen Seite. Die Mündungen der kleinen Nebenflüsse, an denen diese Städte und Orte liegen, sind durch den Sand und den Schlick, den die Elbe im Laufe der Jahrhunderte angeworfen hat, gänzlich versandet, die Städte von der grossen Lebensader sozusagen abgedrängt und zu einer Bedeutungslosigkeit verurteilt, die ihnen früher nicht zukam. So soll sogar in längst vergangener Zeit das bedeutendere Stade wegen seiner grösseren Nähe zum Meere mit seiner die See befahrenden Bevölkerung wirksam mit Hamburg rivalisiert haben. Die Städte und Städtchen der Niederelbe boten den vom Meere kommenden Segelschiffen willkommene Zuflucht in ihren wenn auch nur kleinen Häfen und selbst sandten sie ihre Schiffe auf die hohe See. Günstiger liegen auf dem anderem Elbeufer die Städte Glückstadt und Brunsbüttel, wo der Nordostseekanal seinen Anfang nimmt. Cuxhafen wurde endlich nach mehrstündiger Fahrt auf der Elbe erreicht. Auf der schimmernenden einmal glatten dann wieder bewegten Wasserfläche begegnete man seltener Dampfern oder Seglern, umso häufiger glitten kleinere Fahrzeuge mit weissen, braunen und roten Segeln hin und her, den maleri-[35]schen Reiz der ganzen Flusslandschaft wesentlich erhöhend und an die Flusslandschaftsmotive der alten holländischen Meister Sal. van Ruisdael, van Goyen und Willem van de Velde gemahnend. In Cuxhafen wurde dann an der alten Liebe angelegt und nach kurzem Aufenthalte die Fahrt ins offene Meer angetreten. Man spürte bereits die kräftige, salzgesättigte Seeluft und hatte man erst die Cuxhafener Leuchtschiffe und Leuchtbojen hinter sich gelassen, da war auch bald die Küste dem Auge vollständig entrückt. In beinahe einstündiger Fahrt ist man mitten auf dem Meere. Die Illusion einer Seefahrt ist nun vollständig. Kein Land mehr zu erblicken, hin und wieder ein von grosser Fahrt kommender Ozeandampfer, der nun dem Hafen zustrebt, dann grosse Segler, prächtig anzusehen mit ihren vollkommen entfalteten Segeln, Fischdampfer, die ihre Netze schleppen und immer wieder die alle Schiffe umschwirrenden Möven, bis dann plötzlich in weiter Ferne im Sonnenglanz gegen Mittag in seinen charakteristischen Farben das Felseneiland aufleuchtet. Je näher man herankommt, desto majestätischer hebt sich der Felsen aus dem Meere. Ja, es mutet fast phantastisch – ja grotesk an, wenn plötzlich aus den Fluten die dunkelroten Felswände beinahe senkrecht empor-tauchen. Man wird nun ausgeschifft, von den Helgoländer Schiffern in Booten abgeholt und dann steigt man vom Unterland die Treppe hinauf zum Oberland. Bald ist man in dem sauberen, mit einem niedrigen Kirchlein geschmückten Städtchen, bald an dem massiven Leuchtturm, wo man sich auf dem höchsten Punkte der Insel befindet. Ringsumher das grenzenlose Meer, einen wirklich erhabenen Anblick bietend, unter sich die schroff zum Meere abfallenden Felswände, die schon damals durch Befestigung vor der unaufhaltsam fortschreitenden Abbröckelung bewahrt werden sollten. Am Horizont tauchen in der Ferne die Umrisse eines Kriegsschiffes auf. Für mich als Landratte waren alle diese Eindrücke so überwältigend, dass ich sie mir heute noch lebhaft vorstellen kann. Wirklich idyllisch wirken auf Helgoland die uralten sauberen Gässchen, in denen vor den Türen der kleinen Häuser alte Fischer sitzen; ihre Netze flickend. Andere wieder stehen mit den Händen in den Hos-

taschen und der Pfeife im Mund in den Strässchen herum. Der ruhige Gleichmut, der sich ihren Gesichtszügen aufprägt, lässt sie sofort als echte Stoiker erkennen. Diese wuchtigen einprägsamen Helgoländer Fischergestalten stehen mir noch lebhaft vor Augen. Der bei diesem Tagesausflug nur auf wenige Stunden bemessene Aufenthalt in Helgoland musste noch erheblich abgekürzt werden, da sich stürmisches Wetter ankündigte und die Wiedereinschiffung der Ausflügler rasch vollzogen werden musste. Also wieder zurück auf die „Cobra“ und dann wieder der Elbemündung entgegen, dem Felseneiland das man so schnell wieder verlassen musste, noch längere Zeit wehmütige Blicke nachsendend. Die See wurde tatsächlich recht bewegt und trotz der nur wenige Stunden dauernden Fahrt auf dem Meere fürchtete ich doch noch seekrank zu werden, aber ich hielt auf Deck mittschiffs in der Nähe der Kommandobrücke in der kräftigen Seeluft mutig stand. Die sich aber schon ankündigenden Symptome liessen mich jeden Augenblick den Ausbruch der Seekrankheit erwarten und richtig, als ich in die Elbemündung einfuhr, kam ich um das Opfer, das Poseidon nun einmal von mir forderte, nicht herum. In später Nachtstunde kam man wieder an den St. Paulilandungsbrücken an. In meinem jugendlichen Alter wurde mir diese erste Bekanntschaft mit dem Meere zu einem grossen Erlebnis, das mir in meiner Rückschau der Wiederauffrischung wohl wert war. Weckt doch bei einem nachdenklichen Menschen der Anblick des weiten Meeres am stärksten den Unendlichkeitsgedanken, dem man in dem stets in gleichem Trott verlaufenden Alltagsleben kaum nachzuhängen Gelegenheit findet. Die täglichen Fahrten zwischen Hamburg und Reinbeck brachten mir u. A. den Gewinn einer wertvollen Bekanntschaft. In Bergedorf einer Station vor Reinbeck, hatte eine im Hamburger Musikleben sehr bekannte Persönlichkeit ihren Wohnsitz. Es war der Violinvirtuose Goby Eberhardt, ein Schüler des grossen Geigers Wilhelmys. Infolge eines Handleidens war Goby Eberhardt gezwungen, seine Virtuosenlaufbahn vorzeitig aufzugeben. Er wirkte dann lange Jahre unter Hans von Bülow als erster Konzertmeis-[36]ter im Hamburger philharmonischen Orchester, trat aber soweit ich mich erinnere, noch vor dem Tode Hans von Bülow's zurück um sich ganz der Musikpaedagogik und Musikkritik zu widmen. Zu letzterer befähigte ihn ausser seinem musikalischen Feingefühl ganz besonders seine universelle Bildung. Sein oft nur zu sehr in verletzenden Sarkasmus getauchte Feder war sehr gefürchtet und da er es sich zur Hauptaufgabe erkor, das Pollini'sche Regiment zu bekämpfen und er dabei Mittel anwandte, die sich wohl oft nicht mit den Grundsätzen objectiver Berichterstattung vereinbaren liessen, gab es einmal im Hamburger Stadttheater einen vielbesprochenen Theaterskandal, der als eines Abends Goby Eberhardt gerade seinen Platz eingenommen hatte, wurde er noch vor Beginn der Vorstellung von Pollini auf Grund des diesem zustehenden Hausrechtes aus dem Theater gewiesen. Die Scene erregte begreiflicherweise viel Aufsehen beim Publikum. Zuerst bestand wohl Goby Eberhardt auf seinen Schein, musste aber schliesslich wohl oder übel sich fügen, was er dann auch natürlich unter lautem Protest tat. Die sich an diesen Vorfall anschliessende Pressfehde endete schliesslich mit einem Siege Pollini's und Goby Eberhardt verlor seinen Kritikerposten an der betreffenden Zeitung. Goby Eberhardt war eine ausgesprochene Kämpfernatur und gerade deshalb von der Jugend ganz besonders verehrt. In seinem Äusseren verriet er sofort den Künstler. Das typische schwarze Sammetjacket, der grosse Kalabreser, das in Locken um seinen geistvollen Kopf wallende schwarze Haar, die um den Kragen schwungvoll geschlungene Schleife, alles dies verlieh seiner an sich imposanten Figur ein anziehendes Gepräge

und gewann ihm besonders schnell die Frauenherzen. Meine jugendliche Begeisterungsfähigkeit muss es wohl gewesen sein, die ihn bestimmte, mir sein Interesse zuzuwenden. Jedenfalls war ich nicht wenig stolz darauf, dass er mich seines fast täglichen Umganges für wert erachtete und als sein gelehriger Adept folgte ich seiner stets geistvollen und anregenden Unterhaltung mit grosser Andacht, Er selbst hatte grosse literarische Interessen, stand in sehr engen, ja freundschaftlichen Beziehungen zu der damaligen Hamburger Dichterschule, deren vernehmlichster Vertreter Detlev von Lilienkron, Gustav Falke und Otto Ernst waren. Aber auch mit fast allen anderen deutschen zeitgenössischen Dichtern unterhielt er persönliche Beziehungen. Man hatte ihn offenbar gern und wusste sein künstlerisches Urteil wie die temperamentvolle Art seiner Unterhaltung zu schätzen. Natürlich war er auch mit fast allen grossen Musikern jener Zeit sehr bekannt. Mein fast täglicher Verkehr mit ihm gab mir die vielseitigsten Anregungen geistiger Art und gewährte mir auch manch' interessanten Einblick hinter die Kulissen des künstlerischen Schaffens. Manchmal spielte er mir auch in seiner Wohnung etwas auf der Geige vor. Ich erinnere mich noch ganz genau, dass es ausser der bekannten „Air“ von Bach auf der G Saite die Elegie von Ernst waren. Mir imponierte sein grosser und warmer Ton, den er seinem Instrumente zu entlocken wusste und ich bedauerte, dass es ihm nicht mehr vergönnt war, sich in der Öffentlichkeit hören zu lassen. Seine Unterrichtswerke, deren Abfassung damals seine Hauptarbeit galt, geniessen noch heute in der Fachwelt hohes Ansehen. Übrigens ist sein in Berlin lebender Sohn Siegfried Eberhardt – damals vielleicht ein Junge von 10 Jahren – ganz den Spuren seines Vaters gefolgt. Zuerst auch Violinvirtuose wandte er sich später der Musikpädagogik zu, schrieb verschiedene Bücher und sein System der Violintechnik wird als eines der besten angesehen. Auf dem Steindamm in St. Georg im Café Felber traf ich mich vor der Fahrt nach Reinbeck öfters mit Goby Eberhardt. Um seinen Tisch versammelten sich seine jugendlichen Verehrerinnen und Verehrer, die alle an seinem Munde hingen seine oft recht subjectiven Urteile fast wie Orakelsprüche hinnehmend. Als geistvoller Plauderer, ja als ein Causeur im edelsten Sinne [37] des Wortes wusste er stets ein neues Thema mit Witz und Grazie zu behandeln und so wurden an diesem literarischen Tische im Café Felber alle aktuellen musikalischen und literarischen Probleme gewälzt. Wir jungen Leute verhielten uns natürlich mehr receptiv, aber fingen die geistigen Brotsamen, die von seinem Tische fielen mit Inbrunst auf. In meinem für derartige Dinge sehr empfänglichen Geist hat er manches Saatkorn gestreut, das später zur Reife gedieh, aber je reifer ich selbst wurde, desto mehr empfand ich die Kritiklosigkeit, mit der ich früher alles, was aus seinem Munde kam, aufgenommen hatte und wäre er mir in späteren Jahren wieder begegnet, dann hätte er in mir kaum noch denselben ihm durch Dick und Dünn folgenden Anhänger gefunden. Seine Persönlichkeit möchte ich aber nicht aus meinen Hamburger Jugendjahren hinwegdenken, die er mir durch den von ihm ausgehenden Zauber wahrhaft verklärte. Der Gedanke, zu den Auserwählten seiner jugendlichen Verehrer zu gehören, erfüllte mich begreiflicherweise mit berechtigtem Stolze. So forderte er mich einmal auf, an einem Zusammentreffen, das er mit Theodor Kirchner im Café Felber verabredet hatte, mit teilzunehmen. Dieser damals schon im Greisenalter stehende Musiker und Komponist, der besonders wegen seiner in kleinen Formen sehr wertvollen und an Schumann gemahnenden Klaviermusik wie durch einige sehr hübsche Lieder berühmt geworden ist, steht mir noch deutlich vor Augen. Goby Eberhardt ging mit mir an seinen Tisch heran. Wir setzten uns zu ihm und Eberhardt als

geschickter Taktiker wusste den sonst recht einsilbigen Mann allmählich recht gesprächig zu machen. In Kirchner's Gesicht – sein Kopf hatte übrigens eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Beethoven's – spiegelte sich der Mißmut eines Menschen, dem zu Lebzeiten von seinen Zeitgenossen nicht die ihm gebührende Anerkennung zu Teil geworden ist. Kirchner war nicht aus dem Holze geschnitzt, sich in die Gunst der Menschen durch Schmeichelei und Unterwürfigkeit einzuschleichen. Sein Freimut, die Schärfe seines Urteils in allen Kunstingen, die Lauterkeit und Ehrlichkeit seines Charakters, so schätzenswert diese Eigenschaften, die man auch bald nach der kurzen Unterhaltung mit ihm wahrnahm, gewesen sein mögen, sie hinderten ihn doch in seiner Laufbahn und in einer Welt, wo das wirklich Gediegene oft hinter dem weniger Grossen, aber auf den Effect Berechneten zurückstehen muss. An diesem Tage kramte Kirchner angeregt durch Goby Eberhardt aus seinen Erinnerungen Einiges heraus und es war hoch interessant, wie er uns einen Einblick in sein früheres Leben gewährte. Insbesondere erzählte er viel von seinem Gönner Mendelsohn, von dem er als Mensch und Künstler in den Tönen höchster Verehrung sprach. Ihm verdankte er in seiner Jugend tatsächlich viel, denn durch ihn ist er bedeutend gefördert worden. Auch mit Robert Schumann war Kirchner eng befreundet. Über ihn wusste er ebenfalls uns viel zu erzählen. Für mich war es von grossem Reiz auf diesem Wege der Unterhaltung mit einem Zeitgenossen der grossen klassischen Musiker und Komponisten sozusagen ein Stückchen Musikgeschichte zu erleben, denn mit seinen Erinnerungen spann er ja geradezu Fäden hinüber in eine längst entrückte Zeit, in eine Zeit, wo noch die Nachwirkung der grossen Klassiker der Literatur und Musik spürbar war. Mir wird dieses einmalige, aber recht aufschlussreiche Zusammensein mit Theodor Kirchner, der wohl etwa im Jahre 1904 in ziemlich ärmlichen Verhältnissen in Hamburg starb, unvergesslich bleiben. Nicht minder dankbare Erinnerung bewahre ich einem Zusammentreffen mit dem grössten lyrischen deutschen Dichter nach Goethe und Heine mit Detlev von Lilienkron. Nach dem Lorbeer des dramatischen Dichters gelüstete es damals auch Goby Eberhardt und seiner Muse hatte er einen Lustspieleinakter abgerungen, der das Rampenlicht in Bergedorf erblicken sollte, wo er eine Schauspieltruppe, die in einem Saalbau gastierte, für sein kleines Werk zu gewinnen wusste. Seinen Freund Detlev von Lilienkron hatte er zu dieser Erstaufführung eingeladen, da ihm an seinem Urteil viel gelegen war. Lilienkron, wohl ahnend, dass es für ihn ein verlorener Abend sein werde, nahm aber trotzdem mit der ihn auszeichnenden Aufopferungsfähigkeit, die er seinen Freunden gegenüber stets zeigte, die Einladung an. Mich nun hatte Goby Eberhardt dazu ausersehen, Lilienkron auf dem [38] früheren Berliner Bahnhof zu empfangen, ihn nach Bergedorf zu geleiten und mich ihm den ganzen Abend zu widmen. So war mir eine höchst willkommene Gelegenheit geboten, den von mir schon damals sehr verehrten Dichter auch als Mensch näher kennen zu lernen. Im Wartesaal II. Klasse des alten Berliner Bahnhofs erwartete ich ihn. Seine Biberpelzmütze, die er im Winter stets trug, sollte das Erkennungszeichen sein. Ich durfte nicht lange warten, da tauchte schon unter den eintretenden Personen die Gestalt Lilienkron's mit der Pelzmütze auf. Ich ging ihm sofort entgegen und stellte mich als Abgesandter Goby Eberhardt's vor. In seiner kurz abgebrochenen Sprache und Ausdrucksweise den früheren Offizier nicht verleugnend war er in der überaus natürlichen und schlichten Art, wie er sich gab, von einer bezaubernden Liebenswürdigkeit. In diesem Augenblicke war er nicht mehr der Herr Baron, sondern der schlichte Literat und niemals strich er den auf Distanz Wert legenden Aristokra-

ten heraus. Bald wurde das Gespräch auf literarische Gegenstände gebracht und nun plauderte er mit mir im Wartesaal bis zur Abfahrt des Zuges auf der Fahrt nach Bergedorf über die damals auf der Tagesordnung stehenden literarischen Fragen auf das Angeregteste. Über meinen Landsmann Gerhart Hauptmann, auf den ich das Gespräch zu lenken suchte, sprach er mit hoher Begeisterung und beneidete ihn um seine aussergewöhnliche dramatische Begabung, die ihm wie er ohne Weiteres zugab, vollständig abging. Bekanntlich haben Lilienkrons Bühnenversuche keine Erfolge von Dauer gezeitigt. In erster Linie war er Lyriker und Epiker. Und mit Gedichten – so sagte er – sei nichts zu verdienen! Nicht ohne einen Anflug von Groll spielte er auf die geringe Resonanz an, die er mit seiner Lyrik im grossen Publikum, ja, selbst in den gebildeten Kreisen fand. Für ihn sei dies oft mehr als schmerzlich, denn aus seiner Armut machte er nicht den geringsten Hehl. Als wir in Bergedorf im Theatersaal ankamen, wollte ich Lilienkron sofort an den ihm zugewiesenen Ehrenplatz bringen, aber er zog es vor, sich mit mir hinter den letzten Stuhlreihen aufzustellen, welcher Platz in einem grösseren Theater den Olymp darstellen würde. Hier verblieben wir stehend während der ganzen Vorstellung. Dem Einakter von Goby Eberhardt ging das bekannte Schönthan'sche Lustspiel „Der Raub der Sabinerinnen“ voran. Über die sattsam bekannten Witze in diesem unterhaltsamen Werke, insbesondere über die köstlich gestaltete Figur des Theaterdirektors Striese, die selbst in der Wiedergabe auf dieser Schmiere nichts von ihrer Wirkung verlor, empfand Lilienkron eine unbefangene Freude. Sein herzliches Lachen dokumentierte so recht die wirklich naive Genussfähigkeit, zu der er sich aufschwingen konnte und die mir als ein besonders schöner Zug seines von jedem geistigen Hochmut freien Wesens dünkte. Gern gäbe ich den grössten Teil meiner Werke her – so meinte er scherzend zu mir – wenn es mir gelänge, solch eine Gestalt und etwas diesem Werke Ebenbürtiges zu schaffen. In dieser Art seien jedenfalls die Schönthan's gross. Der nun folgende Einakter Eberhardt's fiel gewaltig ab und erwies die völlige Talentlosigkeit Eberhardt's auf diesem Gebiete. Darüber war er sich nun selbst klar und machte aus der nun gewonnenen Überzeugung keinen Hehl. Die Zeit bis zum Abgang des Zuges, der Lilienkron wieder nach Altona brachte, verlief noch in angeregter Unterhaltung. Erst in reiferen Jahren habe ich diesen bedeutenden Lyriker und Epiker ganz würdigen gelernt. Überall leuchtet in seinen Werken, die eigentlich erst nach 1900 in weitere Kreise eingedrungen sind, seine überaus sympathische Persönlichkeit hindurch, wie ich sie noch heute deutlich vor mir sehe. Die Zeitströmung liess den Dichter trotz seiner trefflichen Leistungen erst sehr spät hochkommen. Seinen Werken haftet nichts Anempfundenes an. Was er schrieb – selbst wenn es oft recht formlos war – wurde wie bei Goethe als wirklich erlebt empfunden, ja, jedes seiner Gedichte war geradezu eine Lebensbeichte und so spiegelt besser als die schönste Biographie gerade seine Lyrik kristallklar seine Persönlichkeit wider. Es ist ja nun mal des Schicksal deutscher Dichter insbesondere, wenn sie vorwiegend Lyriker oder Epiker sind, von der Mit-[39]welt nicht anerkannt und nach Gebühr gewürdigt zu werden. Wie z. B. Mörike erst durch die Kompositionen Hugo Wolf's einem grösseren Kreise erschlossen wurde, so haben auch einige Gedichte Lilienkron's durch Vertonungen bedeutender Komponisten den Weg zu den Herzen der Deutschen, die sich durch die Wirkung der Musik oft eher einfangen lassen, gefunden. Das herrliche tiefempfundene Gedicht „Auf dem Kirchhof“ von Brahms mit kongenialer Meisterschaft vertont, hat wohl auf diesem Wege die weiteste Verbreitung gefunden, nicht minder „Die Musik kommt“, das durch Oskar Strauss vertont auf dem

einstigen Überbrettl ,Wolzogen‘ s zum Schlager geworden war, an Reiz aber durch diese Vertonung durchaus nicht gewonnen hat. Andere Gedichte Lilienkron’s sind aber von dem berühmteren und bedeutenderen Namensvetter Richard Strauss der Vergessenheit entrissen worden. Wenn Lilienkron Geld hatte, gab er es sorglos aus und geriet dann in anderen Zeiten in dauernde Geldklemme. Nach meiner Hamburger Zeit wurde versucht, durch eine Matinée zu Ehren Detlev von Lilienkron’s am Hamburger Stadttheater ihm einen Ehrensold zu verschaffen, um ihn von den drückendsten Schulden zu befreien. Die damaligen Grössen am Theaterhimmel wie Francisco Ellmenreich und Adalbert Ratkowsky wirkten mit, um ihn einen Erfolg zu sichern. In dem reichen Hamburg, wo sonst die Gebefreudigkeit gross war, blieb jedoch das Theater zu zwei Drittel unbesetzt und es wurden glücklich ganze Dreihundert Mark dem Dichter ausgehändigt. Später allerdings besann sich der Staat Hamburg auf seine moralische Pflicht dem Dichter gegenüber und setzte ihn eine Jahrespension aus, die ihm wenigstens einen sorglosen Lebensabend sicherte, den er dann in Alt-Rahstedt, wo er auch begraben liegt, beschloss.

Durch Goby Eberhardt hatte ich Fühlung mit maßgebenden Musikerkreisen und durch meinen Onkel mit der Hamburger Presse gewonnen. Diese Beziehungen, die mir wohl selbst zu nichts dienen konnten, erschienen mir wertvoll im Hinblick auf meinen Bruder, der inzwischen in seiner Ausbildung als Sänger Konzertreife erlangt hatte und in Breslau schon mehrfach mit Erfolg aufgetreten war. So kam mir ganz von selbst der Gedanke, ihm vermöge dieser Beziehungen auch den Weg in die Hamburger Öffentlichkeit bahnen zu helfen. Wenn er vor einem so anspruchsvollen Publikum, wie es das Hamburger war, in Ehren bestehen konnte, so schien mir für seine weitere Laufbahn viel gewonnen. Schon der erste Besuch, den er uns in Hamburg im Jahre 1892 oder 93 machte, brachte mir Stunden, an die ich gern zurückdenke. Das Zusammensein mit ihm hob mich einmal aus dem Gleichschritte eines im geschäftlichen Rhythmus oft ziemlich öde verrinnenden Alltagslebens hinaus und öffnete mir, für kurze Zeit wenigstens, die Pforte zu jener idealen Sphäre, in der er zu leben und atmen gewohnt war. Als echtes Sängertemperament, wie er es nun einmal war, schwelgte er unaufhörlich in seinen Melodien und zog mit seiner sanges- und lebensfrohen Natur wie mit seinem sonnigen herzgewinnenden und aufrichtigen Wesen, alle, die mit ihm in Berührung kamen, in seinen Bann. Seine durch nichts zu hemmende Lebensfreude hatte eine wahrhaft ansteckende Wirkung, der sich auch der grösste Philister nicht zu entziehen vermochte. Fast unbewusst wurde man durch ihn in einen wahren dyonisischen Taumel hineinbugsiert und vergass in solchen Augenblicken harmlosesten Lebensgenusses die Schattenseiten des Daseins, denen man in der Jugend an und für sich nur wenig Verständnis entgegenbringt. Was Hamburg an edlen Genüssen und Attraktionen sonstiger Art bot, wurde von uns, soweit es unsere kärglichen Geldmittel erlaubten, gemeinsam durchgekostet. Im Überschwange der Jugend mit seinem unverwüstlichen Humor und Temperament war mein Bruder der prächtigste Gesellschafter in jeder Situation. Selbst in einem Lokale, das sich in einer der verschwiegenen, dem Venusdienst geweihten Strassen befand und in welches wir auf unserer Streife durch das nächtliche Hamburg in Gesellschaft eines uns befreundeten Arztes hineingerieten, wusste er die sonst nur auf das Animieren der Besucher bedachten Sirenen in eine diesen ganz ungewohnte Stimmung hineinzusetzen, als er, einer plötzlichen Laune folgend, ein hübsches Mädchen, das sich anschickte, uns Gesellschaft zu [40] zu leisten, mit seiner schönen Stimme ansang, denn, als unver-

mittelt die Schumann'schen Klänge zu Heine's Worte „Du bist wie eine Blume, so hold, so schön, so rein“ dieser entgegertönten, da war sie doch zunächst über diese poetische, in diesem Raume wohl sonst kaum übliche Begrüssung verblüfft, nahm aber schließlich die Huldigung, die ihr selbst kaum ganz verdient erschien, gerne an. Der Ton war nun angegeben und unter der stimulierenden Wirkung des von unserem Freunde gestifteten Sektes schuf die überschäumende Lebenslust meines Bruders unter Scherzworten und gesanglichen Explosionen, aus denen in der Sektstimmung auch die Champagnerarie aus Don Juan herauswuchs, eine Atmosphäre ungebundener Fröhlichkeit, die auch die anderen Mädchen des Lokales mit den noch wenigen anwesenden Gästen an unsern Tisch lockte. Dem mythologischen Orpheus vergleichbar, der einst mit der Macht des Gesanges selbst die wildesten Tiere zu sanften Geschöpfen umzuwandeln wusste, gelang es meinem Bruder, in seiner sangesfreudigen Stimmung in den Mädchen edlere Regungen, die sicherlich auch in ihnen schlummerten, zu wecken und sie wenigstens für kurze Zeit ihr eigentliches Gewerbe vergessen zu lassen. Sein nächster Besuch in Hamburg, der im Jahre 1894 erfolgte galt dann seiner Einführung als Sänger in die Hamburger Öffentlichkeit, wofür ich schon vorbereitende Schritte unternommen hatte. Im Hamburger Tonkünstler Verein, begleitet von dessen Vorsitzenden Herrn Musikdirector Julius Spengel, dem Dirigenten des Cäcilien Vereins sang er die Balladen Jung Dietrich von Georg Henschel und Lieder von Schumann, Schubert und Franz. Mit seinem jugendfrischen Bariton, seiner bezaubernden Mezza voce und seinem damals schon überzeugenden Vortrage gefiel er gleich derart, dass man ihn für ein Symphoniekonzert der damals sehr beliebten Laubekapelle in Ludwigs Konzerthaus gewann. Dort sang er dann mit Orchesterbegleitung den ersten Gesang Wolfram's aus Tannhäuser, Lieder von Schubert und Rob. Franz. Auch dort errang er beim Publikum grossen Beifall, wie er auch seitens der Hamburger Presse eine sehr günstige Aufnahme erfuhr. Schliesslich wurde ihm noch eine besondere Ehrung insofern zu Teil, als er von der Presse zu einem grossem Journalisten Fest als Solist neben den berühmten Mitgliedern der Hamburger Oper der weltbekannten Altistin Frau Schumann-Heink und dem ausserordentlich populären Heldenenor Walter Birrenkoven eingeladen wurde. Auf diesem Feste, an dem ich auch teilnehmen konnte, sang er die reizenden Trompeterlieder von Hugo Brückler und einige Lieder von Rob. Franz so eindrucksvoll, dass ganz spontan Frau Schumann-Heink auf ihn zukam und dem jungen Sangeskollegen ihr Entzücken über seine Vorträge aussprach. Seine Hamburger Erfolge erfüllten mein brüderliches Herz, wie sich dies leicht begreifen lässt, mit grossem Stolze und voller Zuversicht glaubte ich nun an eine weitere aufsteigende Linie seiner künstlerischen Entwicklung. Freude und Genugthuung empfand ich dass ich meine Tage in Hamburg, die infolge meiner Verpflichtung mich zum Militärdienst zu melden doch bald gezählt waren, mit so erfreulichen Eindrücken beschliessen konnte.

Wenn ich jetzt an der Schwelle des heranrückenden Lebensabend die Erlebnisse aus den Hamburger Jugendjahren an meinem geistigen Auge vorübergleiten lasse, dann leuchten sie mir noch immer in dem verklärenden Scheine, in dem man so gern die Erinnerungen aus der Jugendzeit sieht. Über das lichte Bild huscht aber immer ein dunkler Schatten, wenn in der Erinnerung das düstere Erlebnis der furchtbaren Choleraepidemie, von der im Jahre 1892 die Stadt Hamburg heimgesucht wurde, auftaucht. Jedesmal, wenn mein Blick auf Dürer's berühmten Holzschnitt, der die „Vier apokalyptischen Reiter“ darstellt, fällt, treten mir in merkwürdiger Gedankenassociation die Eindrücke aus jener

Schreckenszeit mit plastischer Deutlichkeit vor die Seele. Bei der Konzeption seines Bildes hat sich Dürer fast an die Worte aus der Offenbarung Johannes Kap. 6 gehalten, die in ihrer biblischen Einfachheit und doch einprägsamen Eindringlichkeit gerade zu diesem Bilde dem phantasievollen Dürer die beste Anregung gaben. [41]

„Und – so heißt es in der Offenbarung Johannes – ich sahe und siehe ein weiss Pferd und der darauf sass, hatte einen Bogen und ihm ward gegeben eine Krone und er zog aus zu überwinden und dass er siegte ... Und es ging heraus ein ander Pferd, das war rot und den, der darauf sass, war gegeben, den Frieden zu nehmen von der Erde und dass sie sich einander erwürgten und ihm ward ein gross Schwert gegeben. Und da es das dritte Siegel auftrat, hörte ich das dritte Tier sagen: Komm und siehe zu. Und ich sahe und siehe ein schwarzes Pferd und der darauf sass, hatte Waage in seiner Hand ... Und ich sahe und siehe ein fahl Pferd, des Name hiess Tod und die Hölle folgte ihm nach! Und ihm ward Macht gegeben zu töten das vierte Teil auf der Erde mit dem Schwert und Hunger und mit dem Tod und durch die Tiere der Erde.“ Vergegenwärtigt man sich die Dämonie, mit welcher der Holzschnitt auf empfängliche Gemüter wirkt, dann ist es durchaus verständlich, dass die Phantasie des Volkes im Mittelalter mit diesem Bilde die Schrecken der Pest, jener furchtbaren im Jahre 1349 aus Asien eingeschleppten Seuche – im Volksmund als der schwarze Tod bekannt – verknüpfte und sicherlich schwebte Dürer diese schreckliche Geissel der Menschheit vor, als sich dieses Bild in seiner Phantasie formte. Die unhygienischen Zustände in den mittelalterlichen Städten, vereint mit der Sonnenhitze, vor allem die lichtlose Bauart der engen Strassen, stehende Gewässer und Gräben, Verseuchung der Brunnen durch die Senkgruben trugen zur raschen Verbreitung der Krankheit, wenn sie einmal eingeschleppt wer nur zu sehr bei und die Bevölkerung, die sich gegen die Seuche nur schwer wehren und schützen konnte, wurde stets in Angst und Schrecken versetzt. Bis in das vorige Jahrhundert hinein kamen noch in Europa Pestfälle vor. Als Seuche ist sie aber in Europa verschwunden, aber dafür ist neben der Pest in den letzten Jahrhunderten ein anderer schlimmer Gast aus Asien zu uns herübergekommen, die asiatische Cholera und überall, wo diese epidemisch auftrat, hat sie die Bevölkerung dezimiert. Das „furchtbare Rätsel“ nannte Goethe die Krankheit, die man früher, weil noch zu wenig erkannt, nicht so zu bekämpfen wusste als in neuerer Zeit. Als aber die hygienischen Verhältnisse sich wesentlich gebessert haben und mit dem Fortschritt der Heilkunde man auch den Erreger der Krankheit entdeckt hatte, war man in der Bekämpfung der Krankheit ganz anders und besser gerüstet als dies in früheren Zeiten der Fall war. Dass diese Seuche in einer deutschen grossen Stadt jemals wieder auftreten könnte, das hielt man für vollkommen ausgeschlossen und nun trat das Unerwartete doch ein. Auf das ahnungslose Hamburg lies sich das Ungetüm dieser schrecklichen Krankheit herab. Ganz plötzlich wurde Hamburg überfallen und immer muss ich an die Dürer'schen vier apokalyptischen Reiter denken, wenn ich mir die damals erlebten Schrecken, die die Seuche in Hamburg verbreitete, in der Erinnerung ausmale, ja, mit einem gelinden Grausen muss ich noch oft an diese Zeit denken. Wie vier Reiter auf dem Dürer'schen Bilde auf mächtigen Rossen in stürmischer Eile dahinbrausen, fast gespenstisch, alle Menschen, die ihnen in den Weg kommen, niedertretend und vernichtend, so stürzte sich die unbarmherzige Seuche, gleich beutegierigen Harpyen, auf Hamburgs Bevölkerung und ihrem Zugriffe erlagen täglich Hunderte, später Tausende, ja, wie die Fliegen starben die Menschen dahin. Im Hamburger Hafen war die Krankheit zum

Ausbruch gekommen und zwar in einem glühend heissen Augustmonat. Erst wurde nur heimlich von den eingetretenen Krankheitsfällen gesprochen. Am 19. August war es nach meiner Erinnerung, als das Gerücht von der nun tatsächlich zum Ausbruch gekommenen Epidemie die Runde machte. Man glaubte aber – oder wollte glauben –, dass es sich nur um vereinzelte Fälle, wie sie häufig unter den Schiffsbesatzungen vorkommen, handelt. So wurde es auch von den Zeitungen hingestellt. Die bemüht waren, zur Verhütung einer Panikstimmung die Wahrheit zu unterdrücken, aber nach und nach wurden die umherschwirrenden Gerüchte immer unheimlicher. In der Bevölkerung gewann die Überzeugung immer mehr an Boden, dass die Krankheit immer weiter um sich griff und am 22. August, als schon das grosse Massensterben begann, bekannten endlich auch die Behörden und Zeitungen Farbe. Die ersteren waren indes durch die plötzliche sich [42] rasch verbreitende Auftreten der Epidemie zuerst einigermaßen kopflos geworden. Dann aber erschienen die behördlichen Verordnungen in rascher Folge. Man war bald dahinter gekommen, dass das Trinkwasser den verderbenbringenden Bazillus enthielt. Jedenfalls entstand nach Ansicht Robert Koch's, dem Entdeckers des Kommabazillus, die Seuche durch cholera Kranke Auswanderer, deren Auswurfstoffe in die Elbe gelangten, aus der ja wieder das Trinkwasser geschöpft wurde. Die Trinkwasserversorgung der Stadt war übrigens tatsächlich Hamburg's wundester Punkt. Nur ungern wurde das Leitungswasser genossen. In den besseren Häusern schafften sich die Mieter eigne in die Wasserleitung eingebaute Filteranlagen an, um dadurch das Wasser geniessbarer zu machen. Unter den grossen Gelehrten herrschte damals über die Entstehung der Krankheit ein grosser Streit. Die Ansichten gingen sehr auseinander aber schliesslich gewann die Autorität Robert Koch's die Oberhand. Ich weiss noch, dass damals allgemein die Rede davon war, dass der berühmte Bacteriologe Professor Pettenkofer in München, um den Beweis zu erbringen, wie wenig der so verhängnisvollwirkende Kommabazillus gesunden Personen anzuhaben vermochte, eine ganze Bacterienkultur als Brühe herunterschluckte, ohne irgend einen Schaden zu nehmen. Seine Tat wurde damals allgemein als Heroismus betrachtet, lockte aber Niemanden zur Nachahmung. Nach den behördlichen Vorschriften durfte nunmehr nur noch gekochtes Trinkwasser getrunken und Obst nur in gekochtem Zustande genossen werden. Äusserste Enthaltbarkeit im Genuß alkoholischer Getränke wurde angeraten. Für die Desinfection wurden scharfe Maßregeln erlassen, aber leichtsinnig wie nun einmal die meisten Menschen sind, besonders in den ärmeren Volksschichten, kehrten sie sich kaum an die Vorschriften. Über die Angst von der viele befallen wurden, lachte man. Mancher glaubte dem Schicksale trotzen zu können und unter Nichtachtung des Verbotes genoss man alkoholische Getränke oft im Übermaß. Insbesondere die Jugend, die über die Verbote spottete, wollte den Teufel mit Belzebub austreiben, aber nur zu bald wich Lachen und Spott. Die Nemesis ereilte oft gerade diejenigen, welche sich so leichtin über die nur zu notwendigen Vorbeugungsmaßnahmen hinweggesetzt hatten. Bei den durch mangelnde Ernährung in ihrer Widerstandskraft geschwächten Menschen war die Disposition für diese Krankheit oft am grössten und doch ging man durchaus in der Absicht fehl, als ob es sich bei der Cholera nur um eine Proletarierkrankheit handle. Nein, heimtückisch fiel sie die ihr Verfallenen an und machte weder vor Reich noch vor Arm, weder vor dem Vorsichtigen noch vor dem Übermütigen Halt. In ihren Lebenserinnerungen erzählt die bekannte Wiener Schriftstellerin Karoline Pichler, dass, als an der Wende des 18. und 19ten Jahrhunderts von Galizien eingeschleppt sich in Wien die

Cholera ankündigte, ein reicher Mann sich in seiner Villa verbarrikadierte, Niemanden ausser seiner Dienerschaft zu sich liess und alle erdenklichen Vorsichtsmassregeln ergriff, um der Ansteckung zu entgehen. Aber die Ironie des Schicksals wollte es, dass gerade dieser so vorsichtige, ja überaus ängstliche Mann zu den ersten Todesopfern der Seuche gehörte. Gewöhnlich äusserten sich die Vorboten der Krankheit in Appetitlosigkeit, Mattigkeit, Übelkeit, gedunsenen Leib. Viele trugen den Krankheitskeim schon mehrere Tage in sich, ohne es zu ahnen, bis dann der Choleraanfall mit einer kaum glaublichen Plötzlichkeit zum Ausbruch kam. So kam es auch, dass oft riesenstarke Männer, die sich gegen die Krankheit gefeit glaubten und ungeachtet des Ernstes der Zeit sich an fröhlichen Trinkgelagen beteiligten, plötzlich vor Schwäche umfielen, auf die Krankenbahre gelegt wurden, aber noch ehe sie das Krankenhaus erreichten, wurde die Krankenbahre für sie zur Totenbahre. Wenn man solche Fälle miterlebte, da ging einem erst die ganze Furchtbarkeit der schrecklichen Epidemie auf. Gewiss gab es auch Kraftnaturen, die unentwegt dem Gotte Alkohol trotz aller Warnungen huldigten und trotz alledem nicht der Krankheit anheimfielen. Und man konnte sich des Lächelns in jener tiefsten Zeit nicht erwehren, wenn man in der Zeitung las, dass aus Versehen völlig Berauschte als choleraverdächtig aufgelesen, mit anderen Schwerkranken und vielleicht auf dem Transporte schon Gestorbenen ins Krankenhaus eingeliefert wurden, wo dann die Scheintoten ihren schweren Rausch ausschleifen [43] und dann fidel, vielleicht zu neuen Taten bereit, die Stätte des Grauens verliessen. So oft man zum Fenster auf die Strasse hinaussah, immer das gleiche stereotype Bild! Vor irgend einem Hause erblickte man einen Krankenwagen, der aus einem Hause gleich mehrere Kranke, die apathisch auf der Bahre lagen, abholte. Wie viele starben von ihnen schon auf dem Transport. Wie wenigen war es beschieden, wieder genesen in ihr Heim zurückzukehren, den in der ersten Zeit war die Sterblichkeit ungeheuer gross. Erst als man in der Behandlungsweise der Krankheit Erfahrungen gesammelt hatte, gelang es der ärztlichen Kunst viele Kranke wieder durchzubringen, aber, ehe es soweit war, hielt der unerbittliche Tod eine furchtbare Ernte. Im Laufe von 6 Wochen sollen noch amtlichen Aufzeichnungen 20000 Krankheitsfälle gemeldet worden sein, von denen 9000 tödlich verliefen. Jammer herrschte überall! Der Schrecken vergrößerte in der Phantasie, das an sich schon grosse Übel noch um ein Beträchtliches. Wenn auch jeder bestrebt war, sich ein ruhiges Gemüt zu bewahren, das als Hauptschutzmittel gegen die Disposition zur Krankheit gepriesen wurde, so spiegelten sich doch der Schmerz und die Angst in den Zügen der meisten Menschen wieder. Jeder fürchtete nun auch wohl bald als Opfer in diesem Totentanze miterfasst zu werden, zumal wenn er jene ominösen Möbelwagen täglich durch die Strassen fahren sah, die in Ermanglung genügender Leichenwagen die vielen Todesopfer Tag und Nacht auf die Friedhöfe brachten. Nur die wenigstens fanden ein würdiges Begräbnis. In Massengräbern wurden die meisten beerdigt und statt mit Erde wurden die oft nur in Säcke und grobes Leinen gehüllten Leichname zuerst mit einer Kalkschicht bedeckt. So fuhren die Menschen oft ohne jede Ceremonie, ohne Priesterwort und Glockengeläut in die Grube. In den Familien richtete die Seuche wahre Verheerungen an. Häufig kam es vor, dass Kinder ihre beiden Eltern verloren und manche Eltern den Verlust ihrer sämtlichen Kinder beweinen mussten.

Bewunderungswürdig war der Mut, die Todesverachtung und die Pflichttreue, mit denen die Ärzte, die Krankenpfleger und pflegerinnen ihres schweren Amtes walteten. Auch Kranken- und

Totenträger wie auch die Totengräber hatten kein leichtes Amt und nur gegen sehr hohe Bezahlung war es angesichts der vielen Erkrankungen und Todesfälle möglich eine genügende Anzahl von Leuten für die kaum beneidenswerte Arbeit zu finden. Erst nach 6 Wochen war der Höhepunkt der Krankheit überschritten, dann erst liess die hohe Sterblichkeit nach und die Epidemie ebte allmählich ab. Die vermögenden Leute, die nach Ausbruch der Seuche Hamburg fluchtartig verlassen hatten, kehrten wieder zurück und nach und nach gewann das Leben in Hamburg wieder sein altes Gesicht.

Wer aber wie ich fast während der ganzen Schreckenszeit in Hamburg geblieben war, dem kamen die Worte aus der Apokalypse „Und ich sahe und siehe ein fahl Pferd und der darauf sass, dess Name hiess Tod und die Hölle folgte ihm nach“ nicht so leicht aus dem Sinn.

Nach einem fünfjährigen Aufenthalte verliess ich Hamburg etwa um 1894 um mich in Stettin, dem nunmehrigen Wohnsitz meiner Eltern, beim Artillerieregimente, demselben Regimente, in dem einst mein Vater gedient hatte, zur Ableistung meines Dienstjahres zu melden. Wider Erwarten wurde ich noch nicht für tauglich befunden und zur Ersatzreserve zurückgestellt. Da aber für die Ersatzreserve die früher übliche sechswöchentliche Dienstzeit damals gerade abgeschafft wurde, war ich eigentlich gegen meinen Willen vom Militärdienst ganz befreit, allerdings ohne damals zu ahnen, dass die von der Jugend gern in Kauf genommenen Sensationen eines Rekrutendaseins mir vom Schicksal für ein Alter aufgespart wurden, in dem sie weniger willkommen erschienen. Etwa 23 Jahre später als 45 jähriger Mann zog ich als tüchtig ausgebildeter Infanterist im Februar 1917 in die Vogesenfront, um den Weltkrieg als Frontsoldat mitzuerleben. Infolge einer Erkrankung dauerte indes mein Fronterlebnis nur wenige Wochen. Das halbe Jahr, das ich im Elternhaus in Stettin zubrachte, verlief ziemlich eindrucklos. Im Vergleich zu Hamburg kam mir das geistige und künstlerische Leben in Stettin recht nüchtern und dürftig vor und [44] ich konnte mir kaum vorstellen, dass auch Stettin nach den Erzählungen meines Vaters aus seinen Jugendtagen in dem vierten bis sechsten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts seine Glanzzeit gehabt hatte, in der eine Anzahl geistig bedeutender und künstlerisch interessierter Männer dem gesellschaftlichen Leben Stettins ein eignes Gepräge verliehen und sogar eine Art geistiger Klassicität schufen. Zu jener Zeit leuchtete an dem Kunsthimmel Stettins allerdings ein Gestirn erster Grösse.

Es war der berühmteste deutsche Balladenkomponist Carl Löwe, zu dem, wie ich schon an anderer Stelle erzählte, mein Vater, insbesondere mein Onkel Erich sehr enge persönliche und musikalische Beziehungen unterhielten. Bekanntlich war Carl Löwe auch Organist an der St. Jacobskirche in Stettin und auf seinem im Testament ausgesprochenen Wunsch ist sein Herz in goldener Kapsel in der Höhlung der grossen C Flöte der Kirchenorgel eingemauert. Um ihn scharte sich eine Reihe Männer, deren Namen in der Wissenschaft, im Schrifttum und in der Dichtkunst des derzeitigen Deutschlands einen guten Klang hatten. Zu ihnen gehörten die Historiker Schmidt und die Dichter Ferd. Öhlschläger, Ludwig Giesebrecht, Franz Kugler, Robert Prutz, Conrad Telmann, die Wissenschaftler Robert Grassmann, der Gymnasialprofessor Calo, die Zitelmann's und andere mehr, aber auch angesehene Familien der Geldaristokratie wie die Schlutowe, Grumowe und Plüddemanns, von denen der bekannte Balladenkomponist Martin Plüddemann abstammte, bildeten Zentren einer

feinen Geistigkeit. In seinem bekannten Erinnerungswerk „Besonnte Vergangenheit“ spricht der berühmte Arzt und Schriftsteller Schleich, der auch einer Stettiner Familie entstammte, von diesen gleichen Männern und Kreisen und alles, was er darüber in diesem Buche sagt, deckt sich genau mit den Erzählungen meines Vaters aus seiner Jugendzeit, zu denen bei unseren häufigen gemeinsamen Streifen durch die Stadt gerade jene Strassen und Häuser Veranlassung gaben, mit denen meines Vaters Jugenderinnerungen eng verknüpft waren. Während meines kaum einhalbjährigen Aufenthaltes in Stettin im Elternhause, den ich zur Vervollkommnung meiner Sprachkenntnisse ausnutzte, war es mir kaum möglich, selbst einen Einblick in das geistige und künstlerische Leben Stettin's zu gewinnen, um festzustellen, ob in ihm vielleicht doch noch sich ein schwacher Abglanz aus jener klassischen Zeit spiegle. Aus den Unterhaltungen mit dem damals bekannten Stettiner Musiker Robert Seidel, den mein Bruder und ich gut kannten und der als junger Mann jene Stettiner Glanzperiode noch miterlebt hatte, war leider nur das Gegenteil zu entnehmen.

Aus Deutschland's Norden entführte mich das Schicksal nach dem deutschen Süden. In einer der grössten Nahrungsmittelfabriken Deutschlands in Heilbronn a. N. nahm ich eine Stellung an, die ich indes, da sie mir wenig Befriedigung bot, schon nach einem halben Jahre mit einer wesentlich besser dotierten und meinen Neigungen mehr zusagenden Stellung als fremdsprachlicher Korrespondent in einer grossen Metallwarenfabrik in Geislingen a/d Steige vertauschte. Doch in vielen Ausflügen lernte ich noch die liebliche Natur in Heilbronn's unmittelbarer Umgebung näher kennen und eine Radfahrttour, die ich an einem prächtigen Sommertag durch das entzückende Neckarthal von Heilbronn bis Neckargemünd unternahm, gehört zu meinen schönsten Erinnerungen aus meiner kurzen Heilbronner Zeit. Gern gedenke ich auch der anregenden Stunden, die mir der Verkehr mit dem derzeitigen Musikgewaltigen der Stadt Heilbronn, Musikdirektor Schmutzler, verschaffte. Unsere gemeinsamen Unterhaltungen beschränkten sich nicht nur auf das musische Gebiet. Vielmehr suchte mich Schmutzler auch in das Reich der okkulten Wissenschaften, in denen er als überzeugter Spiritist sehr zu Hause war, einzuführen, fand aber wohl in mir nicht den erwarteten gläubigen Adepten, denn trotz meines jugendlichen Altars war meine philosophische Bildung doch schon weit genug gediehen, um mich vor einem kritiklosen Abirren in Gebiete zu bewahren, wo sich die Grenzen des Erkennens verwischen und ausschweifende Phantasie die Stelle kritisch abwägender Vernunft einnimmt. Doch taktvoll verbarg ich meine oppo-[45]sitionellen Ansichten, um den Verkehr mit dem feinen, mir auch als Mensch sehr wertvollen Musiker nicht einzubüssen. Als ich einmal Schmutzler zu dem grossen Erfolge seiner Kulturmission als Musikerzieher der Heilbronner Strassenjugend beglückwünschte, weil ich es geradezu auffallend fand dass die Jungens auf der Strasse in der Nähe seiner Wohnung fast alle bekannten Motive aus den Wagner'schen Werken pfffen, lehnte er dieses Verdienst kategorisch ab und wies auf seinen Papagei, der in Wirklichkeit jener Kulturpionier war. In dem langjährigen Verkehr mit seinem musikalischen Herrn hatte dieser musikliebende Papagei sich die Wagner'schen Motive angeeignet und pffiff sie dann mit absoluter musikalischer Richtigkeit zum Fenster hinaus. In den Jungens auf der Strasse fand er gelehrige Schüler, die durch ihn zu ausgesprochenen Wagnerianern wurden. Dieses eigne Papageienerlebnis ruft mir eine andere Papageiengeschichte ins Gedächtnis, die ich in den Erinnerungen der berühmten Sängerin Lilly Lehmann las. Hier übte ein Papagei, der dem Bassisten Grengg an der Wiener Hofoper gehörte, eine erzieherische Mission in

anderer Art aus. Wie die meistens Bassisten hatte Grengg das Bedürfnis, die trockene Sängerkehle häufig anzufeuchten. Er tat dies meistens so gründlich, dass er sehr oft im berauschten Zustande erst um 5 Uhr Morgens oder noch später nach Hause kam. In dieser Verfassung konnte er aber bei seinem Papagei keine Sympathien erringen. Ja, dieser zeigte ihm ganz offenkundig sein Mißfallen über seinen Lebenswandel in einer kaum glaublich erscheinenden, aber um so deutlicheren Form. Während des ganzen Tages würdigte er seinen Herrn keines Wortes. Auf den Bassisten Grengg, der sich sonst so leicht von Keinem imponieren liess, machte dieses Schweigen des sonst so gesprächigen Tieres einen solchen Eindruck, dass er tatsächlich nur noch vor seinem Papagei Respect gehabt haben soll.

Die verhältnismäßig günstigen Einkommensverhältnisse, die mich in meiner neuen Geislinger Position erwarteten, bewogen mich, meinen Bruder zur Übersiedlung von Breslau nach Stuttgart zu bestimmen, damit ich ihn in meiner unmittelbaren Nähe hatte und zu seiner Förderung vielleicht Manches beitragen konnte. Tatsächlich teilte ich mehrere Jahre buchstäblich mein Einkommen mit ihm, um auf diese Weise ihm zu ermöglichen, sich in seinem Künstlerberufe ohne Nahrungssorgen weiterzubilden. Während meiner Geislinger Jahre trieb mich das manchmal recht eintönige Kleinstadtleben, insbesondere im Winter, fast jeden Sonntag nach Stuttgart, wo ich das vielgestaltige Stuttgarter Musik- und Kunstleben mit meinem Bruder gemeinsam genoss wie auch regsten Anteil an dem Studium meines Bruders an seinen Konzertvorbereitungen und an seinen künstlerischen Erfolgen nahm. So wurden die Stuttgarter Sonntage für mich stets zu wahren Festtagen. In der Familie seines Konzertbegleiters des Pianisten und Lehrers am Stuttgarter Konservatorium Professor Hermann Blattmacher, dessen ebenfalls sehr musikalische Schwester – eine feinsinnige Sängerin – mein Bruder später heiratete, hatte dieser überaus herzliche Aufnahme gefunden und fühlte sich dort – ebenso wie ich selbst, wenn ich meine Sonntage dort zubrachte – wie im Elternhause. Als erstrangiger Pianist war Professor Blattmacher der Begleiter fast aller grossen Instrumentalisten, Sänger und Sängerinnen, wenn sie in Stuttgart oder Württemberg konzertierten. Für uns junge Leute hatte es natürlich einen eignen Reiz, wenn er uns aus seinem reichen Schatz Erinnerungen an seine gemeinsame Konzerte mit Künstlern wie den Geigern Sarasate, Wilhelmy und Joachim, den Sängern Lucca Adelina Patti, Rosa Papier, Katharina Klafski, den Sängern Perron, Ernst Kraus, Scheidemantel und Anderen erzählte. Als Mensch war dieser ältere Freund ein vornehmer Charakter. Ihm verdanke ich besonders die Einführung in die mir damals noch ziemlich unbekannte klassische Klavierliteratur. Die Arbeit mit meinem Bruder, dessen Temperament und grosses Vortragstalent er sehr schätzte, wurde ihm selbst zum Genuss. Wenn ich aber an den Sonntagen dem gemeinsamen Musizieren der beiden Künstler beiwohnen konnte und auch einen grossen Teil der klassischen Lieder- und Balladenliteratur in mustergültiger Darbietung kennen lernte, was mir übrigens später bei [46] meinem eignen Musizieren sehr zu Statten kam – wurden mir die Stuttgarter Sonntage zu wahren Festen, an die ich heute noch in meinen alten Tagen mit ungeminderter Freude zurückdenke. Nicht minder eindrucksvoll war für mich, wie schon betont, das überaus interessante Stuttgarter Musik- und Kunstleben, das ich das ich gemeinsam mit meinem Bruder oft zu geniessen Gelegenheit hatte. Im letzten Jahrfünft des vorigen Jahrhunderts herrschte in Stuttgart, der einstigen vornehmen königlichen Residenz noch nicht das geräuschvolle Grosstadtreiben heutiger Zeit. Damals war das Tempo noch gemächlicher, der

Lebensrhythmus ungleich gemütlicher. Trat man zu jener Zeit aus dem alten Bahnhof heraus, so befand man sich gleich mitten im Herzen der Stadt auf dem Königsplatz oder Schlossplatze mit dem imposanten im Versaillerstil gehaltenen Residenzschlosse. Ich sehe noch das fesselnde Stadtbild im Vorfrühling. Wenn noch ringsherum auf den Höhen uns die dunklen unbelaubten Bäume anstarrten, dann hatten auf dem grossen Platze vor dem Schlosse die prachtvollen Kastanien schon ihren hellgrünen Blätterschmuck angelegt und ihre Blütenkerzen angesteckt, die Blumen hatten sich in der weichen Frühlingsluft zu einem vollen Flor entfaltet, während die Stuttgarter vornehme Welt bei rauschender Militärmusik sich wie auf einem Forum versammelt hatte und unter den blühenden Kastanien auf- und abwandelte. In seiner Geschlossenheit wirkte der Schlossplatz architectonisch ausserordentlich reizvoll. Monumentalbauten wie der noch heute bestehende Königsbau mit seinen Säulenhallen und das alte burgartige Schloss nach der Stadtseite flankierten ihn in stimmungsvoller Weise. Beglückt glitt im Sommer der Blick auf die anmutigen Hänge, an denen Häuser und Villen, die aus dem engen Talkessel nach der Höhe strebten, hinaufkletterten. Aber noch schönere Augenweide bot das holde Bild Stuttgarts, das sich erschloss, wenn man in kühnem Anlaufe die vielen Staffeln nahm, die zu den prachtvollen Panoramastrassen und Höhenwegen führten. In zahlreichen Spaziergängen auf den Höhen ringsum von Stuttgart nach Degerloch, Gablenberg, Gänseheide, Hasenberg, Weinsteige usw. sind die lieblichen Bilder beim Hinunterblicken auf die Stadt mir stets eine angenehme Erinnerung geblieben, wie auch die kleinen, an heissen Sommertagen recht erfrischend wirkenden Spaziergänge durch die prachtvollen nach Cannstatt führenden Anlagen mit ihren alten schattenspendenden Bäumen. Vergessen werde ich auch niemals die reizenden Lebensidyllen schwäbischer Urgemütlichkeit, wie man sie nur in den Weinwirtschaften, wo mit Liebe und Ausdauer ein „Viertel“ nach dem anderen geleert wird, erleben kann. Für Wanderungen in Stuttgarts unmittelbarer Nähe blieb stets das tief in schöner Waldeinsamkeit gelegene Lustschloss der alten Herzöge die „Solitude“ ein lockendes Ziel. Im Sommer boten aber auch in Geislingen's Nähe die Wanderungen in die „Rauhe Alb“ eine willkommene Abwechslung, während der Winter in Geislingen mich als eingefleischten Grossstädter Manches vermissen liess, an das ich bei meinem Hunger nach künstlerischen Eindrücken aller Art sonst gewöhnt war. Dafür danke ich aber meinem dreijährigen Aufenthalte in Geislingen viele besinnliche Stunden, die ich für meine geistige Fortbildung zu nutzen wusste. In jenen Stunden mir selbst auferlegter Einsamkeit trat ich in einen engeren Konnex mit den Werke jener drei grossen Männer, eines Shakespeare, Goethe und Schopenhauer, die neben anderen mit der Fackel ihres Geistes hauptsächlich meinen späteren Lebensweg erhellt haben. Meine Shakespearestudien in Geislingen begeisterten mich derart, dass ich sie schliesslich zu einem im Geislinger kaufmännischen Verein gehaltenen Vortrage, der betitelt war „Shakespeare und sein Hamlet“ verdichtete.

Was mich damals zu mit fast magischer Gewalt hinzog, waren nicht allein die Schönheit und Pracht seiner bilderreichen Sprache, die seltene Harmonie zwischen seiner scharfen Beobachtung und einer fast dämonisch anmutende Charakterisierungskunst, nein, sie war auch die instinctiv empfundene Gewissheit und Erkenntnis, dass der bei einem jungen Manne nur zu begreifliche Mangel an eigener Lebens-[47]erfahrung und Menschenkenntnis durch nichts besser ersetzt werden konnte als durch das Insichaufnehmen des in Shakespeare's Werken gestalteten Menschentums. Je mehr ich

mich damals in seine Werke vertiefte, desto mehr geriet meine Seele in Aufruhr und tatsächlich glaubte auch ich – wie es Goethe so schön durch den Mund Wilhelm Meister's ausspricht – „vor den aufgeschlagenen Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegten Lebens saust und sich mit Gewalt rasch hin- und widerblättert.“ Mit dem Senkblei der Erkenntnis reichte Shakespeare tief hinab in die Abgründe der Seele und die menschliche Natur kannte er so gut, dass er die Menschen handeln und reden lassen konnte, wie sie wirklich waren, wohl wissend, dass ihr nur selten von Vernunft und Sittlichkeit geleitetes Handeln zumeist den Antrieben ihrer sinnlichen Natur erliegt. Wie vielfach auch in der wirklichen Welt sind in Shakespeare's Gestalten die keinerlei Logik kennenden Gefühle und Leidenschaften von bestimmenden Einfluss auf deren Handlungen. In dieser Sprache reden sie und darum ist auch bei Shakespeare die Schilderung der Menschen, die in der eignen Brust Glück und Unglück bergen, von unnachahmlicher Wahrheit. Wahr ist aber auch, was ein Shakespeare deutender Dichter über dessen Sprache sagte, „die bald einhertost wie ein Bergstrom, bald zärtlich kost wie um Blumenkelche summende Bienen, bald närrisch klingelt wie Harlekins Schellenkappe, bald gedankenschwer einherdröhnt wie Glockenklang, bald süß tönt wie die Liebe, bald herb, eckig schroff wie Hass und Zorn und die jeder Empfindung, jedem Affect, jeder Leidenschaft der Alltäglichkeit wie der Erhabenheit den entsprechenden Ausdruck unterbreitet.“

Natürlich fesselte mich am meisten die geheimnisumwitterte Erscheinung seines Hamlet, in die Shakespeare sein eigenstes tiefstes Empfinden, Denken und Wollen hineingelegt hatte. Mit ihr hat er sich selbst ein ewiges Denkmal gesetzt und es war für mich von grossem Reize, das ganze Problem der Hamletgestalt so wie es von grossen Geistern ausgelegt wird, in einem Vorträge aufzurollen. So wandelte ich bei Ausarbeitung meines Vortrages auf gedanklichen Höhenpfaden und die welt-schmerzliche „Hamlet“-atmosphäre, in die ich mich hineingesteigert hatte, brachte mich mit fast unabwendbarer Konsequenz in die Gedankensphäre eines Denkers, an den ich schon längst mein Herz gehängt hatte, zu Schopenhauer. Immer bleibt es zwar ein etwas delikates Unterfangen, wenn ein „Armer im Geiste“ sich irgendwie mit einem grossen Geiste in Beziehung zu bringen sucht. Leicht kommt man dann in den Verdacht, sich ein interessantes Relief geben zu wollen. Aber selbst auf diese Gefahr hin muss ich – um der Wahrheit die Ehre zu geben – bekennen, dass es mir mit Schopenhauer ganz ähnlich, wie es einst Nietzsche ging, passierte. Immer – auch schon als junger Mann – allen Fragen des höheren geistigen Lebens zugeneigt und auf der Suche nach einem Welt-bilde, das mir ermöglichte, eine echt künstlerische Lebensanschauung in mir auszubilden, fiel genau wie es eben auch bei Nietzsche der Fall gewesen war, in einem Antiquariat mein Blick auf Schopenhauer's Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“. Mit der Lektüre dieses Werkes – wenn es mir auch damals in Hamburg noch an manchen Stellen ein mit vielen Siegeln verschlossenes Buch blieb – geriet ich ganz in den Bann dieses Denkers, in dem ich nun den geistigen Führer und Erzieher gefunden hatte und das, was Nietzsche in seiner dritten im Jahre 1872 erschienenen „Unzeitgemässen Betrachtung“ – Schopenhauer als Erzieher – sagte:

„Ich gehöre zu den Lesern Schopenhauer's, welche, nachdem sie die erste Seite von ihm gelesen haben, mit Bestimmtheit wissen, dass sie alle Seiten lesen und auf jedes Wort hören werden, das er überhaupt gesagt hat. Mein Vertrauen zu ihm war sofort da und ist jetzt noch dasselbe wie vor neun Jahren.“

Das traf auch – man verzeihe mir die Parallele – bei mir zu. Ich las nicht Schopenhauer, nein, ich verschlang ihn geradezu, allerdings nicht wie Nietzsche, der ja zuerst ganz in Schopenhauer'schen Gedankenkreisen verharrte, bis er sich später von ihm abwandte, um zur [48] Auslösung eigener grosser Gedanken zu gelangen, sondern um Schopenhauer's Lehren wie die anderer philosophischer Geister meinem eignen geistigen Wesen zu assimilieren und ihnen auf den verschiedensten Gebieten des Schaffens Früchte zu entlocken. Von diesen philosophischen Studien fiel dann aber auch ein Abglanz auf die manchmal trockene Berufsarbeit. In allen Stunden der Selbsteinkehr ist mein Leben lang Schopenhauer mein liebster Weggenosse geblieben und damals in Geislingen fand ich so recht die Muße, tiefer in seine Werke einzudringen. Auch in Fragen philosophischen Denkens war mir niemals die Lösung des Problems die Hauptsache. Die Liebe zum Problem war es, die mich stets verführte – insbesondere unter der Führung eines Denkers vom Range Schopenhauers – in die tiefsten Schächte des Gemütslebens hinabzusteigen und den oft schwer zu entwirrenden Verschlingungen der Wurzeln des Denkens, Empfindens und der Moral nachzuspüren. Da, wo als junger Mann der Verstand noch nicht genügend geschult war, um alles richtig zu erfassen, half mir oft die Intuition, aber in den Jahren der Reife fiel der Schleier der früher manches Unverständene verhüllte. Als bei meinen Geislinger Bekannten meine Schopenhauer-Studien ruchbar wurden, da bemitleidete man mich aufrichtig, ja, man sah mich fast als einen verlorenen Menschen an. Unter dem Einflusse des Schopenhauer'schen Pessimismus würde ich – so befürchtete man – leicht meinen Frohsinn und mein ganz auf Lebensbejahung eingestelltes Wesen einbüßen, aber noch Schlimmeres fürchtete man. Durch Schopenhauer, der für die meisten, zumal wenn sie ihn aus seinen Schriften nicht näher kannten, als der ausgesprochene Weiberfeind galt, würde ich bald auf die gleiche Bahn gelangen. Etwas bleibe – so folgerte man – bei solchen verheerenden Lehren immer hängen. Nun sicher ist wohl, dass das Denken und Sinnen eines Menschen nicht unverändert bleibt, wenn er dauernd unter dem Einflusse eines überragenden Geistes steht, dem er sich ganz verschrieben hat. Gewiss war das, was Schopenhauer über die Weiber geschrieben hat, äusserst scharfsinnig und glänzend beobachtet. Es interessierte mich schon vom rein psychologischen Gesichtspunkte aus, obwohl ich aus Äusserungen Schopenhauer's zu seinen Freunden wusste, dass er selbst durchaus kein Weiberfeind war, sie vielmehr nur zu sehr mochte, wenn sie – wie er sagte – mich nur gemocht hätten. Gewiss war Schopenhauer kein Heiliger. Auch das hat er freimütig zugegeben, aber wie ein Heiliger ihm im Ideal erschien, zu schildern, das war der Kern seiner Lehren. In seinen Philosophemen über die Weiber gelangte allerdings Schopenhauer zu Folgerungen, die aus dem Weibe – wie es einem jungen Manne als Ideal vorschwebte – ein Zerrbild schufen. Indessen dachte ich kritisch genug, um durch solche Zerrbilder mir mein urgesundes, natürliches Empfinden nicht trüben zu lassen. Trotzdem bleibt man natürlich als junger Mann bei so intensiver Beschäftigung mit dem Hamletproblem und Schopenhauer von weltchmerzlichen und melancholischen Anwandlungen nicht ganz frei. In solcher Stimmung verliess ich gegen Ende 1898 Geislingen, um aber doch hoffnungsfroh einem neuen Wirkungskreis, der sich mir in Kassel eröffnete, zuzueilen. Das Weihnachts- und Neujahrsfest verbrachte ich im Elternhause in Stettin, wo ich auch mit meinem Bruder, der inzwischen eine Zeit lang wieder in Breslau tätig gewesen war, zusammen traf. Aber der kurze Stettiner Aufenthalt sollte für mich schicksalhafte Bedeutung gewinnen. Eine junge Dame, die bei meinen Eltern in Pension weilte, war

offenbar dazu ausersehen, mich von den erwähnten Anwandlungen gründlich zu heilen. Obwohl ich kaum noch ihren Namen wie ihre Herkunft kannte, verlobte ich mich mit ihr schon an dem zweiten Tage – natürlich ganz geheim –. Über das plötzliche Erwachen dieser Liebesleidenschaft konnte ich mir, der ich nun so lange an dem lauterem Quell der Weisheit gesessen hatte, mit dem Verstande keine Rechenschaft geben. Wie ein Gesetz der Natur erschien mir dieser für das Leben so wichtige Schritt. In dem beselig-[49] genden Gefühl, eine Lebensgefährtin gefunden zu haben und in der frohen Aussicht, mir in absehbarer Zeit in Kassel einen Hausstand gründen zu können, verliess ich nach Neujahr das Elternhaus und die neugewonnene Braut. Das Erlebte kam mir fast wie ein Traum vor. Als ich meiner Braut von Kassel meine Photographie sandte, wusste ich nichts Besseres darauf zu schreiben, als des Shakespeare Wort aus „Wie es Euch gefällt“: „Whoever lov’d, that lov’d not at first sight.“ Mein Hamletkomplex war auf einmal verschwunden und auch Schopenhauer eine Zeit lang kaum beachtet. Aber die Frage behielt ich lange auf den Lippen:

Ihr Weisen, hoch und tief gelahrt,
Die ihr’s ersinnt und wisst,
Wie, wo und wann sich alles paart?
Warum sich’s liebt und küsst?

Ihr hohen Weisen, sagt mir’s an!
Er grübelt, was mir da,
Er grübelt mir, wo, wie und wann,
Warum mir so geschah?

(B ü r g e r)

MEINE KASSELER ZEIT.

Das Antlitz der Stadt in Spiegel meines Empfindens und Erinnerens
sowie im kulturgeschichtlichen Lichte.

In den ersten Tagen des Januar anno domini 1899 hiess bei mir die Losung: „Ab nach Kassel“. Was wusste ich eigentlich von Kassel? Leider recht wenig! Als braver Schüler hatte ich wohl gelernt, dass Kassel die Hauptstadt der preussischen Provinz Hessen-Nassau sei, und in einer etwas dunklen Ahnung schwebte mir auch vor, dass Kassel dereinst auch die Residenzstadt eines lange regierenden Herrschergeschlechts gewesen war. Von anderen deutschen Städten, selbst von solchen, welche ich noch nie gesehen, wusste ich viel mehr. Mit ihnen verknüpften sich allgemein bekannte historische, literarische und kulturgeschichtliche Reminiscenzen. Bei Nennung der Stadt Weimar tauchten unwillkürlich die hehrsten deutschen Dichtergestalten eines Goethe und Schiller auf. Ohne die Vorstellung seines Domes – des Wunderwerkes und gewaltigsten Denkmals deutscher gothischer Baukunst – war die Stadt Köln, ohne das herrliche Münster, das Werk Erwins von Steinbach, das einen Goethe zur höchsten Bewunderung hingerissen hatte, die Stadt Strassburg nicht zu denken, mögen auch weniger künstlerisch eingestellte Naturen es vorziehen, in Strassburg lieber erst die berühmten Gänseleberpasteten zu kosten, ehe sie – wenn sie es überhaupt tun – den historischen Merkwürdigkeiten und architektonischen Schönheiten ihr Interesse zuwenden. In Nürnberg oder Rotenburg an der Tauber wird jeder Eindrucksfähige plötzlich ganz in die mittelalterliche Umwelt hineingestellt, in Frankfurt/Main steht man mit Andacht und voller Ehrfurcht vor dem Römer, jener Stätte, wo einst die Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation gekrönt wurden.

Von der Existenz Kassels, das ich nach einem Aufenthalte von mehr als 25 Jahren lieben und wie meine zweite Heimat schätzen gelernt hatte, hatte beispielsweise – *horribile dictu* – eine gebildete Französin, mit der ich mich vor Jahren in Paris über Deutschland unterhielt, nicht die geringste Ahnung. Ich darüber sittlich entrüstet, machte verzweifelte Anstrengungen, ihr wenigstens die geographische Lage Kassels einigermassen klarzumachen, wobei ich erwähnte, dass es etwa 4 Eisenbahnstunden von Frankfurt a. Main entfernt läge, denn Frankfurt würde sie – so vermutete ich – zweifellos kennen; aber weit gefehlt! Doch ich will ihr volle Gerechtigkeit zuteil werden lassen, obschon Französinen bei höchster Intelligenz – so paradox dies auch klingen mag – nach unseren Begriffen oft wirklich recht ungebildet sind. Dann plötzlich kam ihr die Erleuchtung! Wie ein Blitz durchschoss ein Gedanke ihr Gehirn, der ihr Gesicht offenbar in seliger Erinnerung einen gehabten Genuss gänzlich verklärte: „Oui, je me rappelle bien,“ „Saucisses de Francfort“, so platzte sie los, es fehlte nur noch, dass sie mit der Zunge geschnalzt hätte. Also Frankfurt, du altberühmte Reichs-

und Kaiserstadt, freue Dich, dass deine Würstchen, die bekanntlich meist in Fabriken deiner Umgebung hergestellt werden, dir im Auslande so hohen Ruhm eingetragen haben, dass sich an sie die Vorstellung von deiner Grösse knüpft. Und dann ist Frankfurt – setzte ich belehrend und etwas sarkastisch hinzu – auch Goethes Geburtsstadt, was die Französin, zwar einigermaßen überrascht, doch [51] mit dem schuldigen Respekt – denn Goethes Bedeutung kannte sie – quittierte. Aber habe ich denn überhaupt ein Recht, über die Französin in dieser Weise zu spotten? Denn für mich war Kassel damals auch noch eine „terra incognita“. Wie wenig wusste ich doch von dieser Stadt, die mich über ein Vierteljahrhundert in ihren Mauern aufnehmen sollte! Hätte ich mich nicht vernünftigerweise vor meinem Einzug über die Bedeutung Kassels unterrichten können? Ein Bäderführer hätte dies bald besorgt, aber als junger Mann bereitet man sich nicht methodisch auf neue Sensationen vor. Lieber lässt man alles an sich herankommen und nimmt die Sensationen hin, wie der Augenblick sie uns beschert.

Nun hat aber doch durch ein eigenartiges Spiel des Zufalls das Durchstöbern alter Chroniken, denen stets meine Vorliebe gehörte, mich auf die Spuren Kassels gebracht, bevor ich es überhaupt noch sah. Was ich in schon vergilbten Blättern las, erregte meine Neugier und mein Interesse. Eine Reisebeschreibung aus dem Jahre 1632 spielte mir der Zufall in die Hände, und in diesem „Teutschen Reysebuch durch Hoch- und Nider-Teutschland“ stand folgendes in der uns heute naiv anmutenden Ausdrucksweise des Mittelalters zu lesen:

„Hat vorzeiten Castell Cattorum geheissen vom Druso erbaut, wie solchen Cluverus und Bertius beweisen und Francissi Irenici, der sie vor des Ptolemaei Atereontium halten thut und anderer Irrthumb, so sie Cassulam, Casselum und Casselas nennen, anzaigen thun. Sie ligt ganz lustig an der Fulda, so sie gleichsam in zwey theilet und daselbst erst schiffreich wird. Ist mit schönen Gebäwen, sodann mit einem ansehnlichen Schloss, herrlichen Marstall, lustigen Garten und dergleichen, auch einer Fürsten Schul oder Collegia herrlich gezieret. In der Stiftkirchen zu St. Martin, sonsten die Freyheit genannt, ligt obgemelter Landgraff ganz herrlich begraben wie Michael Heberer schreibet. Auff den H. drey Könige tag ist allhie ein stattlicher Jahrmart, sonderlich mit Pferden, Stockfische und dergleichen“.

Wie also ungefähr Kassel im Jahre 1632 ausschaute, darüber belehrte mich, wenn auch nur in unvollkommener Weise diese vergilbten Blätter. War vielleicht diese „Teutsche Reisebeschreibung“ das Urbild des modernen Bäderführers, der mir sicherlich zur Unterrichtung dienlicher gewesen wäre, aber Kassel konnte doch kein Nürnberg oder Rothenburg sein, wo man noch auf Schritt und Tritt das Mittelalter zu erleben vermeint. Würde ich also noch das ansehnliche Schloss, von dem in der Chronik berichtet wird, und somit sicherlich das alte Landgrafenschloss gemeint ist, erblicken? Würde noch die alte Kirche St. Martin die Jahrhunderte in unveränderter Gestalt überdauert haben? Alle diese Fragen beschäftigten mich nun auf einmal, bevor ich noch Kassel zu Gesicht bekam. Damals ahnte ich allerdings noch nicht, dass es in Wirklichkeit ein Alt-Kassel gab, das wohl nicht den Vergleich mit den anderen Städten altdeutscher Kultur aushält, aber sicherlich eine grössere

Würdigung verdient, als ihm im allgemeinen zuteil wird. Wie in der Mitte des 17. Jahrhunderts konnte also Kassel nicht mehr aussehen. Das war mir sonnenklar. In unseren Zeiten ändert sich das Stadtbild oft schon nach Jahrzehnten vollständig; aber, wie dem auch sei, der Blick in die alte Chronik hatte für mich insofern seine Folgen, als ich nun, ehe ich noch Kassels Boden betrat, sozusagen historisch infiziert war, und wenn ich auch den historischen Bazillus lange mit mir herumtrug, ehe er sich zu einer Krankheit auswuchs, so wurde er doch schliesslich, ob mir bewusst oder unbewusst, je länger ich in Kassel weilte, wirksam, und im Laufe der Jahre fing das tote Gestein und Gemäuer an, mich anzureden, alles in und um Kassel herum gewann in meiner Phantasie [52] Leben, weil ich meinte, alles nur noch unter dem historischen Gesichtswinkel anblicken zu müssen. In meiner Einbildungskraft wurden diese Zeiten lebendig, und frühere Zeitalter zogen an meinem geistigen Auge vorüber. Ich erlebte im Geiste Hessens grosse Zeit unter Philipp den Grossmütigen; Moritz der Gelehrte und der kinderreiche fand auch Gnade vor meinen Augen, nicht minder der weitblickende und geniale Landgraf Karl und der prachtliebende Friedrich der Zweite, der wie viele deutsche Fürsten jener Zeit dem grossen französischen Vorbild, einem Ludwig dem Vierzehnten gleichzukommen suchte. Aus diesen Zeitaltern stammt ja fast alles, was der Stadt heute noch das eigenartige Gepräge verleiht, Kunst, Denkmäler, Prachtbauten der verschiedensten Art, die zu jenen Seiten geschaffen, noch der heutigen Generation viel bedeuten. Steriler war schon die Kurfürstenzeit. Die hessischen Kurfürsten, sind verglichen mit ihren obengenannten Vorgängern keine Persönlichkeiten von Rang gewesen, aber für die Chronique scandaleuse haben sie manches liebevolle Kapitel geliefert. Aber auch die Bilder aus dem Königreich von Westfalen, jener ephemeren Schöpfung Napoleons, das Letzterer selbst „plaisanterie de royaume“ zu nennen liebte, und die Episode des kleinen Bruders Napoleon, des Benjamin unter den Napoleoniden, des so sehr verlästerten Jérôme, beschäftigten oft meine Phantasie.

Zunächst aber will ich doch erst mal der Chronist meiner eigenen Erlebnisse und Erinnerungen sein und nur da, wo es angebracht erscheint, sie mit historischen und kulturgeschichtlichen Reminiscenzen unranken.

Nachts etwa um ein Uhr traf ich also an einem der ersten Januartage des Jahres 1899 mit dem Berliner Nachtschnellzug in Kassel ein. Auf den Bahnhofplatz tretend, umfing mich gähnende Leere, nächtliche Stille und tiefste Dunkelheit. Aus Berlin kommend, fühlte ich, der fast als einziger Reisender auf den Platz heraustrat, sofort den ungeheuren Kontrast zwischen einer auch in der Nacht fast tageshell erleuchteten und von einem ständig dahinflutenden Verkehr belebten Weltstadt und einer offenbar im Dornröschenschlaf liegenden Provinz-Hauptstadt.

Drei Gestalten tauchten auf dem pechdunklen Bahnhofsplatze silhouettenartig auf. Waren dies vielleicht die Honoratioren der Stadt, die zu meinem Empfang erschienen waren, denn sie stürzten sofort auf mich zu? Aber nicht lange brauchte ich in dieser naiven Illusion verharren, denn bald entdeckte ich, dass es drei Hoteldiener waren, von denen jeder mich gern als Gast seinem Hotel zugeführt hätte. Ich, halb schlaftrunken übergab dem Diener des „König v. Preussen“ meine Koffer,

und der wackere Mann brachte mich nun nach den nicht minder dunklen Königsplatz. Dass ich in meiner Unkenntnis das feudalste Hotel gewählt hatte, kam mir erst zum Bewusstsein, als ich in mein Zimmer in die zweite Etage hinaufstieg, denn trotz des nicht gerade glänzend erleuchteten Treppenhauses entdeckte ich auf der Fremdentafel, dass die ganze erste Etage von lauter königlichen Hoheiten belegt war. Der sonst in seinem Schloss Glienieke residierende, nun auch schon verstorbene Prinz Friedrich Leopold v. Preussen war zur gleichen Zeit, als ich nach Kassel kam, vom Kaiser als Divisionskommandeur nach Kassel sozusagen strafversetzt worden, und, da das Schloss, das ehemalige Prinzenpalais in der oberen Königsstrasse, das zur Aufnahme der königlichen Herrschaften dienen sollte, noch nicht ganz standesgemäss hergerichtet war, logierten Prinz Friedrich Leopold mit seiner Gattin, bekanntlich einer Schwester der früheren Kaiserin, und mit den Kindern zunächst im „König v. Preussen“.

Unvermutet wurde mir so in der ersten Nacht, die ich in Kassel zubrachte, die Ehre zuteil, unter mir einige kgl. Hoheiten schnarchen zu hören. [53] Meine nicht ganz von der Hand zu weisende Befürchtung, dass sich dies am nächsten Morgen in einer gepfefferten Hotelrechnung auswirken würde, traf indes nicht ein. Es ging noch verhältnismässig gnädig ab. Den nächsten Morgen verliess ich eiligst die Stätte, an der länger zu weilen mir mein bescheidener Stand und schmaler Geldbeutel verbot.

Nicht gerade überwältigend war der erste Eindruck, den die Stadt Kassel – allerdings in nachtschlafender Zeit – auf mich machte. Die Dunkelheit der Strassen und Plätze – denn auch der Königsplatz war sehr spärlich erleuchtet – fiel mir gegenüber anderen grossen Städten geradezu auf. Aber nicht immer soll es so dunkel in nächtlicher Zeit in Kassel gewesen sein. 107 Jahre vor mir zog – man verzeihe mir die Gegenüberstellung, wenn sie mir auch ein immerhin interessantes Relief verleiht – Goethe in Kassel ein. Gewiss hatte ich vor ihm voraus, dass ich mit einem Schnellzug aus Berlin in Kassel eintraf, während er sich in der Postschnecke seeligen Angedenkens, dem Beförderungsmittel unserer Urgrossväter auf Kassel zubewegte. Jedenfalls ist es aber ein historisches Factum, dass der Herr Geheimbde Rat v. Goethe, wie es eine Nummer der Polizei- & Commerzienzeitung vom Jahre 1792 vermeldet, am 13. September durch das holländische Tor von Münster kommend einzog. Er wollte im Gasthaus am Königsplatz – das vornehmere Wort „Hotel“ gab es damals noch nicht – logieren. Aber nicht der „König v. Preussen“, der damals noch gar nicht existierte, war es, wo Goethe unterkam, sondern es war das benachbarte alte Posthaus der Thurn & Taxis'schen Postregie, das Madame Le Goullon bewirtschaftete und das wohl an der Stelle der heutigen Hauptpost stand.

Aber während mir schon am Bahnhof die Hoteldiener entgegeneilten, mein Gepäck in Empfang zu nehmen, und sich um mich als Hotelgast bewarben, wurde dieser berühmte Mann – wie man später lesen wird – zuerst überhaupt abgewiesen. Das beschämt mich heute noch! Aber erstaunlich bleibt doch, was Goethe selbst in seinen Werken, in der Belagerung von Mainz 1793, über seinen damaligen Einzug in Kassel berichtet. Nachdem er mit der bei ihm gewohnten Anschaulichkeit beschreibt, wie sich der schwere Postwagen mit der Reisegesellschaft auf der dunklen verschneiten Landstrasse heranschleppte, sagt er fortfahrend, dass sich auf einmal alle traurigen Gedanken aufhellten, als er in das mit hundert und aber hundert Lampen beleuchtete Kassel hineinfuhr und auf dem prächtigen,

tageshellen Königsplatz anhielt. Aber auch das Zeugnis eines anderen, weniger berühmten Reisenden über die damalige Beleuchtung der Stadt liegt vor, das den guten Eindruck, den Goethe empfangen hat, durchaus bestätigt. Der betreffende Chronist äussert sich folgendermassen:

„Es war schon spät abend, als ich ankam, und die Nacht war dunkel, doch ohne Nebel, so, dass ein aus der Stadt aufsteigender heller Schein bis zum gestirnten Himmel emporkommen konnte, welcher durch die Erleuchtung der Neustadt verursacht wurde. Es ist wirklich die schönste, die ich irgendwo angetroffen habe. Die Laternen stehen auf etwas von den Häusern entfernten Pfählern, alle zwanzig Schritte eine und meist grade einander gegenüber. Die Unkosten dieser Erleuchtung zu bestreiten, hat man eine Auflage von einem Heller auf das Pfund Fleisch gemacht. Wenn man nun bei Nacht in die grade und lange Königsstrasse kommt, so wird gewiss dieser schöne Anblick bei einem jeden, der ihn zum ersten Mal sieht, eine angenehme Überraschung verursachen.“

Als ich dies alles las, fragte ich mich verwundert, ob man denn zu Goethes Zeiten hinsichtlich der Strassenbeleuchtung so anspruchslos war, wenn schon die Öllampenbeleuchtung, über die man doch zu jenen [54] Zeiten nur verfügte, einen solchen Lichteffect auf Goethe machen konnte, oder war das Kassel jener längst vergangenen Zeiten wirklich in der Beleuchtung seiner Strassen und Plätze splendorreicher als zurzeit meines Einzuges, also in einer Zeit, wo wir oft durch die Lichtfülle in grossen Städten überrascht werden.

Weniger erbaulich waren aber, wie schon angedeutet, Goethes Erlebnisse, als er sich um ein Unterkommen im Posthause bemühte; der Diener des Gasthauses, wie Goethe gewissenhaft in seinen Memoiren berichtet, wies ihn zunächst mit der Bemerkung ab, dass kein Platz mehr für ihn vorhanden sei. In ihm glaubte man, da er sich mit der Reisegesellschaft französisch unterhielt, einen Emigranten vor sich zu haben, und diese standen offenbar bei Le Goullon nicht sehr hoch in Ansehen, einesteils, weil sie als knauserig galten, ja oft sogar betrogen, und zudem noch sehr arrogant auftraten. Aus diesen Gründen erfolgte die Ablehnung seiner Aufnahme. Nun aber wurde der Herr Geheimbde Rat richtig massiv und erwiderte in gutem und kräftigem Deutsch, er müsse sich doch sehr wundern, dass in einem so grossen Hause, dessen Räume er gut kenne, einem Fremden in der Nacht die Aufnahme verweigert werde. Als er sich dann aber zu erkennen gab, änderte sich schnell die Situation, magische Gewalt übte der Name aus. Wirt und Wirtin stürzten heraus, stammelten Entschuldigungen, und unter ehrerbietigen Bücklingen wurde Goethe hineinkomplimentiert. Übrigens ist Goethe auch in den Jahren 1783 und 1801, als er nach Kassel kam, bei Mdme. Goullon abgestiegen.

Aber nun wieder aus den geschichtlichen Reminiszenzen zurück in den profanen Alltag. Rasch heraus aus der kgl. preussischen Atmosphäre, in die ich armer Teufel aus Unkenntnis in der ersten in Kassel verbrachten Nacht hineingeraten war, und in der ich mich garnicht wohl fühlte.

Am nächsten Morgen begab ich mich hinunter in das Fabrikviertel, in die Wolfhagerstrasse, wo die grössere Maschinenfabrik lag, in die ich als Kaufmann eintreten sollte. Hier merkte man allerdings nichts von dem Charakter einer Residenzstadt. Und doch schlug ich hier für die erste Zeit

meine eigene Residenz, wohl aus purer Bequemlichkeit, auf. In der nächsten Nachbarschaft der Fabrik mietete ich meine erste Junggesellenbude. Dieses Stadtviertel wurde mir in einer beinahe 25 jährigen Tätigkeit in dieser Fabrik recht vertraut, vertrauter als ich es wünschte. Einige grüne Oasen, die dort in der ersten Zeit unter den rauch- und russgeschwärzten Wohnhäusern und Werkstätten auftauchten und noch ein bescheidenes Dasein fristeten, deuteten wohl darauf hin, dass es selbst hier 50 Jahre früher idyllischer ausgesehen haben mag. Hier war in der Tat früher das Weichbild der Stadt, hier baute der Ackerbürger seinen Kohl, mästete sein Schwein, und wo einst die segenbringenden Düngerhaufen rauchten, bliesen jetzt die Fabrikschornsteine unverbrannte Kohle in die Luft. Wenn man den in der Nähe befindlichen Grünen Weg vom Lutherplatz am Ende der Strasse, deren Namen schon ihren früheren Charakter verrät, hinuntergeht, stiess man nach einiger Zeit noch auf grosse Gärten und freute sich, dass damals die städtische Bautätigkeit nach diesem ländlichen Bezirk ihre Fangarme noch nicht ausgestreckt hatte. Heute werden diese Bezirke dem Ausdehnungsbedürfnis der Stadt auch schon zum Opfer gefallen sein. Nach der täglichen Berufsarbeit ergriff mich stets die Sehnsucht, insbesondere in den schönen Jahreszeiten, aus der das Gemüt bedrückenden Enge der Steinmassen und Fabrikmauern heraus zu gelangen in die Natur in Wald und Feld, vor allen Dingen hinunter an den Fluss. Es trieb mich stets an die landschaftlich schönsten Punkte, an denen die Stadt ja selbst und auch ihre nähere Umgebung so reich ist. Es bedurfte daher erst langer Jahre, ehe ich die [55] eigentliche Stadt, insbesondere die alte Stadt mit ihren Kulturdenkmälern kennen und schätzen lernen sollte, ehe ich mit der Geschichte der Stadt, die doch so aufschlussreich für jeden Bewohner ist, bekannt wurde. Der in Kassel Geborene ist von Kind auf mit der ganzen Entwicklung der Stadt viel inniger verwachsen. Schon durch die Eltern und Grosseltern, ja durch Überlieferung von den Vorfahren hat er Dieses und Jenes erfahren. Seine Erinnerungen verknüpfen sich mit diesen Überlieferungen und Vorstellungen aus der Jugendzeit, und so wird ihm die heimatliche Scholle immer vertrauter, und manche Stelle der Stadt, an der ein anderer achtlos vorüber geht, gewinnt für ihn besondere Bedeutung. Heucheln wurde ich, wenn ich behaupten wollte, dass das alte und neue Kassel sich mir schon in den ersten Jahren meines Dortseins ganz erschloss. Die Interessen eines jungen Mannes von 27 Jahren liegen auf ganz anderen Gebieten. Nach anstrengender Berufsarbeit sehnt man sich nach Sensationen! Im Sommer erfasst einen die Wanderfreude und der Sportgeist, im Winter fragt man in erster Linie darnach, was die Stadt an Zerstreungen bietet. Wie sind die Theaterverhältnisse, wie das Musikleben? Gibt es schöne Variétés, grosse Bierlokale und elegante Cafés, ja der Wert der Stadt wird nicht nur von jüngeren Leuten, sondern von allen solchen Menschen, die ohne ein tieferes Innenleben von Genuss zu Genuss jagen, geradezu nach der grösseren oder geringeren Häufigkeit der Vergnügungsmöglichkeiten und Unterhaltungsstätten, nach dem regen Verkehr auf den Hauptstrassen, wo man gerne flaniert, und nach dem für viele sehr wichtigen Nachtleben beurteilt.

Wird man aber älter und reifer, so beginnen die Sensationen, die auf die Jugend wirken, mehr und mehr ihren Reiz zu verlieren, man sucht sich selbst zu beschäftigen, das Bedürfnis nach äusserlichen Genüssen wird geringer, die Vergangenheit gewinnt plötzlich ein nie geahntes Interesse, der Nachdenkliche lebt nun viel mehr in der Vergangenheit, oder sucht sie wenigstens mit der Gegenwart zu

verknüpfen, und so wird für ihn der flüchtige Augenblick wieder reizvoller, die Phantasie zaubert ihm in die jedem anderem vielleicht prosaisch dünkende Wirklichkeit liebliche Bilder hinein, an denen er sich in harmloser Weise ergötzt. Wie so vielen anderen, so ging es auch mir! Tatsächlich hat es Jahre gedauert, ehe ich das wahre Antlitz der Stadt Kassel erschaute. Gedankenlos wie andere Pflastertreter, vielleicht irgend einem Genüsse, einer Zerstreung oder Unterhaltung nachjagend, ging ich über Plätze, durch Strassen und Gassen, an interessanten Gebäuden und Häusern vorbei. Abgesehen von einigen landschaftlichen charakteristischen, sich unwillkürlich aufdrängenden Schönheiten fand ich wie auch Andere, dass Kassel, damals eine der jüngsten Grossstädte, mehr oder weniger anderen Städten gleicher Grösse glich, ja, man vermisste sogar vielleicht Manches, was man selbst in einer kleinen Grosstadt voraussetzte. Aber nach und nach wuchs ich mich in die Eigenart der Bevölkerung, in die Geschichte des Landes und der Stadt hinein und fühlte mich in meiner Einbildungskraft bald mit dem Boden, auf dem ich mehr als ein Vierteljahrhundert leben sollte, verwachsen.

Nun gewann nach und nach die Stadt für mich ein anderes Gesicht. Plätze und Strassen, Paläste und Häuser sah ich jetzt mit ganz anderen Augen an. Nun glaubte ich doch zu wissen, dass an dieser oder jener Stelle ein Haus stand, das diese oder jene berühmte Familie barg, dass an einer anderen Stelle, wo heute schmucklose Mietshäuser zum Himmel streben, es einst blühte und grünte, oder alte fast baufällige Häuser, wo heute die Armut nistet, – einst aber die Wohnstätte stolzer und angesehenen Bürger – erzählten mir aus der Vergangenheit [56] von den Schicksalen der Patrizier-Familien, die hier lebten, wie sie ein glückliches Dasein führten oder litten und schliesslich ganz ausstarben, anderen Generationen den Platz einräumend. Ja, ich sah und geheimnisste Vieles in die stummen Steine hinein und merkte dann unbewusst, wie das Verflochtensein mit der Vergangenheit die alten Stätte erst recht teuer und wert macht, und als ich dann die Zeit sich nähern sah, wo ich das schöne Fleckchen Erde, das mir mit allen meinen Erinnerungen so teuer und wert geworden war, verlassen musste, da auf einmal entdeckte ich alle Schönheiten und Merkwürdigkeiten wieder aufs Neue, und fühlte erst, wie viel ich verloren hatte, dass ich früher so Manches ganz unbeachtet liess, was heute in der Erinnerung, die ja alles wie mit einem goldenen Schimmer verklärt, so schön und erhaben dünkt, ja schöner als es einem Anderen erscheinen mag. Weder chronologisch noch in irgend einer systematischen Reihenfolge kann ich heute aus der Erinnerung darstellen, was mich in und um Kassel alles gefesselt hat. Wo ich jahrzehntelang ohne ein tieferes Interesse vorbeiging, finde ich heute in der Erinnerung, nachdem ich das kulturelle Leben vergangener Zeiten durchforscht und mein künstlerisches Empfinden vertieft habe, so viel des Fesselnden, und heute fern von Kassel raunen mir seine Plätze, Strassen und Gassen Geschichten aus ihrem Leben zu, und die Bilder, die die Erinnerung in das alte und neue Kassel hineinprojiziert, werden mir wie aus einem Zauberspiegel wieder zurückgeworfen und mit ihnen im Herzen durchwandere ich im Geiste noch immer die alte und neue Stadt. Auf dieser Wanderung begleite man mich und erlebe mit mir die Impressionen, wie sie der zurückschweifende Blick mir jetzt oft vor die Seele zaubert.

Wenn man als junger Mann in eine neue Stadt kommt, so sucht man zu allererst, sofern man nicht gerade zum Anachoreten geschaffen ist, geselligen Anschluss. In der neuen Firma fand ich zwei

Kollegen, alteingesessene Kasseler, die mir wegen ihrer Intelligenz und ihres Idealismus ganz besonders sympathisch waren. An diese, mit denen ich mich auch durch gleiche geistige und künstlerische Interessen verbunden fühlte, schloss ich mich näher an. Durch sie, die bald meine Leidenschaft für den Wassersport entdeckten, wurde ich in den damals noch nicht lange bestehenden Ruderverein Kassel eingeführt, dessen aktives Mitglied ich sofort wurde. So kam es, dass ich die ersten beiden Jahre in jeder Jahreszeit, sowie es nur die Witterung überhaupt zulies, auf und an der Fulda meine freie Zeit zubrachte. Es war ja damals nur ein ganz kleines Häuflein, das sich in diesem Vereine zur Ausübung des Rudersportes vereinigte, und zudem bestand der grösste Teil der Mitglieder durchaus nicht aus Kasseler, vielmehr waren es sehr viele Eingewanderte, die dem Verein der im Jahre 1890 auch von eingewanderten jungen Leuten gegründet wurde, beigetreten waren. Zu meiner Zeit, also im Jahre 1899/1900 waren vielleicht 25 - 30 Mitglieder vorhanden, aber innerhalb des Vereins hatte sich schon ein recht geselliges Leben entwickelt und der Zugehörigkeit zu diesem Verein verdanke ich es, dass ich auch bald angenehmen Verkehr in weiteren Kreisen der Kasseler Bevölkerung fand. Obwohl der sportliche Geist auch in diesem Verein damals schon sehr gepflegt wurde, war mir es weniger um grosse sportliche Leistungen als mehr um gesunde Leibesübung zu tun, und vor allem darum, meiner Naturbegeisterung und meiner Liebe zum feuchten Element einen willkommenen Anreiz zu geben. Damals zehrte der Verein noch von seinem ersten Siege, den er bei einer Regatta in Giessen im Jahre 1893 in einem Vierer gewann. Bescheiden, wie die Anzahl seiner aktiven Mitglieder, war auch die Form seiner Unterbringung. Er fristete mangels irdischer Güter ein verhältnismässig kümmerliches Dasein in einer Bretterbude, die aus dem Holz der Tribünen, die im Herbst 1891 für das Kaisermanöver gebaut worden war, [57] zurecht gezimmert war und die auf dem Grundstück des Schwimmanstalts-Besitzers Gerhardt stand. Der Bestand an Booten war nur klein. Diese Bretterbude blieb auch bis 1913, nachdem sie wohl durch manche Verbesserungen einigermaßen zweckentsprechend gestaltet wurde, das Heim des Vereins. Dann erst erfolgte Übersiedlung in das neuerrichtete, noch heute bestehende Bootshaus, das an der Mühlengasse an dem Fulda-Ufer zwischen der alten und neuen Fuldabrücke liegt, und das sich in architektonischer Hinsicht in geschmackvoller Weise dem altertümlichen Stadtbilde anpasst. Wie ich hörte, soll der Verein, seitdem er in sein neues Heim eingezogen war, einen gewaltigen Aufschwung genommen haben, und heute wohl über 250 Mitglieder und einen Bestand von mehr als 15 Booten verfügen. Auch in sportlicher Beziehung hat er sich zu einem achtungsgebietenden Faktor in der deutschen Ruderei entwickelt. In erstklassigen Regatten hat er in den Jahren 1927, 1928 und 1929/30 erste Preise davon getragen, und nimmt sogar an der deutschen Meisterschaftregatta teil; aber, was mich bestimmt, über diesen Verein ausführlicher mich zu äussern, ist hauptsächlich der Umstand, dass ihm unstreitig direkt oder indirekt das Verdienst zukommt, durch die Zähigkeit seiner sportbegeisterten Mitglieder einen vollkommenen Umschwung in dem Leben an und auf der Fulda mit herbeigeführt und die in wassersportlicher Hinsicht damals sehr gleichgültigen Kasseler aus ihrem Dämmerzustand aufgerüttelt zu haben, wobei natürlich der sich im letzten Jahrzehnt im Allgemeinen erwachte Sportgeist fördernd hinzutrat.

Mir fiel es vor etwa 39 Jahren geradezu auf, wie einsam es auf der Fulda aussah. Was man auf ihr sah, waren fast ausschliesslich die wenigen Boote unseres damals doch sehr kleinen Vereins. Dazu

kam höchstens noch der schon etwas brüchige Dampfer „Elsa“, der nach dem Fuldataal von der Schlagd aus abging. Man hatte den Eindruck, als ob die Fulda gar nicht zur Stadt gehöre, zu weit von ihr entfernt läge. Ich glaube, dass Fremde sie gar nicht zu Gesicht bekamen, aber selbst bei den Kasselerern stand sie nicht sehr in Gunst. Der Verkehr strebte immer nach dem Westen der Stadt. Die Altstadt und Unterneustadt wurden von den Bewohnern der übrigen Stadtvierteln fast gemieden. In den vergangenen Jahrhunderten waren auch die Uferbilder wesentlich andere. An der Fulda pulsierte damals das regste städtische Leben. Wohl bis zum Beginne des vorigen Jahrhunderts war das Bild des rechten Fuldaufers bestimmt durch das machtvolle Landgrafenschloss, das mit den Befestigungs- und Wehrbauten aus alten Zeiten hoch über dem Flusse aufragte. Nur das Rondell und die Wehrbauten am Finkenherd sind als Überreste jener früheren Stadtbefestigungen übrig geblieben. Übrigens muss auch die Badelust der Kasseler zu jenen Zeiten nicht allzu gross gewesen sein. Die einzigen Schwimmanstalten, die ich um die Jahrhundertwende, als ich nach Kassel kam, vorfand – es waren die grössere Badeanstalt von Aug. Gerhardt und die Badeflüsse von Collet und Röse – waren zumeist recht spärlich besucht und daraus folgerte ich eine gewisse Wasserscheu der Kasseler Bevölkerung.

Mit welchem Vorurteile, welcher Prüderie vor mehr als hundert Jahren in Kassel das Baden betrachtet wurde, davon gibt ein Artikel des „Kasseler Spaziergänger“ im früheren Kasseler Tageblatt Kunde. Allein des kulturhistorischen Interesses halber gebe ich den Anfang dieser „Ein Jahrhundert Familien-Flussbad“ betitelten Studie hier wieder:

„Als genau vor einem Jahrhundert der aus dem kleinen Dörfchen Filisur im Engadin stammende ‚Schwizerbäcker‘ Jerome Francois Labassé, der in der Unterneustadt eine kleine Konditorei betrieb, auf den Gedanken kam, [58] unterhalb des Gartengrundstückes des Landwirts Caspar Heinemann eine Flussbadegelegenheit zu schaffen, da lächelte ganz Kassel, das damals etwas über 20 000 Einwohner zählte. Diese Flussbadegelegenheit des ‚Schweizerbäckers‘ bestand in einem Rasenplatz hinter Erlen und Weidengebüsch, einer kleinen Treppe und später einem Sprungbrett. Das Aus- und Ankleiden erfolgte unter dem grossen Himmelszelt hinter und zwischen den Erlen- und Weidengebüschen. Die kurfürstliche Polizei in Kassel nahm an diesem Badetreiben mehrfach Anstoss und liess wiederholt Labassé zur Vernehmung kommen; da man aber feststellte, dass es durchweg harmlose ‚ältere und alte Herren‘ seien, die sich hier regelmässig zum Baden an der Fulda trafen, so liess man den ‚verrückten Franzos‘ mit seinen ‚alten Badenarren‘ ungeschoren. Er selbst gab zu Protokoll, dass er als Konditor in Genf gearbeitet habe und hier gesehen hätte, wie täglich hunderte von Menschen am Genfer See badeten, sodass er geglaubt habe, dass diese Flussbadegelegenheit auch für die Bewohner von Kassel doch zweckmässig und richtig sein dürfte. Nachdem in den Protokollen der kurfürstlichen Polizei, die Seiner Excellenz dem Herrn Minister zugeleitet werden mussten, ausdrücklich festgestellt worden war, dass die fortwährenden behördlichen Ermittlungen nicht ergeben hätten, dass die täglich am Badeplatz versammelten alten Herren, die sich aus den Kreisen ehrbarer Bürger und insbesondere Handwerksmeister rekrutierten, ‚keinerlei unziemliches Allotria trieben‘, wurde vom Ministerium angeordnet, den Badebetrieb stillschweigend zu dulden und die ‚alten Bademän-

ner“ nicht weiter behördlich zu beaufsichtigen „zumal wegen der abgelegenen Stelle kein Ärgernis geschehen könne“.

Was würden diese hochweisen kurfürstlichen Minister und die Mitglieder der Polizeiverwaltung wohl sagen, wenn sie heute den Badebetrieb am Fuldastrande betrachten könnten? Sicherlich würden sie einmütig feststellen, dass so etwas zu Kurfürstlichen Zeiten gänzlich unmöglich gewesen wäre. Denn man hätte dem kleinen lebhaften, behenden Schweizerbäcker Jérôme Francois Labassé, der doch ohne Frage schon zur kurfürstlichen Zeit eine gute Idee gehabt hatte, das Leben unnötig schwer gemacht. So war ihm untersagt worden, dass er, selbst ein guter Schwimmer und vorzüglicher Taucher, fremden Personen Schwimmunterricht erteilen durfte; dies war vielmehr ein Vorrecht der kurfürstlichen Militärbade- und Schwimmanstalt, in der jedoch nur wiederum Schüler und keine erwachsenen Mannspersonen baden durften, wenn Sie nicht Militärs waren. Der Badebetrieb hatte sich trotzdem über Erwarten gut entwickelt; der „Schweizerbäcker“ hatte sogar einen ziemlich grossen Fuldakahn anschaffen müssen, um die Badfreunde auf einen Pfiff hin von der Aueseite abzuholen.“

Später im Jahre 1829 oder 1839 übernahm käuflich diesen Kasseler Badebetrieb an der Fulda ein Freund Labassés, der Hutmacher Jean Baptiste Collet, in dessen Familie er dann bis in unser Jahrhundert hinein verblieb.

Was haben aber die inzwischen verflossenen Jahrzehnte für eine geradezu umwälzende Wandlung herbeigeführt. Die Fulda ist im wahrsten Sinne des Wortes neu entdeckt worden. An schönen Tagen der wärmeren Jahreszeit tummeln sich heute eine Unzahl Boote aller Art auf dem Flusse, auf den Wiesen an der Fulda, an dem früheren vereinsamtem Fuldadamm, spielt sich heute ein Strand- und Sportleben ab, wie es sich wohl die kühnste Fantasie vor 39 Jahren nicht erträumte. Der frühere enge, nur etwa 4 - 5 m breite Fuldadamm, auf der man selten einen Fussgänger, der sich vielleicht einmal aus der Aue herauswagte, erblickte, ist ein ausgesprochener Boulevard geworden. Bedeutend verbreitert besitzt er heute eine Autostrasse, Radfahrerwege und Fussgängersteige, und an ihm längs ziehen sich die architektonisch oft interessant gestalteten Häuser der Schwimm-, Turn- und Sport-Vereine. Den Höhepunkt bildet das [59] Strandbad, eine Schöpfung, die der Initiative des früheren, aber nicht gerade in besten Andenken stehenden Oberbürgermeisters Scheidemann zu verdanken ist. Immer und immer wieder aber muss ein gutes Teil des Verdienstes an diesem Wandel der Dinge dem vorbildlichen und zähen Wirken des ältesten Ruder-Vereins, dem anzugehören ich die Ehre hatte, und nicht minder des ältesten Schwimmvereins zugeschrieben werden, wengleich, wie gesagt, der neue Sportgeist, der in die jüngere Generation gefahren ist, den Bemühungen dieser Vereine eine nicht zu unterschätzende Unterstützung gewährte. Die Aristokratie des Biceps – nach dem berühmten Worte Stresemanns – hat ja einen überragenden Einfluss gewonnen, und die früher sehr geschätzte Geistes-Aristokratie freut sich heute schon, wenn man ihr wenigstens die Existenzberechtigung nicht ganz bestreitet. Zahlen sprechen ja immer die deutlichste Sprache und es mag daher die Aufzählung, der jetzt an der Fulda residierenden Vereine, die ich einem Kasseler Freunde verdanke, am anschaulichsten den Umschwung illustrieren, der in dem Leben an und auf der Fulda im Laufe der Jahrzehnte eingetreten ist. Heute soll es in Kassel geben:

- 3 Herren – Rudervereine
- 4 Damen – Rudervereine (einschl. der Mädchenschulen)
- 1 Arbeiter – Ruderverein
- 6 Schüler – Rudervereine, die sämtlich ihre Boote in steinernen Bootshäusern untergebracht haben,
- 1 Ruderabteilung des Marine-Vereins
- 4 Paddelclubs.

Das einst wasserscheue Kassel ist nun ganz wasserfromm geworden. Wie schwer wurde es vor 39 Jahren dem einzigen Ruder-Verein, der sich auch gern ein einigermaßen repräsentatives und gemütliches Heim schaffen wollte, vermögende Gönner zu finden, die ihm die Verwirklichung dieses Wunsches erleichtert hätten. „Vergebene Liebesmüh“! Ich weiss, dass der damalige Vorstand des Vereins, ein Architekt Ludloff, der Miterbauer des Gausturmes auf dem hohen Hagen bei Dransfeld schon ein hübsches Bootshaus im Jahre 1900 projektiert hatte, und dass Bemühungen im Gange waren, das reizvolle, mit prachtvollen Bäumen bewachsene Wiesendreeck unterhalb des Regierungsgebäude an der kleinen Fulda für diesen Zweck zu pachten, aber die Verhandlungen verliefen im Sand, und erst im Jahre 1913 erstand, wie bereits erwähnt, an ganz anderer Stelle das neue Bootshaus, das wohl zum grössten Teil der Verein sich aus eigenen Mitteln schuf.

Der schönen geselligen Stunden, die ich in dem damals zwar kleinen Ruderverein Kassel, deren Mitglieder alle gut auf einander abgestimmt waren, verlebte, erinnere ich mich noch immer mit vieler Freude, vor allen Dingen aber der schönen Ruderfahrten auf der Fulda stromaufwärts weit über die neue Mühle hinaus an der Söhre entlang und stromabwärts in das Fuldataal bis hinunter nach Hann.-Münden. Wie merkwürdig es auch klingen mag, so wahr ist es doch gerade für mich. Von der Fulda aus gingen mir die Schönheiten der Stadt zum ersten Male auf. Von der Fulda aus wurde ich auf die interessanten Winkel des alten Kassels gelenkt. Wie oft zog auf der Fahrt nach der neuen Mühle, wenn man die Aue hinter sich gelassen hat, die überaus reizvolle Silhouette der über dem Waldpark thronenden Oberneustadt an dem entzückten Auge vorüber. So lernte man das Stadtbild von Tag zu Tag mehr würdigen. Auf der damals recht vereinsamten Fulda gab man sich im Boote so manchmal allerhand Reflexionen hin. Da hatte man so rechte Zeit zu träumen. Damals mag ich auch gedacht haben, ob es denn immer so einsam auf der Fulda gewesen sei, zumal sich doch an ihren Ufern die Altstadt und Unterneustadt hinzog, und sicherlich die Bevölkerung der früheren Jahrhunderte in ihr ein wichtiges Lebelement sahen. Und so war es auch! In früheren Zeiten hat sicher-[60]lich ein grösserer Flussverkehr bei Kassel bestanden als heutzutage. Alte Stiche, die mir zu Gesicht kamen, lassen dies vermuten. In jenen Zeiten, wo der Wassertransport auch schon eine wichtige Rolle spielte, gab es viele sogenannte Marktschiffe, die stromab nach Hann. Münden fuhren und von dort weiter die Weser herunter und stromaufwärts, wahrscheinlich unter Pferdevorspann, bis nach Hersfeld getreidelt wurden. Die Fulda hatte aber auch ihre Geschichte. Wenige vielleicht kennen ein für die Entwicklung der Technik bemerkenswertes Ereignis, das sich auf der Fulda abspielte, leider aber einen tragikomischen, aus dem Zeitgeist zu erklärenden Abschluss fand. Auf der

Fulda bei Kassel setzte im Jahre 1706 der Physiker Denys Papin die erste Maschine unter angeblicher Anwendung der Dampfkraft auf einem Boote in Bewegung. Hier hatte man sicherlich das Urbild eines, wenngleich noch sehr primitiven Dampfschiffes vor sich. Mit diesem noch höchst unvollkommenen Dampfboote wollte der Erfinder Denys Papin die Fulda und Weser herunter nach England fahren, wo er wohl grösseres Verständnis für seine Erfindung zu finden hoffte, aber schon in Hann. Münden ereilte seinem Fahrzeug ein von ihm kaum erwartetes Geschick. Schiffer dieser Stadt, die wohl in dieser Erfindung eine neu erstehende Konkurrenz erblickten, zerstörten das Fahrzeug vollständig und überliessen Papin seinem kaum beneidenswerten Erfinderschicksal. Man erinnere sich, dass auch bei Aufkommen der Eisenbahnen Zerstörungen aller Art von Seiten der fanatischen Fuhrleute, die ein Ende ihrer Unternehmungen befürchteten, vorkamen.

Etwas mehr als 100 Jahre nach der Zerstörung des papinschen Dampfschiffes konnte man bei Kassel ein anderes merkwürdiges Fahrzeug die Fluten teilen sehen. Es war zu Jérôme's Zeiten. Als König von Westfalen residierte er bekanntlich in Kassel. Ihm wurde von seinem Bruder Ludwig, dem König von Holland von Napoleons Gnaden, eine kleine Nachbildung eines Kriegsschiffes zum Geschenk gemacht und dieses Kriegsschiff en miniature lag an der kleinen Fulda, sicherlich an dem Dreieck da, wo der Ruder-Verein ursprünglich sein Bootshaus erstellen wollte, vor Anker. Mit diesem Kriegsschiffe machte Jérôme, dem sein Bruder auch veritable Matrosen als Besatzung, die an der Ankerstelle in einem Häuschen untergebracht waren und dort ein faules Leben führten, zur Verfügung gestellt hatte, seine Fahrten auf der Fulda mit vollständig entfaltetem Segeln zum grossen Ergötzen der Kasseler Bevölkerung, die zum Teil das kleine Kriegsschiff auf Fuldakähnen umschwärmten und ihren ganz besonderen Spass hatten, wenn Jérôme die kleinen Kanonen löste und durch Böllerschüsse die Illusion einer Seeschlacht, hier als einer Fuldaslacht, erzeugte. Ernstere Leute sollen allerdings kopschüttelnd dem Schauspieler beigewohnt haben, da sie nicht begriffen, wie der seebefahrene Jérôme an solcher Spielerei Vergnügen finden konnte. Aber bekanntlich liebte Jérôme die Abwechslung und war sehr erfinderisch im Ersinnen immer neuer Sensationen, die ihm seine durch Regierungssorgen nicht allzu beschwerte Zeit auf angenehme Weise vertreiben halfen. Jedenfalls waren diese nach und nach seltener werdenden Fahrten Feste für das Volk.

Aber dass die Kasseler auch in unserer Zeit an der Fulda Feste zu feiern verstehen, habe ich noch kurz vor meinem Weggange erleben dürfen. Eigentliche Volksfeste in der Art des Münchener Oktoberfestes, wo wirklich die Bürger aller Stände in Massen teilnehmen, fehlten eigentlich sonst ganz in Kassel. Aus dem neu erwachten Sportleben an der Fulda erwachsen lebte ein althessischer Volksbrauch wieder auf. Es ist dies der „Zissel“, ein merkwürdiger Name für den von alters her bekannten Unterneustädter Wasserkirmes. Als Gast des Kasseler Schwimmvereins konnte ich noch den vermutlich ersten Zissel im Jahre 1926 mitfeiern. Alles, was ich über die Vorbereitungen zu diesem Feste hörte und las, spannte meine Erwartungen sehr hoch und ich war leicht geneigt, mich auf eine Enttäuschung gefasst zu machen. Indes waren die empfangenen Eindrücke doch derart, dass ich in diesem wirklich aus dem Volksleben herausgewachsenen Feste den Höhepunkt [61] aller ähnlichen jemals in Kassel erlebten Veranstaltungen erblicken musste. Mit einer gewissen Beängs-

tigung denke ich noch heute an die ungeheuren Volksmassen – vielleicht ein Zehntel der ganzen Bevölkerung Kassel's – die sich auf dem damals noch recht schmalen Fuldadamme in spannungsvoller Erwartung des Kommenden dahinwälzten. Hier bei diesem Feste fehlte alles künstlich durch Gesetzeskraft Erzwungene, das beispielsweise immer noch den inzwischen wieder in der Versenkung verschwundenen Verfassungsfeiern anhaftete. Mag auch der Ablauf des Festes im Grunde derselbe geblieben sein, so müssen nach den Zeitungsberichten die in den späteren Jahren stattgefundenen Feiern sich immer mehr vervollkommen haben. Die Erfindungsgabe aller Beteiligten schien schier unerschöpflich nach den immer wieder auftauchenden neuen Nuancen und dem grösseren Raffinement zu urteilen, mit denen in späteren Jahren die Feste vorüberrauschten. Nur das einträchtige Zusammenwirken all der vielen, an der Fulda residierenden Vereine kann das Gelingen solcher Feste gewährleisten. Aber ich will meine eigenen Eindrücke, die mir noch in lebhafter Erinnerung sind, zu schildern versuchen.

Schon während des Nachmittags herrschte an den Fuldafern das denkbar interessanteste Sportleben. Das Wetter war wohl trocken, aber die Luft war doch ziemlich kühl. In den verschiedenen Heimen der Sport- Ruder- Schwimm- und Turnvereine wurden auf den Wiesen und im Wasser vor den Gästen der Vereine und den Zaungästen des Fuldadammes Wettkämpfe aller Art ausgefochten, auf der Fulda unterdes ein Gewoge unzähliger, mit Blumen geschmückter Boote, Kanus, Paddelboote, Sportboote, teils in dauernder Paradenfahrt unterwegs von der Fuldabrücke bis nach der neuen Mühle und weiter bis nach Dennhausen und dann wieder zurück teils sich aneinanderlegend, um den Schwimmkünsten des jungen Volkes zuzuschauen. Selbst das kalte Wetter hielt die Wasserratten nicht ab, den grössten Teil der Zeit im Wasser zuzubringen. Das feuchte Element hielt sie gefesselt und nur selten sah man hier einen jungen Mann, dort eine hübsche Najade aus den nassen Fluten wieder emporsteigen. Durch allerhand Wasserscherze, wie Fischerstechen, Wasserballspiele, kunstvolle und waghalsige Sprünge vom Turm wurde das staunende Publikum in stetiger festfroher Stimmung erhalten. Und welch' ein vielgestaltiges und buntes Volksleben auf den Wiesen und auf dem grossen ausgedehnten Badestrande des Stadtbades! Hier jubeln und tollern spielende Kinder, dort sieht man anmutige Reigentänze junger Mädchen. Um die Würstchenbuden, um die fliegenden Restaurants drängen sich die hungrigen Gemüter, denen die mitgebrachten Frikadellen, nicht genügen, denn der „Frigedellenbüdel“ spielt auch hier eine nicht zu unterschätzende Rolle. Märsche und Tänze erklingen von allen Seiten, dazwischen auch die damals unvermeidliche Jazzmusik, denn fast überall sind Musikkapellen aufgestellt, um dem festlichen Gewoge den richtigen Rhythmus zu verleihen. Um die Kapellen herum sind Tanzböden improvisiert. In Vereinszelten vermitteln sogar Lautsprecher von irgend einer grossen Funkstation bessere Konzerte. Und dabei ist alles mit Tannenzweigen, Wimpeln, Fahnen und Guirlanden geschmückt, ja, jeder Verein zeigt sich in seinem schönsten Festkleide. Der wieder nach der Fulda gerichtete Blick erhascht dann die vorbeiflitzenden Sportboote der an Manneszucht gewöhnten Rudervereine, dazwischen saust auch einmal ein schlankes Motorboot vorüber. In der Luft sorgen die im nahen Forst nistenden „silbernen“ Vögel für Abwechslung. Sie fliegen nicht nur, sie überschlagen sich, schießen plötzlich bis auf die Wasserfläche hinunter und ergötzen mit ihren Künsten Jung und Alt. Mit Faust auf seinem Osterspaziergange

dürfte man wahrlich ausrufen: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.“ Wie mögen neben solchem abwechslungsreichen Treiben die von Jérôme einst veranstalteten Wasserfeste sich kläglich ausgenommen haben! Wie viel mehr weiss doch unser technisch so hoch entwickeltes Zeitalter in solchen Fällen zu bieten. Als nun aber die Sonne zur Rüste [62] gegangen war und sich die Schleier der Nacht langsam und dicht auf die Fuldalandschaft herabgesenkt hatten, da schritt das Fest erst seinem Höhepunkt entgegen. Jetzt erst begann der eigentliche Zieselzauber. Von der Fuldabrücke aus tritt nun die ganze Fuldaflotille, geführt von dem Admiralschiffe Chassalla, das die Behörden und die sonstigen prominenten Persönlichkeiten an Bord hatte, zu dem grossartig organisierten und phantastisch ausgestatteten Wasserfestzuge an. Alle Boote haben sich plötzlich durch originelle und phantasievolle Aufbauten in ein neues Gewand geworfen. Die Maskerade hat begonnen. Nun erblickt man auf einmal an Stelle der unscheinbaren Kanus, Paddel- und Ruderboote, hier ein altes Wikingerschiff, dort die Prunkgaleere eines Negerfürsten, da kommt Lohengrin auf seinem Schwan daher der Fahrt, schwimmende Autos, venetianische Gondeln, Wassertiere wie Krokodile erscheinen auf dem Wasser, kurz alles, was eine frohgemute Phantasie nur ersinnen kann. So geistert in allen Farben und Lichtern dieser Festzug durch die dunkle Nacht über das Wasser, bald aber steht die ganze Szenerie in Flammen, Raketen schiessen auf, mit herabfallenden buntfarbigen Leuchtkugeln, Rotfeuer brennen überall, prächtige Feuerwerkskörper werden in allen Vereinen abgebrannt. Wohin auch das Auge blickt, wird es gefesselt durch die Wunder der pyrotechnischen Künste. Plötzlich flammt auch die in die Gerhardt'sche Badeanstalt führende Brücke in buntem Lichterglanze auf, während die Badeanstalt selbst ihre Konturen durch prächtige Illumination in wirksamer Weise herausgearbeitet hat. Vom Wasser her tönt Musik und Gesang. Wer zum ersten Male der berühmten Heidelberger Schlossbeleuchtung, die aus allen Gegenden Menschen herbeilockt, beiwohnt, wird sicherlich überwältigt sein von dem herrlichen Schauspiele, das insbesondere dem grossartigen landschaftlichen Hintergrunde, den Natur und Kunst geschaffen hat, seine Wirkung verdankt. Auch das auf der alten Neckarbrücke abgebrannte Feuerwerk und die mit Lampions geschmückten Boote und Dampfer auf dem Neckar bieten ein prachtvolles Bild, das zu geniessen Freude und Entzücken auslöst. In Kassel fehlt diese landschaftliche Staffage fast gänzlich und doch stelle ich den „Zissel“ so wie ich ihn schon im Jahre 1926 erlebte, weit über den Heidelberger Schlossbeleuchtungsrummel. Dieser ist und bleibt ein von der Stadtbehörde organisierter Fremdenbluff. Gewiss bietet er zum ersten Male ein unvergleichlich schönes Bild, verliert aber später in seiner sich stets gleichbleibenden Aufmachung an Wirkung. Auf der „Fullezissel“ gibt sich das Volk selbst das Fest, nicht mit dem Hintergedanken, Fremde heranzulocken. Dies gerade verleiht dem Feste ein individuelleres Gepräge. Dem Erfindungsreichtum der interessierten Vereine wird der grösste Spielraum gelassen und so mag es kommen, dass jeder neue Zissel den alten an neuen Überraschungen noch überbietet. Die Zeitungsberichtersteller stellen das Fest in Parallele mit den venetianischen Gondelfesten auf dem „Canale Grande“, mit dem Karnevalstreiben auf dem Lido. Der Vergleich ist nicht übel. Man stelle sich nur auf dem einen Fuldaufer mit einiger Einbildungskraft säulen- und bogengeschmückte Dogenpaläste vor, an denen die Gondeln anlegen, um die schwarzäugigen Schönen abzuholen und höre dann im Geiste Gesang und Lautenschlag durch die Stille der Nacht erklingen und die Illusion ist vollständig. Aber wer weiss, ob bei dem Unternehmungsgeist der Kasseler diese Dogenpaläste in Filmstadtmanier zur

nächsten Zissel nicht errichtet werden und dann dem Feste der jetzt fehlende phantastischere Hintergrund gegeben wird. Aber so lange diese Dogenpaläste fehlen, muss das in seiner Art auch romantisch wirkende W a l d a u mit seinem alten Kirchturm in die Bresche springen und diesen fehlenden Hintergrund bilden. In der Tat war es ein reizvoller Augenblick, als plötzlich das alte Dorf in Flammen stand und im Rotfeuer gespenstisch herüber leuchtete.

An diesen einzigartig schönen Wasserkirmes wurde ich wieder erinnert, als mir ein guter Bekannter ausführlich über den Verlauf des Zissels [63] im Jahre 1929 berichtete und in der Meinung, dass ich einen solchen Zissel noch nicht erlebt habe, mich zum Besuch des nächsten anregen wollte. Dieser Kasseler Freund, ein bedeutender Wassersportler, dabei ein früherer strammer Soldat, der den Weltkrieg auf dem Meere als Officier an der Waterkant und schliesslich in der Luft durchgekostet hat, ist in seiner Eigenschaft als Globetrotter auf seine Kasseler Landsleute, die ihm nicht auf der Höhe seines fortschrittlichen Geistes dünken, nicht besonders gut zu sprechen und so darf man wohl sagen, dass, wenn dieser dem Zissel das Wort redet, er es sicherlich nicht aus Lokalpatriotismus tut. Um meinen eignen Eindruck durch das Urteil dieses waschechten Kasselerers zu ergänzen, mögen daher die Zeilen, die er an mich richtete, gewissermaßen wie „eine Stimme aus dem Volke“ hier eine wortgetreue Wiedergabe finden. Mein lieber Bekannter Fritz M... schreibt mir also in seiner temperamentvollen Art:

„Schliesslich wäre noch die Auferstehung des Zissels erwähnenswert, worüber die Zeitungsausschnitte Ihnen Aufschlüsse geben sollen. Das gibt es wirklich nur einmal! Da kann Venedig nicht mit! Wasserfeste haben immer so'n bisschen Doofes an sich, d'rum gelingt's den Kasselerern so hervorragend! Ich denke dabei an die harmonischen A-aaahs und O-ooohs und U-uuuhs, mit denen unsere Eingeborenen so dankbar und so nett über jede Rakete und jedes Blendlaternenchen quittieren können. Stundenlang. Es kostet ja nischt, un die Fulle ist unse Fulle und au die Au geheert uns ganz alleine. Na, schön, aber kommen Sie und sehen Sie sich auch dieses Schauspiel mal an, es lohnt sich wirklich. ...“

Wie mich in den beiden ersten Jahren meiner Kasseler Zeit meine Freude für den Wassersport immer zur Fulda gezogen, so erfüllte es mich jetzt mit Genugtuung, noch zu erleben, wie Kassel heute immer mehr den Wert seiner lieblichen Flusslandschaft zu würdigen lernt und wie es sich heute unten an der Fulda zu ergötzen versteht. Wenn ich einst über die verschiedenen Fuldabrücken schritt, haben sich die reizvollen Bilder, die man nach jeder Seite von ihnen aus geniesst, tief in mein Gedächtnis eingepägt. Von der Drahtbrücke, die ich häufig genug auf meinen Gänge zum Bootshaus überschritt, ruhte stets der westwärts gerichtete Blick mit wahren Entzücken auf dem lieblichen Flussbilde mit der prächtigen, auf dem rechten Ufer sich hinziehenden Aue und mit dem in weiter Ferne am Horizont im Himmelblau verschwimmenden bewaldeten Höhenzügen der Söhre und des Kaufunger Waldes, aber richtet man das Auge auf die andere Seite, dann blickte man in das bunte Häusergewirr an beiden Ufern der Fulda mit dem Rondel der alten Festungsmauer und daneben mit dem mächtigen Bau des Regierungs- und Gerichtsgebäudes, das allerdings mit seinem Stil – oder

sagen wir besser – mit seiner Stillosigkeit sich nicht gerade in seine Umgebung stimmungsvoll einfügt. Von der alten Fuldabrücke aus kommt aber das charakteristische Gepräge der bunten, fast mittelalterlich anmutenden Fuldaufer erst ganz zur Geltung. Hier gewahrt man noch besser den altertümlichen Charakter der noch verhältnismäßig gut erhaltenen teils tief in das Wasser hineinragenden Häuser. Bis vor nicht sehr langer Zeit konnte man auch noch die inzwischen weggesprengten Eisbrecher vor der alten Fuldabrücke gewahren, die Überreste der noch aus dem Mittelalter stammenden und seit anderthalb Jahrhunderten verschwundenen Brücke auf der sogar 3 kleine Häuschen aufgebaut waren, wie ich mich erinnere es auf einem alten Bilde gesehen zu haben. Das mittlere derselben soll fürstlicher Besitz, die beiden anderen städtisches Eigentum gewesen sein. Um die Jahrhundertwende bot sich aber dem Blicke, wenn man auf der alten Fuldabrücke stand und nach Osten sah, ein Bild dar, das noch mehr Romantik in die bunte Reihe der alten baufälligen Häuser hineinbrachte. Es war die der alten Generation wohlbekanntere Unterneustädtische Mühle. Noch aus Hessens grösster Zeit stammend, aus der Zeit Philipp's des Grossmütigen, gab sie mit ihrem alten Baumschmuck als harmonischer Abschluss der Unterneustadt, der Landschaft insbesondere [64] im Sommer, eine ganz eigne Note. Dieser äusserst malerisch wirkende Winkel ist oft durch den Zeichenstift oder in Farbe von berufener Künstlerhand festgehalten worden, so auch unter Anderem von Adolf von Menzel, als er im Jahre 1842 in Kassel weilte. Überhaupt haben Maler für Landschaften in der Art der beiden Fuldaufer in der Altstadt Kassel eine feine Witterung. Als bald in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts sie der Spitzhacke zum Opfer fallen sollte, erhob sich in allen für die Erhaltung von Kunst- und Kulturdenkmälern interessierten Kreisen – allen voran als Vorkämpfer der um Kassel sehr verdiente Konservator Dr. Holtmeyer – ein Sturm der Entrüstung. Man fragte sich wie so oft bei obrigkeitlichen Maßnahmen: „Mußte das wirklich sein!“ Aber alle Erregung nützte nichts. Die Unterneustädter Mühle wurde niedergerissen und Alt-Kassel war um eine historische Erinnerung und einen interessanten reizvollen Fleck ärmer. Holtmeyer schreibt darüber in seinem Werke „Alt-Kassel“ folgendes:

„Ein ebenso seltenes wie kunstgeschichtliches bedeutsames Denkmal spätmittelalterlichen Gewerbefleisses, das wirklich Niemandem im Wege stand, die auch als Beispiel früherer Wasserbau- und Befestigungskunst recht beachtenswerte Mühle der Unterneustadt, die der viel gereiste Merian für besonders erwähnenswert hält, wurde noch 1912 auf Abbruch verkauft, fiel mit dem prächtigen Baum, der mit Bauanlage seit Altersher verwachsen schien und das schöne Bild des unteren Flussufers bestimmte.“

Auch erinnere ich mich noch an den alten Stadtbau, in architektonischer Beziehung wohl weniger interessant, aber den Kasseler durch die geschichtlichen Erinnerungen, die sich an diesen Bau knüpfen, besonders wertvoll. Auch er verschwand bei dem Neubau der Fuldabrücke im Jahre 1909 von der Bildfläche.

Schon im Jahre 1421 vom Kasseler Magistrat als Hochzeitsbau errichtet diente der Stadtbau in seiner ursprünglichen Gestalt als eines der ältesten grossen Gebäude im Laufe der Jahrhunderte zu allen möglichen Zwecken. Dort liess Landgraf Wilhelm IV. alljährlich an seinem Geburtstag die Armen der Stadt bewirten. Aber auch die Festmahle zu den Geburtstagen der Landesherren für die

Behörden fanden dort statt. Ein Teil des Stadtbaues wurde schon 1819/20 abgerissen und ein neuer Ausbau erfolgte dann, der 1821 fertiggestellt wurde. Die jonischen Säulen, auf denen der große Saal des Stadtbaues (78 ½ Fuss lang, 46 Fuss breit und 23 Fuss hoch) ruhte, gaben ihm einen festlichen Anstrich. Die stets rätselhaft gebliebene Vergiftungsaffäre, welche der Lakai des Kurprinzen, namens Bechstedt, zum Opfer fiel, spielte sich im Jahre 1821 in dieser Saale ab. Bei einem Maskenfest hatten der Kurprinz und sein Lakai die Rollen gewechselt. Offenbar trank der als Kurprinz verkleidete Lakai den Giftbecher, der für den Kurprinzen bestimmt war.

Im Revolutionsjahre 1848 fanden hier erregte Bürgerversammlungen statt. In dem Stadtbau sollen unter Spohr's Zeiten auch die Abonnementskonzerte abgehalten worden sein. In jener Zeit war eben in dieser Gegend noch der Mittelpunkt des geistigen und geselligen Lebens Kassel's. An den Ufern der Fulda von der Drahtbrücke bis zur neuen Hafibrücke hatte überhaupt das Stadtbild im Allgemeinen äusserlich während des letzten Jahrhunderts nur geringe Änderungen erfahren. Malerisch empfindende Menschen werden die Brücken bei sonnigem Wetter nie überschreiten können, ohne Bilder von eigenartigem Reiz in sich aufzunehmen, die ihnen als schöne Erinnerungen stets im Gedächtnis haften werden. Wenige werden es wohl wissen, dass man auch von der dritten und neuesten Fuldabrücke, der sog. Hafibrücke, deren nähere Umgebung schon viel prosaischer wirken, einen schönen Fernblick geniessen kann, denn nach Westen gerichtet führt der Blick über die Ahnemündung zwischen den beiden Türmen der Martinskirche durch direct nach dem Herkules. Heutzutage, wo man gegenüber früheren Zeiten die Ausdrucksfähigkeit der Sprache durch Prägung [65] charakteristischer Wortzusammenstellungen wesentlich gesteigert hat, um alles in recht bildhafter Weise zu verdeutlichen, spricht man von dem „Gesicht der Stadt“, von ihrer Physiognomie. In dem Ausdrücke dieses Gesichtes gewahrt man etwa wie beim Menschen ein Mienenspiel und bei einiger Phantasie und Geschichtskennntnis kann man vieles daraus lesen, was vielleicht phantasiearmen Menschen verborgen bleibt. In diesem Mienenspiele spiegeln sich vergangene Kulturen wider. Jeder, der alte deutsche Städte beobachtend durchstreift, wird mir darin beistimmen. Wer erinnert sich nicht gern der fesselnden Eindrücke, die man beim Besuche in alten deutschen Städten empfängt, mag es ein Gang durch das alte hanseatische Lübeck oder Danzig, durch Braunschweig, Goslar oder Hildesheim sein, mag man in Franken und Schwaben Städte wie Nürnberg, Rothenburg a. d. T., Dinkelsbühl, Miltenberg, Wertheim, Nördlingen, Wimpfen und viele andere durchstreifen, immer und überall wird vor dem geistigen Auge die hoch interessante, mittelalterliche Renaissancekultur aufsteigen und zwingender noch wird der Eindruck, wenn man in der Vorstellung Menschen in geschichtlich treuer Kostümierung darin wandeln sieht – wie es ja oft heutzutage in den Festspielen oder Festzügen, die hier und dort in solchen Städten stattfinden – in Wirklichkeit geschieht und die Illusion dadurch vollständig wird. Wie gern sähe ich mir doch einmal die spanische Stadt Granada an – ich kenne sie ja nur durch Bilder und durch den Film – aber diese genügten mir schon, um aus der Architectur überall den maurischen Einschlag zu entdecken. Dort verraten die alten Mauern und das tote Gestein mit eindringlicher Anschaulichkeit, wie einst Südspanien von Afrika her kulturell beeinflusst wurde. Dem Stadtbilde in Venedig und Florenz, um nur einige typische Beispiel zu nennen, hat die italienische Renaissance für viele Jahrhunderte ihren Stempel aufgedrückt und gerade

in diesen Städten, wo der alles nivellierende moderne Industrie- und Wirtschaftsgeist noch nicht eingedrungen ist, folgt man den Spuren einer künstlerischen und wissenschaftlichen Kultur, deren Hochstand sich einst über ganz Europa verbreitete. Mit solcher oder ähnlicher Einstellung muss man schon durch die Strassen, Gassen und Gässchen Alt-Kassel's gehen, ja, man muss sozusagen mit den Augen eines Spitzweg oder Schwind sehen und beobachten können, denn dieses Stadtviertel, das sich durchaus nicht immer in schönstem Gewande präsentiert, uns mehr Interesse abgewinnen und uns mehr oft ohne Rücksicht auf den Stil der Umgebung hingestellten Zweckbauten sich in nichts von solchen Vierteln in unseren rasch anwachsenden Grossstädten unterscheiden. Es bedurfte aber Jahre, ehe ich mit den Augen eines kulturgeschichtlich eingestellten Kenners und mit einem für architectonische Feinheiten einigermaßen geschulten Blicke Alt-Kassel ansah, aber als ich dies vermochte, suchte ich es häufiger auf und verstand nun nicht mehr den pietätlosen Standpunkt des Spiessers, der am liebsten den ganzen Stadtteil „warm“ abgerissen sehen wollte. Für mich war es nicht mehr der hässlichste Stadtteil wie ein sehr prosaischer Schriftsteller Aug. Engel, der Verfasser des im Jahre 1845 erschienenen Weserbuches, ihn wegen seiner krummen schmalen, mit hohen altfränkischen Häusern besetzten Gassen bezeichnet. Ja, man gehe nur in Alt-Kassel auf Entdeckungsreisen und man wird insbesondere in der Nähe der Fulda manchen verträumten und malerischen Winkel in den engen Gassen und Gässchen aufspüren. Gewiss sieht von aussen vieles verfallen und heruntergekommen aus, aber im verklärenden Sonnenglanze wirkt alles anziehender. „In diesen Gassen – sagte der Dichter Wilhelm Speck nach der ihn inspirierenden Lektüre von Raabe's „Chronik der Sperlingsgasse“ – war ich in der Abendstunde manch liebliches Mal hin und hergewandert und hatte von den süssigen und traurigen Geheimnissen, von denen mir diese alten Häuser erzählten, von Lachen und Weinen, von Hoffen und Entsagen geträumt.“ Schliesslich ist es ja dem pietätvollen, die Vergangenheit ehrenden Bürgersinn [66] zu verdanken, wenn solche Denkmäler einer alten Kultur, woran ja auch Alt-Kassel reich ist, nicht dem Würgeengel der Zerstörung anheimfallen. Man ist – das darf man ruhig sagen – auch in Kassel noch verhältnismässig glimpflich verfahren und hat das Erbe früherer Generationen zu erhalten gewusst. Berufenere als ich haben die Schönheiten und Sehenswürdigkeiten geschildert und gepriesen, insbesondere A. Holtmeyer in seinem Buche „Alt-Kassel“. Mit mir aber durchwandere man schnell dieses Viertel, dieses Gewirr von Gassen und Gäßchen, bleibe an schönen Durchblicken oder an den alten spitzgiebligen Bürgerhäusern stehen, versuche mit mir nicht nur das noch Vorhandene zu sehen, sondern rekonstruiere aus der Überlieferung und aus alten Stichen das Bild derart, dass man eine einigermaßen lebhaftere Vorstellung von dem Kassel der früheren Jahrhunderte gewinnt und dann lese man, wie ich es manchmal tat, in der Seelengeschichte dieser Stadt und vergangene Generationen entstehen wieder zu neuem Leben. Merkwürdigerweise sind es meistens Fremde, die sich Alt-Kassel in meiner Einstellung ansehen. Niemals hat aber diese Einstellung mich dazu verleitet, in dem Altstadtzauber von Alt-Kassel jene Romantik zu suchen, die jeden Freund alter Geschichte in hessischen Städten wie Gelnhausen, Fritzlar oder Marburg umfängt.

Der Kasseler durchheilt, zumal wenn künstlerische Empfindung und geschichtlicher Sinn ihn nicht allzu sehr beschweren, diesen Stadtteil, ohne sich seiner Eigenart recht bewusst zu werden. Da ich nun meine Leser einmal zuerst an die Fulda geführt hatte, gehen wir, um in den Kern der alten

Stadt zu dringen, zunächst mal von der alten Fuldabrücke aus. Jenseits der Fulda liegt die Unterneustadt, die im Volksmunde das „Dörfchen“ genannt wird. Im Mittelpunkt dieses Stadtteils befindet sich der Holzmarkt. In der Nähe die alte Wirtschaft „Zu den wilden Wassern“, in der viele Generationen bis in die heutige Zeit tapfer an ihren Stammtischen gebechert haben. Die sehr alte Unterneustädter Kirche auf dem nach ihr benannten Platze stellt ein interessantes Baudenkmal dar. Das Leipziger Tor schloss in alter Zeit diesen Stadtteil ab. In neuerer Zeit hat sich vor dem Leipziger Tor in dem früheren Dorfe Bettenhausen auf dem Forst und dem benachbarten Gelände die Industrie angesiedelt. Bis in das späte 18te Jahrhundert hinein war übrigens der Forst die Stätte, wo Hinrichtungen vollzogen wurden. Leider hauchten hier auch jene tapferen hessischen Männer wie Oberst Emmerich, Lieutenant Hasserodt und Professor von Sternberg, die gegen die französische Fremdherrschaft aufstanden, im Jahre 1807 und 1809 ihr Leben aus. Die Stelle, wo ihre Erschiessung erfolgte, ist durch eine Steinplatte, die ihren Namen trägt und von gärtnerischen Anlagen umrahmt ist, gekennzeichnet. Später fand auch ein von dem Bildhauer K a u p e r t geschaffenes Denkmal in Gestalt eines hessischen Löwens in der Aue am Hange der Schönen Aussicht an der Stelle, wo in der westfälischen Zeit der hessische Patriot Schumann standrechtlich erschossen wurde, zum Andenken des für das Vaterland gestorbenen Helden Aufstellung.

An einer historischen Stätte, an die sich meist traurige Erinnerungen knüpfen, geht man vorbei, ehe man die Fuldabrücke überschreitet, um diesseits der Fulda auf den Altmarkt zu gelangen. Es ist das K a s t e l l . Kaum zeigt sich uns dieser düstere Bau noch in seiner ursprünglichen Gestalt. Viele Umbauten mögen an diesem früher als Staatsgefängnis verwandten Gebäudekomplex vorgenommen worden sein. Eine markante Stelle in dem kurz nach dem Zusammenbruch des westfälischen Königreiches erschienenen Buches „Die französische Garküche an der Fulda“ gibt wohl am beredtesten Kunde von den Eindrücken die jenes viel menschlichen Gram und Schmerz bergendes Gebäude bei den Zeitgenossen im Anfange des vorigen Jahrhunderts hinterliess. [67]

„Das Kastell, wenngleich kein unbedeutendes Gebäude, steht hier an der Auffahrt auf die Brücke am unrechten Ort, die oft hinter allen Fenstern aufgestellten Porträts der Gefangenen entsprechen keineswegs der frohen Stimmung des ankommenden Fremdlings.

Dieser unangenehme Eindruck war wohl nie frappanter und alltäglicher als während der f r a n z ö s i s c h e n Occupation, wo das Kastell, gleich einem unersättlichen Grabe, die alten Opfer nur herausgab, um neue dafür zu verschlingen. Unvergesslich wird mir das Frühjahr 1809 bleiben, als in der merkwürdigen Epoche der v o n D ö r n b e r g 'schen Insurrection Hunderte von Bauern wochenlang hier eingekerkert lagen und der äussere Eingang zu diesem Gefängnisse unaufhörlich von weinenden Gattinen, Müttern, Töchtern und Söhnen, von Freunden und Bekannten besetzt war. Noch schrecklicher für die Nachbarn und Bewohner dieser Gegend war das Wegschleppen der zum Tode Verurteilten und herzerschütternd der Anblick aller Vorbereitungszenen

Auf dem Altmarkt stehen alte prächtige Bürgerhäuser als lebendige Zeugen des späten Mittelalters. Hier stand auch einst das im Jahre 1404 unter Landgraf Hermann errichtete Altrathaus, ein hoch interessantes Bauwerk der deutschen Renaissance wie es noch vorhandene Bilder Modelle

erweisen. Mehr als 400 Jahre stand dieser ehrwürdige Bau, der den Altmarkt in prachtvoller Weise abschloss. Dann wurde er, obschon von einer Bauqualität noch keine Rede war und das Verkehrsbedürfnis noch nicht ausschlaggebend sein konnte, im Jahre 1837 ohne zwingende Notwendigkeit dem Boden gleichgemacht. Auch in diesem alten Rathause war der Unterstock als geräumiger Ratskeller ausgebaut, wo nach alter Sitte die Stadt einen einträglichen Weinzapf betrieb. Damit die Erinnerung an dieses alte Rathaus, dessen Modell sich im neuen Rathaus befindet, nicht ganz erlosch, hat man die wenigen Überreste, nämlich den Wappenstein und die Schlagglocke der Uhr im Landesmuseum, alte Gemälde und Humpen im neuen Rathaus verwahrt. Dort findet man auch im Erdgeschoße über dem Eingange zum Gewerbegericht eingemauert die alte, aus der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts stammende, rechteckige Sandsteintafel, die einst das alte Rathaus zierte, mit der Inschrift:

„Eins manns red, ein halbe red. Man sol die part verhören bed.“

Aber rekonstruiere ich mir den Bau des alten Rathauses mit den anderen hochgiebligen interessanten Bürgerhäusern auf dem Altmarkt und mit den von dort ausgehenden winkligen und krummen, jetzt wohl recht schmutzigen und den modernen Ansprüche an Hygiene nicht mehr genügenden Gassen und Gässchen, dann fühle ich auf Schritt und Tritt historischen Boden unter mir. Sehe ich dann vom Altmarkt die Brüderstrasse hinunter, wo einst auch schöne Patrizierhäuser gestanden haben mögen, dann stehe ich mit einiger Phantasie und Vorstellungskraft mitten im 16ten Jahrhundert und sehe, wie hier auf dem Altmarkt sich der Marktverkehr des Mittelalters, der sich an dieser Stelle konzentrierte, abwickelte. Aber nicht nur der Zentralpunkt des Handels und Verkehrs war an dieser Stelle. Hier fanden sicher auch die Versammlungen der Bürgerschaft statt. Hier mag auch der Schauplatz mancher hochnotpeinlicher Gerichtssitzungen gewesen sein, die unter freiem Himmel abgehalten wurden, wenn es sich um Leib und Leben handelte. Zum letzten Mal soll eine solche Sitzung im September 1817 stattgefunden haben vor der Hinrichtung des Raubmörders Rossbach. Ein Stück spätes Mittelalter wird jeder heute noch empfinden, der mit offenen Augen und kundigem Blicke die an den Altmarkt angrenzenden Strassen, Gassen und Plätze durchstreift. In allen diesen Strassen und Gassen wie z. B. Graben, Marktgasse, Wildemannsgasse, Müllergasse, Untere Fuldagasse, Druselgasse, am Brink, und anderen, überall wird man eine überraschende Anzahl gut erhaltener Bürgerhäuser aus dem 16ten, 17ten und 18ten Jahrhundert finden. [68] Manche Strassenzüge stehen noch unverdorben da und Holtmeyer hat wohl recht, wenn er in seinem Werke über „Alt-Kassel“ sagt: „... dass diese in ihrer Art wohl einzig dastehende Einheitlichkeit und Schönheit des Stadtbildes es ist, die der hessischen Hauptstadt eine Sonderstellung unter den Städten gleichen Alters und ähnlicher Vergangenheit anweist, ja, man darf – nach Holtmeyer – auch ohne dass es in allen seinen Denkmälern erhalten und in seiner ganzen Schönheit erschlossen ist, eine kunstgeschichtlich reiche Stadt nennen ...“

Oft ging ich durch die Altstadt und weidete mich ganz besonders an den überall dem Auge sich bietenden intimen Durchblicken, die dann ganz besonders reizvoll wirkten, wenn die Zauberin Sonne in effectvoller Weise ihre Strahlen auf die Häuser und Strassen warf. Licht und Schatten malerisch

verteilend oder wenn des Nachts der Silberglanz des Mondes glitzernd seinen fahlen Lichtschimmer darüber hingeleiten liess. Gerade die krummen Linien und die Gewundenheit der Strassen und Gassen bringen das malerische Strassenbild der mittelalterlichen Stadt hervor. Die Häuser, meist Fachwerkbauten standen nicht in ununterbrochener Linie an der Strassenfront. Hier traten sie zurück, dort ragen sie mit überhängenden Erkern und vorkragenden, die einzelnen Stockwerke stützenden Balken hervor. So entstehen die für eine günstige Licht- und Schattenwirkung so notwendigen Winkel und Ecken. Die Baukunst des 16ten Jahrhunderts war viel eigenwüchsiger als man gemeinhin annimmt. Man sehe sich darauf hin nur die Fassaden einiger bemerkenswerter Häuser an wie das prachtvolle Haus Wildemannsgasse Nr. 19, das zu allen Zeiten wohl das an Ornamentik reichste gewesen sein mag. Auch das massive Patrizierhaus am Graben No. 1, an dem ein bekannter Baumeister Wilhelm Vernucken mitgewirkt haben soll. Die Giebelgestaltung, die bei den alten Bauten so charakteristisch ist, nahm Rücksicht auf das deutsche Wetter. Steile Dächer bewirkten, dass der Regen schnell ablaufen konnte und der Schnee sich nicht in allzu dicker Schicht anhäufen konnte, aber die Baumeister der deutschen Renaissance verstanden es, den Fassaden durch Schnitzereien, farbige Ornamentierung, durch spitze Giebel und Türmchen einen besonderen Reiz zu verleihen. Sogar die Schornsteine wurden künstlerisch gestaltet und wenn man noch an die phantastisch mit Tierornamenten verkleideten Wasserspeiern erinnert, wird man verstehen, warum das Strassenbild der mittelalterlichen Renaissance in seinem malerischen Wechsel so eindrucksvoll gewirkt hat, ja heute noch wirkt, wo es einigermaßen erhalten werden konnte. Malerische Durchblicke findet man bei einigem Suchen auch in Kassel's Altstadt. In welch' wirkungsvoller Plastik erscheint das Philippsdenkmal, wenn man durch die enge dunkle Pommeranzengasse von der Druselgasse aus auf den Martinsplatz durchblickt. Einen überraschend schönen Durchblick genießt man auch am alten Zehrener Turm mit seinem gotischen gewölbten Durchgange – auch einem klassischen Denkmal und Zeugen aus alter Zeit, wo einst sich auch Deutschland's grösste Sternwarte befand – wenn man an dem Platze vor dem Turm Aufstellung nimmt und die Oberste Gasse entlang an dem rechtsliegenden altertümlichen Elisabethhospital vorbei zur Martinskirche hinunterblickt. Ein ganz anderes und völlig in das Mittelalter versetzendes Stadtbild erschliesst sich dem Blicke, wenn man mit dem Justizpalast – jenem massiven aus dem Rahmen seiner Umgebung fallenden Bau der neueren Zeit – im Rücken seine Aufstellung auf dem Rondel einer schanzenartigen Erhöhung über der Fulda nimmt und dann zum Renthof und herüber zum Marstell blickt. Der Renthof, wenigstens der noch vorhandene Komplex, hat sich aus den Trümmern einer grossen Klosteransiedlung der Karmeliter in unsre Zeit hinübergerettet. Diese ganze Gebäudegruppe, ohne Frage eine der interessantesten Renaissanceschöpfungen Kassel's ist ungemein reizvoll. Seit 1610 ist in dem Renthof das Konsistorium eingezogen, das heute noch dort seinen Sitz hat. Auch für andere Verwaltungszwecke wird das alte Gebäude heute [69] noch verwertete. Der einst sprudelnde alte Born steht auch noch im Hofe des Renthofes. Von ihm ist die noch aus dem 16ten Jahrhundert stammende Einfassung pietätvoll erhalten und wieder instandgesetzt. Ob indessen der unterirdische Gang, durch den der Renthof einst mit dem alten Landgrafenschloss verbunden gewesen sein soll, noch vorhanden ist, entzieht sich meiner Kenntnis.

Auch die Brüderkirche hat sich als Rest des einstigen Karmeliterklosters bis in unsere Zeiten erhalten. Dagegen ist schon vor 40 Jahren die Cyriakuskirche, die auf dem Marställerplatz stand, abgebrochen und das Steinmaterial zum Bau des nahen Schlosswalles verwandt worden. So mögen die mächtigen Quadern des Rondels noch stumme Zeugen dieses einstigen Gotteshauses sein. In lauten Tönen schwingt heute noch die Osannaglocke der Cyriakuskirche, die nach deren Abbruch nach der Martinskirche übersiedelte. Wenn auch einmal von Henschel umgegossen, ist sie doch ein Kasseler Wahrzeichen ältester Zeiten.

So wird beim Durchstreifen der Altstadt der dafür empfängliche Beobachter noch manches reizvolle Bild erhaschen. Die alten deutschen Städte dürften in ihrer Anlage sich vielfach sehr ähnlich gesehen haben. Um große Kirchen, Dome oder Kathedralen, die das Stadtbild auf weite Entfernungen hinaus beherrschten, kristallisierte sich die Stadt mit ihren engen und winkligen Strassen und Gassen. Die mittelalterliche Gotik neigte zu hoch aufstrebenden Bauten; daher fällt bei alten Städten die Turmfülle nicht nur bei kirchlichen, sondern auch bei Profanbauten auf. Gewöhnlich waren auch die Städte von schützenden Festungsmauern, den Glacis, in die man durch bewachte Tore einziehen konnte, umschlossen. Diese Festungsmauern sind in neuerer Zeit zumeist gefallen, ebenso sind die Stadttore von der Bildfläche grösstenteils verschwunden und nur noch Überreste hier und dort zu finden. So mag wohl auch die Bollwerksmauer des Rondels mit ihrer 9 m starken Mauerwandung zu der Fulda solch ein Überrest des früheren starken Festungsgürtels Kassels gewesen sein. Auch der Druselturm und der viereckige Zwehrener Turm rühren sicherlich aus den Wehrbauten des Mittelalters her und bezeichnen die Grenze des Festungsgürtel. Der im Jahre 1415 erbaute und in die alte Stadtmauer eingefügte Druselturm diente noch im Jahre 1772 als Gefängnis. Er soll der einzige von den Türmen sein, der in seinem Mauerwerk fast völlig erhalten ist. Dieses alte Bauwerk, an dem das Erbauungsjahr 1415 in grossen Ziffern neben der Tür in den Stein gehauen ist, muss bei Jedem Interesse erwecken, in dessen Phantasie die geschichtliche Vergangenheit des alten Stadtteiles lebendig wird. Um den Druselturm herum muss es in früheren Jahrhunderten idyllischer ausgesehen haben als auf dem heutigen Druselplatz. Hier konnte man das Rauschen des Mühlrades, der einstigen Druselmühle, die von dem Druselteiche gespeist wurde, hören. In den Druselteich unterhalb des Druselturmes ergoss sich das Druselwasser und dieses Sammelbecken, das gleichzeitig für Feuerlöschzwecke in der Altstadt grosse Bedeutung hatte, speiste durch Röhren eine große Menge Brunnen, „Zaiten“ genannt, das Wasser des Druselteiches wurde aber auch durch offene Strassenrinnen geleitet und trug so zur Förderung der Reinlichkeit der Strassen wesentlich bei. Niemals aber war das Druselwasser Trinkwasser. Es wurde eben nur als Gebrauchswasser verwandt.

Aus dem alten Kassel ist auch mit dem Brunnen am Brink, den wir nur noch aus alten Bildern uns vorstellen können, schon seit vielen Jahrzehnten ein mittelalterliches Bauwerk von grossem Reiz verschwunden. Als der architectionisch bemerkenswerte Brinkbrunnen 1896 abgerissen wurde, empörten sich historisch und aesthetisch empfindende Bürger darüber und forderten seine Wiederaufstellung vom Magistrat, die dieser auch zubilligte. Aber die Erfüllung blieb leider aus; denn [70] es hatte sich herausgestellt, dass die unkundigen Arbeiter das Steinmaterial zerschlagen und für Stras-

senpflasterungs- oder andere Zwecke bereits verwandt hatten. An der Stelle, wo der Brinkbrunnen stand, mündeten fünf verkehrsreiche Strassen und eingefasst war sein Platz von alten, ehrwürdigen, mit reich geschnitzten Gebälk verzierten Häusern, ein malerisches Stadtbild, das an Alt-Nürnberg gemahnt haben mag.

Dome und Kirchen haben meistens den Zeiten getrotzt und sind daher die ältesten Wahrzeichen der Städte. So ragt als Baudenkmal von geschichtlicher Bedeutung in der Altstadt die St. Martinskirche majestätisch in die Höhe, von dem Glanze früherer Jahrhunderte kündend. Unter dem Landgraf Heinrich wurde ihr Bau im Jahre 1364 begonnen und die feierliche Einweihung soll am 23. Mai 1367 stattgefunden haben. Alte Leute dürften sie noch in ihrem früheren äusseren Gewande gesehen haben, als diese gotische dreischiffige Hallenkirche nur einen helmförmigen Renaissanceturm trug, der noch unter dem Landgrafen Philipp vollendet wurde. Erst in den Jahren 1889-1892 erhielt sie zwei neue Türme im gotischen Stil und mag dadurch an Pracht nur gewonnen haben. Die luftige Halle der Kirche erweist sich nach Holtmeyer's Ansicht als eine ausgezeichnete Leistung mittelalterlicher Baukunst. An der Ostwand des Chores befindet sich das bedeutendste Denkmal aus alter Zeit, das Marmorepitaph des Landgrafen Philipp des Grossmütigen, ein Geschenk seines Sohnes und Nachfolgers. Man nimmt an, dass dieses prächtige Kunstwerk zwischen 1567 bis 1572 entstanden ist. Auch die mit lebensgrossen Figuren der Verstorbenen geschmückten Grabdenkmäler des Landgrafen Karl und seiner Gemahlin sind wegen ihrer prachtvollen Ausführung höchst sehenswert. In früheren Zeiten war übrigens der Turmwächter auf der Martinskirche eine hochwichtige Persönlichkeit. Bis zum Jahre 1892 noch sollen von ihm nach alter Sitte die Stunden abgeblasen worden sein. Bei Feuersbrünsten hatte er Sturm zu läuten. Ein historisches Factum ist es bekanntlich, dass der grosse Joh. Sebast. Bach, die zu seiner Zeit noch neue grosse Orgel der Martinskirche auf Einladung des Landgrafen geprüft und auf ihr gespielt hat, worauf die Kassler mit Recht sehr stolz sind. Bach hat sich seine Arbeit gut bezahlen lassen und sich wenig darum gekümmert, dass die Stadtväter über die Höhe seiner Rechnung knurrten. In dem Gasthof Stadt Stockholm stieg er, wie es aus den Akten hervorgeht, mit seiner Frau, die er mitgebracht hatte, ab. In seiner ursprünglichen Form ist dieser Gasthof heute nicht mehr vorhanden. In ihm wohnte auch im Jahr 1741 König Karl XII. von Schweden, als er auf seinem denkwürdigen Ritte nach seiner Flucht aus der türkischen Gefangenschaft die Stadt Kassel berührte. Vor der Martinskirche erhebt sich das prächtige, sehr lebendig wirkende Denkmal Philipps des Grossmütigen – eine Schöpfung des aus Kassel stammenden Bildhauer's Everding –. Philipp's geschichtliche Bedeutung im Reformationszeitalter in allen Ehren! Sie ist unbestritten, aber man hätte ihm ruhig den Beinamen des „Grosszügigen“ beilegen können, denn wie er sich in puncto christlicher Ehe durch eine Doppelhehe mit der Marg. von der Saal über die herkömmlichen sittlichen Anschauungen einfach hinwegsetzte, war durchaus grosszügig. Er erreichte sogar, dass die damalige hohe Geistlichkeit repräsentiert durch keinen Geringeren als Luther und Melancthon, die sich zuerst seinem Beginnen widersetzten, schliesslich seinen Schritt sanktionierten und ihm den erbetenen Dispens erteilten, weil sie fürchteten, dass ihr Widerspruch der evangelischen Sache schädliche Folgen bringen könnte, denn Philipp drohte, sich zur Erreichung seines Zieles an den der evangelischen Reformation durchaus feindlich gegenüberstehenden deutschen Kaiser zu wenden. Von dem

Nimbus, mit dem kirchliche Kreise Philipp's Figur stets umgeben, wird Manches hierdurch genommen. In seiner verhängnisvollen Auffassung über den Begriff der Ehe ist er zudem für viele seiner landgräflichen oder kurhessischen Nachfolger auf dem Throne bis in das vorige Jahrhundert hinein vorbildlich geblieben. [71]

Nach seinem berühmten Muster plante sogar Jérôme, der äusserlich wenigstens in glücklicher Ehe mit einer württembergischen Prinzessin zu leben schien, seine frühere Gattin, die amerikanische Kaufmannstochter Patterson, von der er sich auf Befehl seines großen Bruders trennen musste, um eine Frau aus königlichem Geblüte zu ehelichen, wieder an sich zu ziehen. Er wollte sie zur linken Hand wieder heiraten und ihr die hessische Herrschaft Schmalkalden mit dem Titel einer Fürstin neben einer reichlichen Apanage verleihen. Der gesunde Sinn der stolzen Amerikanerin lehnte aber diesen mancher Anderen vielleicht verlockend erscheinenden Antrag rundweg ab.

Nach diesen geschichtlichen Seitensprüngen durchstreifen wir wieder den alten Stadtteil, insbesondere die Strassen, die zwischen der Martinskirche und dem Altmarkt liegen und sich bis über die Fulda zur Unterneustadt hinziehen, nach den verschiedensten Seiten und betrachten uns vielleicht noch einige bemerkenswerte Häuser. Das ehrwürdige Antlitz war in diesen alten Strassen und Gassen nur wenig durch Umbauten und Durchbrüche zerstört worden und so kann man sich so recht vorstellen, dass diese engen Strassen eine fast ländlich gebliebene Menschheit einst bargen, dass sich das Leben darin fast wie auf dem Lande abspielte, und wer die Erinnerungen des mir gut bekannten und jetzt auch bereits verstorbenen Richard Gotthelft und die Erinnerungsbilder von Heinrich Schmidtman, den ich auch noch die Freude hatte, persönlich zu kennen, liest, der weiss, wie noch im vorigen Jahrhundert die Bewohner über die Strasse hinweg in engsten Beziehungen, wie es auf dem Dorfe der Fall ist, zueinander standen. Gotthelft ist sozusagen der Historiker der Mittulgasse, während Schmidtman alle Geheimnisse der Müllergasse aus der guten alten Zeit verrät. Geradezu ergötzlich sind die Schilderungen, die Schmidtman von der Viehzucht auf der Müllergasse in seiner Jugendzeit entwirft. Mit einer fast dichterich wirkenden Anschaulichkeit hat Schmidtman den täglichen Ablauf des Lebens der Bewohner dieser Gasse und ihr recht inniges Zusammenleben mit ihren Schweinen, Ziegen und Kühen geschildert. Man erlebt es mit ihm, wie täglich der Hirt mit kräftigen Kasseläner Ausdrücken peitschenknallend durch die Gasse zieht, das Vieh aus den Ställen lockt, um es nun durch die Gassen der Altstadt nach den Weideplätzen in Wolfsanger und nach dem Eichwäldchen im Frühjahr und Sommer zu treiben und es gegen Abend wieder in die Ställe zurückzuführen, aber das von Schmidtman geschilderte Hirtenintermezzo aus Alt-Kassel ist so reizvoll und erbaulich, dass man es wirklich den Kasselänern, die es noch nicht kennen sollten, nicht vorenthalten darf. Das Herz im Leibe wird ihnen lachen, wenn sie alle die landwirtschaftlichen Freuden ihrer Vorväter in der Müllergasse nochmals nacherleben dürfen. „Der Schinken-Willem – so schreibt Schmidtman – zog mit einer großen Peitsche knallend durch die Strassen, die Schweine aus den Häusern lockend. Sein Äusseres war nicht weniger wie vertrauenerweckend; in einem zerlumpte blauen Kittel gehüllt, mit zerrissenen Hosen, einem grossen Sack um die Schultern, an den Füßen schief getretene Schaftstiefeln, aus denen die Zehen herausguckten, mit ungekämmten Haar und struppigen Vollbart, einem aufgedunsenen schnapsgeröteten Gesicht, das wohl kaum jemals mit Seife in Berührung gekommen

war, in den Mundwinkeln den Kautabak äusserlich verratend, – mit einem Worte ein „Schweinehirt“ im besten Sinne des Wortes – war der Schinken Willem bei seiner recht zweifelhaften Ehrlichkeit dennoch ein Original, das in der ganzen Stadt bekannt war. Seine „Schweinerchen“ nannte er nach den betreffenden Besitzern. Wenn ein Schwein mal sich nicht fortbewegen wollte oder zu langsam war, dann lockte er es im Guten und rief es mit näseler Stimme an: Na, Litzenbauerchen – oder Needelchen – hoste denn noch nit ussgeschlofen? Widde denn nit mitte – na, so, komm doch, Du kannst doch nit alleine derheme bleiben! Folgte dann aber das Tier nicht, dann wurde er wild und es gab „lange Hawwwer“ (Hafer) d. h. Schläge mit der Peitsche, dabei schimpfte er: „Nu, gucke mo einer so’n Schwinnehund von Needel ann, wie hä sich do rumräkelt – gehste uss d’r Drusel, du scheiwes Aas [72] du sadd’s Gewidder krichen, basse mo uff, ich will däh Beine machen“ es waren nämlich Schweine vom Tuchbereiter (Dekateur) Litzenbauer oder Dachdecker Nöthel, die er meinte, auf die er dann mit seiner Peitsche unbarmherzig einhaute, dass sie laut quiekend und grunzend aufsprangen und mit den anderen Schweinen fortgingen. ...“

Aber auch in der Erinnerung des bekannten Kassler Schriftstellers und Dichters Gustav Wentzell haben sich die in seiner Jugend erlauschten Gespräche, die der Schinken Willem, jenes prächtige Altkasseler Schweinehirtenoriginal mit seinen Pflegebefohlenen führte, so tief eingegraben, dass er sie in ihrer klassischen Reinheit der Mit- und Nachwelt erhalten konnte.“ Hatte ein alteingesessener Bürger – so schreibt Wen[t]zell – des Guten zu viel getan und war bei dieser Gelegenheit, was sich schnell herumsprach in den tief gelegenen Rinnstein gerutscht, so musste dessen Schwein die Sünden seines Herrn auf sich nehmen. Räkelt sich dieses Borstentier mit behaglichem Grunzen in dem schlammigen Dreck herum und war nicht wieder auf die Beine zu bringen, dann ertönte die Stimme des Pflegevaters: „Schämesd Dich dann nit du Schwinn, du hosd so widder einen iwwern Dursch gedrunken, wahrde nur, wann de heim kimmesd, wird dä dinne Ahle schon de Fledendehne bibringen.“ Ein anderer, nach Amt und Ehren haschender Bürger wäre gar zu gern als wohlloblicher Stadtrat durchs Leben gewandert, auch von diesem war ein Schwein unter der Herde. Zeigte sich dieses Tier mal bockbeinig und wollte nicht parieren, so fühlte sich Schinken Willem gemüssigt, eine mit den auserlesensten Kraftausdrücken gewürzte Standrede zu halten, etwa so: „Na, Peilert! Du Widzebiedel! drag dinnen Kobb nit zu hoch, du glauwesd wo, du werds schond Schdaddrad, bild da nur kinne Schwachheiden in, do horm ich au noch en Werdchen middzeschbrechen. ...“

Schinken’s Kollege der Kuhhirt – so berichtet wieder Schmidtman – blies jeden Morgen durch die Müllergasse ziehend, bewehrt mit einem langen Stocke, mit losen eisernen Ringen, in ein langes Tutehorn worauf dann die Kühe mit mehr oder weniger überschnappenden Muhtönen aus den Torwegen kommend ihren Morgengruss erwiderten und dem Hirten folgten, ihre Visitenkarte in breitem grünen Format klatschend auf dem Strassenpflaster zurücklassend. Abends kamen sie mit vollgepfropften kugelrunden Wampen zurück und blieben so lange heiser „muhend“ vor den Toren stehend, bis ihnen diese geöffnet und sie in den warmen Stall getrieben wurden. –

Erst im Jahre 1866 soll man mit der Sitte, die Kuhherden zweimal durch die Stadt ziehen zu lassen, gebrochen haben. Es muss also recht lange lieblich und idyllisch in Kassel gewesen sein. So hat man auch erst im Jahre 1881 das Abrufen der Stunden durch den Nachtwächter eingestellt. Zähe hielt man also in Kassel an alten Sitten fest.

Versteht man mit dem Gemüte zu sehen, so fühlt man unwillkürlich beim Durchstreifen der alten Strassen den Anhauch früherer Jahrhunderte. Wie so manche berühmt gewordenen Persönlichkeiten haben hier das Licht der Welt erblickt. Viele alte Familien, die noch bis in die Neuzeit in Kassel, Deutschland und sonst in der Welt eine Rolle spielen oder spielten, müssen hier in diesen winkligen Strassen und Gassen ihre Ahnen suchen. In der Tat haben manche Häuser in der Altstadt ein recht ansehnliches Alter. Das Haus auf dem Altmarkte, wo sich noch heute die seit Jahrhunderten bestehende Hirschapotheke befindet, soll seit 1642 stehen, das fünfstöckige Bürgerhaus Ecke Wildemannsgasse seit 1686. Auffallend ist auch der farbenprächtige Steinbau der Sternapotheke und am Martinsplatz 2 steht ein altes steinernes Haus, das 1666 im Besitze des Kammerpräsidenten Joh. Kaspar von Dörnberg war, seit 1767 als Sitz des Gouverneurs von Cassel diente und seit 1832 darin für lange Jahre die polytechnische Schule ihre Unterkunft fand. Die Wildemannsgasse leitet ihren Namen von einem schon im Mittelalter bekannten Gasthause „Zum wilden Manne“ her. [73]

Als letzter Erinnerungsüberrest an dieses Gasthaus hat sich noch bis zur Jahrhundertwende eine kleine buntgemalte zierliche Holzfigur eines wilden Mannes an einem Hause der Gasse, die übrigens früher Herrengasse hiess, erhalten. Ich erinnere mich dieses kleine Sinnbild vergangener Jahrhunderte noch gesehen zu haben. Auch heute noch soll es sichtbar sein. Bis ins späte Mittelalter hinein herrschte auf der alten Herrengasse, nicht minder in dem Gasthause „zum wilden Manne“, das ein beliebtes Absteigequartier der Kassel besuchenden Fremden war das regste Leben. Zu den vornehmen Gästen, die dort im 16. und 17ten Jahrhundert einkehrten, gehörten – wie es aus alten Chroniken ermittelt werden konnte – 1597 der auf einer Hochzeitsreise befindliche Graf Ernst von Schaumburg, 1609 der Philologe Portus, 1668 der Herzog Karl von Württemberg. Hier im wilden Manne pflegten früher die Ritter und die Herren vom Adel wacker zu zechen und ihre Zechschulden häufig ankreiden zu lassen. Um 1600 herum war der „wilde Mann“ Wirt kein Geringerer als der frühere Oberkammerdiener und Vicekapellmeister am landgräflichen Hofe Andreas Ostermaier, dem der Landgraf Moritz wohl ganz besonders wohlwollte, denn er verlieh ihm auch das Privilegium des Weinschänkens, das ein Monopol der Stadt war. Der Protest des Magistrates gegen diesen offenbaren Rechtsbruch blieb aber erfolglos. In diesem Gasthause trafen sich auch die Kassler Ordensbrüder, die wegen ihrer Gelehrsamkeit und als Jugenderzieher in hohem Ansehen stehenden Kogelherren. Hier wurde die Mütze – die Kogel – vom Haupt genommen, hier wurde auch nicht psalmodiert noch salve regina angestimmt. Hier hiess es auch bei ihnen: „Nunc est bibendum“. An diese lebenswürdige in jener Zeit sehr angesehene Bruderschaft erinnerte auch ein in Stein gehauenes Relief in der Altstadt, das wahrscheinlich auch heute noch erhalten ist. Interessante Häuser finden wir in der Marktgasse 19 und am Graben 42, wo sich heute die Schützenhalle befindet. Das Haus Nr. 19 in der Marktgasse mit dem hohen Giebel baute 1674 Hieronymus Schongauer aus Basel im Spätrenaissancestil und zwar für jene Zeit mit einem Aufwand und einer Pracht, die weit über bürgerliche Verhältnisse hinausging. In der

Marktgasse 21 hat fast zwei Jahrhunderte lang (1688-1886) die Apotheke zur goldenen Sonne bestanden, von 1778 bis 1885 im Besitz der aus Bern eingewanderten Familie Wild. Namentlich zur Zeit der westfälischen Fremdherrschaft pflegte die Familie Wild rege geistige Beziehungen zu den Gelehrten und Künstlerkreisen der damaligen Zeit. Insbesondere bestand ein sehr freundnachbarlicher Verkehr mit der Familie Grimm, die 1805-1814 das nahe Eckhaus in der Wildemannsgasse bewohnte. Aus den freundschaftlichen Beziehungen entwickelten sich allmählich verwandtschaftliche, denn am 15. Mai 1825 heiratet Wilhelm Grimm Dorothea Wild. Dieser Ehe entstammte der 1901 zu Berlin gestorbene Kunsthistoriker Hermann Grimm, ein Schwiegersohn Achim von Arnims und der berühmten Bettina. Auch der im Weltkriege zum Kriegsminister ernannte und inzwischen auch schon dahingeschiedene Adolf Wild von Hohenborn, ein Sohn des Medizinalassessor Rudolf Wild, stammt aus derselben Familie und ist in diesem Hause geboren. Sein Vetter war der in Kassel sehr bekannt gewesene Dr. Karl von Wild, ein Grossneffe Wilhelm Grimm's, aber auch die Grimm'schen Märchen spuken in diesem Hause, denn Dorothea Wild soll in jungen Jahren die schönsten Märchen erzählt haben, die dann ihr späterer Gatte Wilhelm Grimm sorgsam sammelte. So ist sie für den ersten Band der Grimm'schen Märchen die eigentliche Anregerin, wie es für den zweiten Band die bekannte Märchenfrau aus Niederrhede war. Übrigens war Katharina Dorothea Viehmann – so hiess diese Märchenfrau mit ihrem bürgerlichen Namen – die Frau des Schmiedes Viehmann in Niederrhede und Tochter des Gastwirthes Isack Pierson von der Knallhütte bei Rengershausen. Sie ist am 17. Novb. 1815 gestorben.

In der Altstadt stand ferner die Wiege des besonders durch sein Drama „Deborah“ bekannt gewordenen Dichters Mosenthal, der auch viele Opernlibretti geschrieben hat, u. A, auch das der Nikolai'schen [74] Oper die „Lustigen Weiber von Windsor“. Die berühmte Sängerin La Mara, die Tochter des Musikers Schmäling stammt aus der Brüderstrasse Nr. 11 Eckhaus Kettengasse. Eine an diesem Hause angebrachte Marmortafel mit der Inschrift: „In diesem Hause wurde die berühmte Sängerin Gertrude Elisabeth Mara geb. Schmäling am 23. Februar geboren.“ verkündet dies der Nachwelt. Das Haus am Graben Nr. 42 soll seit 1605 stehen. Noch im Jahre 1863 gehörte es dem Kaufmann Maier Bär Mond. Gleichzeitig ist es das Geburtshaus des berühmten Chemikers Dr. Ludwig Mond, des Schöpfers der englischen Farbindustrie, dessen einziger Sohn Alfred Moritz Mond als Lord Melchett in den Adelstand erhoben wurde, nun aber auch vor einigen Jahren schon gestorben ist. Im Hause Graben Nr. 25 wohnte vor beinahe zweihundert Jahren der Hofarchivar Friedr. Christoph Schmincke, bekannt durch seine alte Chronik über Kassel. Später kam es in den Besitz des Kupferschmiedemeisters Herzog, dessen Erben es wohl heute noch im Besitz haben. Aus dieser Familie stammt auch der bekannte Dialectdichter Hartwig Herzog, der hier gewohnt hat und an dessen poetische Sendung die von ihm verfasste Inschrift am Giebel gemahnen dürfte:

„Dich seh ich wieder Morgenlicht und freue mich der edlen Pflicht, dem Höchsten Dank zu bringen. Ich will entbrannt von Dankbegier, o mildester Erbarmer, Dir mit heiligen Mund lobsingen.“

In der Entengasse 24, dem Stammhause des aus Sedan ausgewanderten Handelsherrn Grandidier, war der erste Sammelplatz der französischen Gemeinde zur Abhaltung des Gottesdienstes, als diese noch keine eigene Kirche besass. Später wohnte auch in diesem Hause der geistige Schöpfer der Wilhelmshöher Anlagen Fr. Giov. Guernieri. Zu meiner Zeit befand sich dort die Puppenfabrik von Rich. Rosenstein. So hat fast jedes Haus seine wechselvolle Geschichte. Heute wohnen zwar in der Altstadt zumeist die weniger bemittelten Bevölkerungsklassen, aber wer sich für Familienforschungen interessiert, wird hier manche wertvolle Entdeckung machen und den Ursprung bekannter Kasseler Familien nachspüren können. Die an all den alten, oft recht schönen Bürgerhäusern haftenden Erinnerungen scheinen nur darauf zu warten, dass sie wie ein Schatz von kundiger Hand gehoben und der Vergessenheit entrissen werden. Wie kann der, welcher an der alten Artilleriekaserne in der Altstadt vorübergeht, ahnen, dass diese alten, nur zum geringsten Teil noch unverändert stehen gebliebenen Baulichkeiten im 16ten Jahrhundert ein grosses Kloster waren, das die Ahnaberger Nonnen, die im Jahr 1512 das Klostergebäude neu erbauten, beherbergten und wer möchte glauben, dass nach der Aufhebung der Klöster aus den ehemaligen Klosterräumen Pferdeställe und Lagerstätten für Feldfrüchte geschaffen wurden, bis dann die umfangreichen Baulichkeiten im Jahre 1763 als Kasernen für die Gardes du Corps und die Artillerie neuhergerichtet wurden. So spielte sich innerhalb der Mauern aller dieser Gebäude immer ein dem steten Wandel unterworfenen Leben ab. Begeben wir uns wieder zurück zum Marställerplatz, dem einstigen Kirchhof der Karmeliter mit dem altertümlichen Renthof am Rondel und wenden wir dann den Blick rückwärts in das tiefe Mittelalter, dann steigt an der Stelle, wo jetzt die kalte Pracht des Regierungs- und Justizgebäudes sich erhebt, das Bild einer kleinen, von Glacis umgebenen gotischen Burg, die einst beherrschend das alte Kassel und die Fulda überragte, vor unserem geistigen Auge auf. Heinrich das Kind soll sie erbaut, die Landgrafen Ludwig II. und Wilhelm II. vervollkommen haben. An Stelle dieser Burg erstand dann später das alte Landgrafenschloss, das im Jahre 1556 von Philipp dem Grossmütigen errichtet, von seinem Sohn Wilhelm und seinem Enkel Moritz weiterausgebaut wurde. Erst um 1600 herum kam der stetige Ausbau des Schlosses zum Stillstand und soll von dieser Zeit ab seine Gestalt bis zu seiner Vernichtung, die im Jahre 1811 durch die grosse Feuersbrunst erfolgte, beibehalten haben. Nach den Chronisten, die [75] das Schloss noch in seiner letzten Verfassung gesehen haben, muss dieser grosse Renaissancebau recht eindrucksvoll gewirkt haben, denn unter den derzeitigen höfischen Bauten wird ihm ein hoher Rang zugesprochen. Um so bedauerlicher ist es, dass dieses imposante Schloss, nachdem es von den hessischen Landgrafen jahrhundertlang bewohnt wurde und noch dem Könige von Westfalen Jérôme als Residenz diente, der obenerwähnten Brandkatastrophe zum Opfer fiel, die sich sicherlich hätte vermeiden lassen, wenn nicht der französische Baubeamte, dem die Aufsicht über die neuen Heizanlagen, die sich Jérôme einrichten liess, anvertraut war, zu schlampig gewesen wäre. Mit ganz besonderem Ingrimm vernahm der in Prag in der Verbannung lebende Kurfürst die Nachricht von dem Brande des Kasseler Schlosses – „meines guten alten Schlosses“ – wie sein Klageruf in seinem Tagebuch lautete – das seit 540 Jahren bestand, in dem ich geboren bin und dessen beide Fuldaflügel durch die Schuld der unwürdigen Insassen dieses ehrwürdigen Denkmals in Flammen aufgingen.“ – So Prunkvoll auch die Haupträume noch im Anfang des 19ten Jahrhunderts ausgestattet gewesen sein mögen, müssen doch die eigentlichen Wohnräume auf Jérôme und seine

Gattin, die württembergische Königstochter, nicht gerade einen sehr fürstlichen Eindruck hervorgerufen haben, denn beim ersten Anblick der Räume hielt Jérôme das Schloss überhaupt für unbewohnbar. Wenig schmeichelhaft für den geflohenen Kurfürsten ist allerdings die vernichtende Kritik, welche Jérôme's Gattin, die Königin Katharina an der Einrichtung der Innenräume in einem Brief an den König von Württemberg ihren Vater, übt; Sie schreibt an ihn: „... Das Schloss ist wirklich der Inbegriff alles Schrecklichen und hat das Aussehen einer alten Warte, die innere Einrichtung ist ziemlich bequem, d. h. die meiner Zimmer, denn die der Gemächer des Königs ist entsetzlich. Nur zwei Zimmer sind einigermaßen möbliert, der Rest ist abscheulich und man erkennt in den geringsten Dingen die schmutzige Knickerei und Habgier des gewesenen Kurfürsten. Kaum habe ich mir einen schlechten weise lackierten Tannentisch verschaffen können. Man muss alles aus Frankfurt oder Paris kommen lassen.“

Aber nachdem es bewohnt wurde, war das Schloss in Kassel mit dem grossartigen Hofstaate – nach den Denkwürdigkeiten eines zeitgenössischen Officiers – so voll gepfropft, dass man abends bis unter das Dach kein unerleuchtetes Fenster fand, was diesem alten Gebäude das Ansehen einer Laterne gab.

Kassel aber würde jedenfalls um ein interessantes Baudenkmal aus alter Zeit reicher sein, stände heute noch das alte Landgrafenschloss. Mit ihm ist aus dem Kasseler Stadtbilde eine Sehenswürdigkeit von besonderer Anziehungskraft verschwunden. Zeitgenössische Aufzeichnungen ermöglichen es übrigens, sich die Vorgänge bei der furchtbaren Brandkatastrophe auch heute noch zu vergegenwärtigen. Das Feuer brach am 24. Novb. um 12 ½ Uhr nachts im südöstlichen Schlossflügel in den Gemächern des Grossmarschalls, der unter dem Schlafzimmer des Königs wohnte, aus, nachdem wenige Minuten zuvor die Feuerschau ihren Rundgang abgehalten hatte. Die gleichen Röhren heizten die beiden Zimmerreihen und an den Balken hatte das Feuer schon tagelang genagt. Das Leben des Königs war äusserst gefährdet. Ihm stand der Erstickungstod bevor. Erst als der Qualm die Kerzen, die nachts bei ihm brannten, ergriff und der Parkettboden in Glut geriet, erwachte der König. Er schellte sofort dem Diener, fiel beim Ankleiden nieder und wurde halbtot aufgefunden. Nachdem er sich aber wieder schnell erholt hatte, wurde die Königin geweckt. Diese zog nun Pantoffeln und einen Überrock an und dann gingen beide zu Fuss über die Strasse zum General Morio, der das Bellevueschloss bewohnte, von dem Adjutant vom Dienst General von Hammerstein, einer Hofdame, dem Pagen von Lehsten und zwei Gardes du Corps begleitet. Da sich anscheinend Jérôme nie ganz sicher in Cassel fühlte, befürchtete er, dass auf ihn und die Königin ein Attentat ausgeführt werden könnte [76] denn als er aus Morios Wohnung alsbald in das brennende Schloss zurückkehrte, liess er sich von etwa 50 Gardes du Corps begleiten. An der Brandstätte zeigte der König viel Mut, Umsicht und Würde und dachte sogar bei der kolossalen Entwicklung, die das Feuer nahm, daran, Kanonen auffahren und das Schloss zusammenschliessen zu lassen, um die untere Stadt vor den Flammen zu bewahren. Der Grossmarschall Graf Wellingerode, in dessen Zimmer das Feuer zuerst ausbrach, rettete sich durch einen Sprung durch das Fenster, verlor aber seine Stellung; denn an seine Stelle berief Jérôme seinen Oberkammerherrn Prinz von Hessen-Philippsthal, eine Wahl, die aber Napoleon nicht sehr passend fand, da es nach seiner Ansicht, den Spott aller Höfe herausfordern würde, wenn als Wächter für die Sicherheit des Königs von Westfalen dieser einen hessischen Prinzen in seinen

Diensten haben würde. In Wirklichkeit behielt der Prinz seinen Posten nicht lange und zog vor, lieber wieder als Jérômes Oberkammerherr zu amtieren.

Mit grosser Anschaulichkeit ist übrigens der Schlossbrand in einen Briefe Wilhelm Grimm's an seinen Freund Paul Wigand vom Ende Novb. 1811 beschrieben worden, der als Zeitdokument auch hier wiedergegeben werden soll. Grimm schrieb:

„Von dem Schrecken, den wir vor acht Tagen erlebt, wirst Du längst wissen. Du hast ja selbst Deinen Onkel dadurch verloren. Ich war erstaunt, als ich es hörte. Ich habe ihn nur einmal in Geismar damals gesehen, da schien er ein so rüstiger Mann. Du kannst Dir denken, was es für ein Brand gewesen, in diesem Augenblick noch brennt und raucht der Schutt. In der Nacht um 2 Uhr wurden wir durch den Lärm geweckt und sahen gleich durch die Marställerstrasse das Feuer über dem Schlosse stehen, der Jacob zog sich ganz geschwind an und lief hinein. Zwei Stunden war er abwesend. Indess nahm das Feuer nicht ab. Einen Verunglückten sah ich auf einer Bahre von Soldaten bei Fackeln hertragen. Du kannst Dir vorstellen, wie ich in Sorgen um ihn war. Endlich um vier Uhr kam er zurück unter Rauch, der ihn fast erstickte, so dass er sich mit den Händen an der Wand hinaussüßeln musste, neben den Flammen hatte er die Bibliothek grösstenteils gerettet. Seine Kleider rochen nach dem starken, ganz eigentümlichen Brandrauch. Er war ganz ermüdet und ruhte ein wenig aus. Doch ging er in einer halben Stund wieder zurück. Bisher hatte das Feuer sich nicht vergrößert und man hoffte, dass es gelöscht werden könne. Um 6 Uhr aber stieg ein grosser heller Strahl in die Luft über alle Häuser weg. Die Strasse und die weissen Dächer standen im hellen Widerschein, als wenn sie mit 1000 Fackeln erleuchtet wären, der Lärm, das Geschrei, das Feuerrufen des Turmwächters, das Läuten mit allen Glocken und Trommeln durch alle Gassen lautete recht fürchterlich dazwischen. In dem Augenblick kam auch der Jacob zurück. Alles Löschen war umsonst. Durch eine hölzerne Treppe war alles innen entzündet und die Flamme schlug aus allen Fenstern heraus. Es war aber nun auch für uns gefährlich, es ging etwas Wind und trieb den Feuerstrom herüber, unsere Dächer standen unter dem Regen der Funken. Wären sie nicht stark bereift gewesen, so dass sich nichts entzünden konnte, so hätte es leicht noch ein grösseres Unglück geben können. Indessen musste Wasser auf die Böden getragen werden und sonst Anstalten gemacht werden. Bis halb Acht dauerte dieser Zustand, hernach nahm das Feuer ab und die Gefahr für uns. Doch das Stürmen und Brennen dauerte bis in die Nacht hinein. Doch soll das das letzte Mal gewesen sein, dass ich davon schreibe. Ich habe es schon zu viele Male schreiben müssen und es ist gut, dass man dergleichen ängstliche Augenblicke vergisst. Überhaupt behaupt ich gegen die gewöhnliche Meinung, dass man die Freude länger im Herzen behält.“

Der Gelehrte Jacob Grimm hat seine geliebten Bücher, die seiner Obhut anvertraut waren, nicht im Stiche lassen wollen. Mit be-[77]wunderungswürdigen Heroismus hat er für die kommenden Geschlechter unter eigener Lebensgefahr die wertvolle Bibliothek gerettet. Grosse künstlerische Werte wie u. a. das von Lukas Cranach geschaffene Gemälde von Philipp dem Grossmütigen sind mit den kostbaren Inneneinrichtungen ein Raub der Flammen geworden. Als der im Jahr 1813 in Cassel wieder einziehende Kurfürst Wilhelm I. an der Brandruine des Schlosses vorüberkam, soll er die Faust geballt haben und es stand vielleicht schon damals bei ihm fest, an derselben Stelle einen neuen Monumentalbau zu errichten, der nach seinem Willen das alte Landgrafenschloss an Pracht noch

überbieten sollte. Nachdem noch in den Trümmern die Stände getagt hatten, wurde bald mit der gänzlichen Niederlegung der Mauerreste begonnen und im Frühjahr 1817 war der Abbruch vollendet. Nun musste der alte Baudirector Jussow den Plan für ein neues Residenzschloss entwerfen. Der kolossale Neubau, die sogenannte Kattenburg, die der sonst so knauserige – aber wenn seine Bauleidenschaft ins Spiel kam – gerade zu verschwenderisch veranlagte Fürst plante, war mit grossen zur Fulda hinabsteigenden Terrassen gedacht. Ein längliches Viereck von 552 Fuss Länge und 402 Fuss Breite, nach Westen offen, mit zwei Flügelgebäuden und einem grossen Ehrenhof vor der Hauptfassade war für den Prachtbau in Aussicht genommen. Das Hauptgebäude sollte durch prächtige Säulenreihen geziert werden und eine Victoria als Lenkerin einer Quadriga wie auf dem Brandenburger Thor in Berlin sollte die Krönung des Ganzen bilden. Die sehr tiefen Ausschachtungen, teilweise bis zu 9 Fuss und 6 Fuss unter dem Fuldabette – schufen enorme Schwierigkeiten. Zuletzt waren täglich viele hundert, schliesslich 1300 Arbeiter an dem Fundament beschäftigt und sogar die Pferde der Artillerie wurden zu den erforderlichen Fuhren gestellt. Trotzallem kamen die Arbeiten nur sehr langsam vorwärts. Obwohl schon sehr durch seine Altersschwäche behindert, war der Kurfürst fast täglich beim Bau, während sich der Kurprinz nur sehr selten sehen liess. Endlich am 29. Juni 1820 in Gegenwart seines Sohnes des Kurprinzen und seines Bruder Friedrich liess der Kurfürst die schon mehrfach verschobene Grundsteinlegung durch eine grosse höfische Feier einweihen. Viele Reden wurden gehalten und das ganze Fest lief auf eine byzantinische Verherrlichung des Schöpfers hinaus, aber dieser starb noch während des Baues und sein Nachfolger, der für die kostspielige Leidenschaft seines Vaters gar kein Verständnis hatte, setzte den grosse Geldsummen verschlingenden Bau nicht fort. Das unter grossen Geldopfern begonnene Werk blieb eine Ruine. Wäre diese Kattenburg, die in grosszügiger und romantisch-phantastischer Weise als eine Art pharaonischer Königsbau geplant war, fertig geworden, dann hätte vielleicht Kassel einen Monumentalbau besessen, um den es sicherlich in der ganzen Welt beneidet worden wäre. In seinen Aussenmauern war der Bau bis zur Kämpferhöhe der Fenster etwa acht bis neun Meter bereits hochgeführt. Er trug im Äussern eine Verblendung von roten Sandstein und in seinem mehrstöckigen gewölbten Unterbau reichte er bis auf die Tiefe des Fuldaspiegels hinab. Auf Lobe, der in damaliger Zeit viel über Kassel in seinen „Wanderungen“ schrieb, wirkte die „im grandiosesten Stile angelegte Kattenburg, ausgebaut vielleicht eines der ersten Residenzschlösser, mit ihren Säulen, Mauerbogen und Pilastern und mit ihrem überall daraus hervor Gesträuch und Gestrüpp wie ein aufgedecktes Stück Pompejis oder Herculaniums“. Sogar die blossen Ruine, die noch lange stand, hat einen Dichter, der sonst in Kassel nicht im allerbesten Andenken steht wegen seiner sarkastischen an Heine gemahnenden Art, mit welcher er in seiner Zeit die Kasseler gesellschaftlichen Verhältnisse glossierte, zu einer Verherrlichung veranlasst, die es verdient hier eine Stelle zu finden: Dingelstedt – so heisst dieser Dichter – schreibt u. A. „... An den Ufern der Fulda steigt die Kattenburg das alte Schloss empor, jene grossartige Schöpfung Wilhelm des Ersten [78] die in jetziger Gestalt eine Million kostet, die schönste, seltsamste Ruine, die es gibt, weil sie eine moderne ist. Trümmer, die im Werden verwittern in einer bebauten, bewohnten Stadt, eine ungeheure Oede. In den Portalen und Fundamenten gähnen klaffende Risse, die weiten Höfe sind mit Nesseln und Disteln urwald dicht bewachsen und die Pfeiler starren roh und nackt wie hauptlose Riesen in die Luft. ...“ Nach dieser Beschreibung möchte man beinahe bedauern, dass diese sicher-

lich romantisch wirkende Ruine nicht erhalten wurde. Allerdings sprachen sich Kunstkritiker der neueren Zeit über das nicht realisierte Kattenburgproject mit grosser Zurückhaltung aus. Nach ihnen hätte die Kunst durch die Nichtausführung der Kattenburg einen Verlust nicht erlitten. Wie dem aber auch sein mag, die dereinstigen Stadtväter waren Realisten. Für Ruinenromantik hatten sie keine Ader. Für sie war vor allen Dingen das Terrain wertvoll. Was nicht gerade directen Nutzen versprach, musste verschwinden. Und so verschwand auch diese Ruine! Doch die Quadersteine, aus denen die Umfassungsmauern der Kattenburg bestanden, sind aus den Trümmern herausgebrochen worden und erlebten durch ihre Verwendung beim Bau der neuen Gemäldegalerie in anderer Gestalt eine Wiederauferstehung. Auf dem Terrain der Kattenburg wurde dann das kolossale Regierungs- und Justizgebäude in der nichtssagenden, stimmunglosen Architectur der Zeit nach dem Kriege 70/71 errichtet.

Je weiter man sich aus den alten Teilen der Stadt nach Westen oder Süden hinbewegt, desto mehr nähert man sich den früheren Stadtgrenzen, über die dann die Stadt mächtig hinausgewachsen ist. Eine bedeutende Erweiterung erfuhr Kassel schon unter dem genialen Landgraf Karl, einem der ersten deutschen Fürsten, der den aus Frankreich vertriebenen Hugenotten Gelegenheit zur Niederlassung gab. Ehe man durch den Zwehrener Turm aus der Altstadt auf den Friedrichsplatz tritt, passiert man noch ein Gebäude aus alter Zeit von hohem kulturgeschichtlichen Interesse. Dem auch sehr alten Elisabethhospital gegenüber steht als ein Denkmal vergangener Jahrhunderte das sogenannte Kunsthaus, das im Laufe der Zeiten allerhand verschiedenen Zwecken gedient hat, bald als Lokal für die Kunstsammlungen, bald für das Collegium Carolinum, bald für die frühere Kadettenschule und in neuerer Zeit auch für das Steuerkollegium. Auch in seinem äusseren Aussehen mag es manche Umwandlung erfahren haben. Auf seinen Grundmauern erhob sich einst das *erste* deutsche feste Theater, das auf ihnen im Jahre 1604 Landgraf Moritz errichtete. Die mit schnörkeligen Giebeln ausgestattete Fassade, die von dem von mir schon erwähnten Architekten Vermucken [Vernucken] stammen soll, ist noch heute für alle an alter Architectur Interessierten beachtenswert. In diesem Gebäude war auch der berühmte Physiker Papin tätig und hat hier seine Experimente unternommen. In dem von [!, richtig für] Papin geschaffenen Papinbrunnen hat den berühmten Mann erst die späte Nachwelt zu ehren gewusst. Als Kassel noch eine Art Universitätsstadt war, befand sich im Kunsthaus die Anatomie, an der ein berühmter Anatom von Sömmering wirkte, mit dem auch Goethe in enger Verbindung stand. Goethe wohnte auch den ersten Versuchen, die in dem Kunsthause im Interesse der im Anfangsstadium stehende Luftschiffahrt gemacht wurden, persönlich bei. Die Stadtchronik verzeichnet es als besondere Kuriosität, dass im Kunsthause zum ersten Male in Deutschland ein Mohr sezirt wurde. Wenn dieses Ereignis in der Geschichte der Kasseler Kuriositäten so besonders unterstrichen wird, mag dies wohl daran liegen dass die damalige Wissenschaft an diese Section vielleicht besondere Erwartungen knüpfte, die aber insofern enttäuscht wurden als das geheimnisreiche Innere eines Mohren keinen anderen Befund ergab, als das Innere eines Menschen der weissen Rasse. Heutzutage mutet es einigermaßen grotesk an, dass der zeitgenössische Klerus an dieser Section Anstoss nahm. Nach dem Bericht des Dr. h. c. Schelenz auf der Naturforscher Versammlung 1903 sahen die Pfaffen dies als eine Entheiligung der drei Könige aus dem Morgenlande [79] an, unter denen doch gewiss ein Mohr gewesen sei und beschwerten sich beim Kurfürsten von

Mainz, der aber doch so vernünftig war, die Klage zu unterdrücken. So hat also das Kunsthaus eine bewegte Vergangenheit und die alten Grundmauern, die heute noch stehen, würden, wenn sie reden könnten, von mancher Komödie, die hier von englischen Schauspielern unter Landgraf Moritz dargestellt wurde, erzählen können. In theatergeschichtlicher Beziehung ist also dieser Ort von ganz besonderer Bedeutung. Heute ist im Kunsthaus das Naturalienmuseum untergebracht. Betritt man jetzt den mächtigen, auf den ersten Blick etwas öde anmutenden Friedrichsplatz, dann hat man sozusagen das späte Mittelalter verlassen und schreitet aus dem Renaissancezeitalter in das Zeitalter des Barock, also in jene Zeit hinein, in der das Wirken des Landgrafen Karl und Friedrich II. für jeden noch heute sichtbare Spuren hinterlassen hat. Beide Fürsten, der eine durch den künstlerischen Schwung, der ihn auszeichnete, der andere durch seine an Ludwig XIV. gemahnende Prachtliebe haben ungeheuer viel für die Verschönerung des Stadtbildes getan und noch die heutige Generation steht im Genuss ihrer Schöpfungen. Um die Wende des 17ten und 18ten Jahrhunderts machte Landgraf Karl seine bedeutungsvolle Reise nach Italien, auf die ich noch bei anderer Gelegenheit zu sprechen kommen werde. Die auf dieser Reise gewonnenen künstlerischen Eindrücke wirkten sich dann in grossartigen Bauten, die unter seiner Regierung entstanden, aus. Eine seiner schönsten Taten ist ohne Frage das Orangerieschloss, jener klassische, vermutlich von dem von ihm mitgebrachten römischen Baumeister Guernieri errichtete Barockbau. Noch heute ist dieses Schloss, dessen Bau von 1701-1711 gedauert haben soll, für Kassel eine Sehenswürdigkeit, nach der alle Fremden hinpilgern. Früher bildeten Orangerien eine fast unentbehrliche Zutat einer Hofhaltung und für diese Liebhaberei opferten die baulustigen Fürsten grosse Summen, ja, sie scheuten sich nicht, geradezu palastartige Räume – wie es das Kasseler Beispiel beweist – für die Überwinterung der Orangebäume zu schaffen. Die lange Bauzeit mag sich wohl daraus erklären, dass der Landgraf Karl bei der wohl häufig vorkommenden Ebbe in der Baukasse die Handwerker nicht bezahlen konnte und diese sich dann weigerten, weiterzuarbeiten, wenn sie nicht bezahlt wurden. Kurz vor seiner Vollendung muss das Schloss schon auf die Zeitgenossen einen tiefen Eindruck gemacht haben, wofür das hohe Lob spricht, das der viel gereiste Uffenbach ihm spendet: Er sagt: „... Das Orangerieschloss ist so gross, köstlich und prächtig als ich noch keines gesehen. Es hat vierhundert Schuh in der Länge und ist nicht, wie sie sonst zu seyn pflegen, als ein halber Cirkel, sondern in gerader Linie gesetzt, gegen Mitternacht hat es viele Nischen in welche Statuen sollen gesetzt werden. ...“ Uffenbach rühmt dann noch den als Speiseraum dienenden Apollosaal. Gleich im Anschluss an das reizende Schloss entstanden herrliche Parkanlagen, die das Schloss umrahmen und die sich dann später zu der unvergleichlichen Karlsaue die noch gewürdigt werden soll, erweiterten. Die Pavillons zu beiden Seiten des Orangerieschlusses entstanden wesentlich später das Marmorbad mit den prächtigen Skulpturen des auch vom Landgrafen Karl berufenen Bildhauers Etienne Pierre Monnot etwa im Jahre 1720 oder 1722 und erst 1728 vollendet, während der auf der anderen Seite stehende sogenannte Küchenpavillon erst 1765 unter seinem Nachfolger Friedrich II. entstand. Damit war aber erst die Symetrie erreicht und der Eindruck der ganzen Anlage gewann dadurch an Geschlossenheit. Das Marmorbad war wohl als Nachbildung eines römischen Bades in barockem Geiste gedacht und sollte sicherlich nur ein dekoratives Schaustück sein. Dass darin jemals gebadet wurde, wird stark bezweifelt. Zwar heisst es dass das Bad von dem Landgrafen Wilhelm VII. und Friedrich II. benutzt worden sei, später

jedoch nicht wieder. So ist auch die so interessant klingende, abenteuerliche Erzählung von den Rotweinbädern des Königs Jérôme im Marmorbad, um sich für seine Orgien zu kräftigen, wohl in das Reich der Legende zu verweisen. Einmal soll [80] allerdings Jérôme mit den Kavalieren seines Hofes gebadet und während des Bades ein Frühstück eingenommen haben, wobei Rotwein und Champagner in Strömen flossen. Hieraus hat sich dann die obenerwähnte Legende wahrscheinlich gebildet.

Die berühmten Darstellungen des Bildhauers Monnot liegen lediglich Stoffe aus der antiken Mythologie zu Grunde. Sie werden für Verkörperungen von Ovid's Metarmophosen [!] angesehen. Zu ihrer Zeit wurden die Bildwerke, die ganz in Bernini's Manier ausgeführt sind und daher antike Klassizität vermissen lassen, sehr hoch eingeschätzt. Mögen sie auch dem heutigen Geschmacke nicht mehr ganz entsprechen, so besitzt die hochkünstlerische Ausschmückung des Marmorbades an sich immer noch grosse Anziehungskraft für das Publikum. 13 Reliefs und 5 grosse Stücke bedecken die Wände. Da ist zunächst ein Medaillon des Landgrafen selbst, dann wird u. a. in den Wandbildern die Verwandlung des Aktäon, die Verstossung der Kallisto, die Befreiung der Andromeda und die Vermählung des Bacchus behandelt, während in der Kuppel in acht kleineren Stücken die vier Jahreszeiten und die vier Elemente sinnbildliche Verkörperung gefunden haben. Unter den freistehenden 10 Figuren ist es besonders der „Faun“, dem ein hoher künstlerischer Wert zugesprochen wird. Ihn hatte auch Adolf von Menzel, als er in Kassel weilte, für würdig befunden, von ihm gezeichnet zu werden. Zuerst diente die Orangerie dem Landgrafen als ein Lustschlösschen. Höfisches Leben, glanzvolle und rauschende Feste spielten sich in jener Zeit hier ab. Fast das ganze 18te Jahrhundert hindurch wurde es als Sommersitz der hessischen Fürsten und deren Gäste benutzt. Während des siebenjährigen Krieges verlor es kurze Zeit seinen Charakter als Residenzschloss, denn es diente im Jahre 1761, den die Stadt Kassel belagernden Franzosen als Lazarett und im Jahre 1762 scheuten sich diese sogar nicht, es als Fouragemagazin zu verwenden. Glänzendere Tage sah das Schloss dann später unter Landgraf Friedrich II. Wieder wurden dort fürstliche Gäste einlogiert. Zur Zeit der Messe, zu welcher wohl viele Fremde nach Kassel kamen, liess dort Friedrich II. Konzerte und Maskenfeste veranstalten. Im Orangerieschloss wurde am 22. Aug. 1773 die Hochzeit des bekannten Hofjunkers Freiherr von Knigge – jenem vollendeten Kavalier, der uns den „Umgang mit Menschen“ gelehrt hat – mit Fr. von Baumbach unter Beteiligung des ganzen Hofes gefeiert. Hier war auch der historisch denkwürdige Ort, wo am 1. Januar 1808 Jérôme die Stände seines ihm so leicht in den Schoss gefallenen Königreiches Westfalen zum ersten Male versammelte. Aus allen Teilen des neu geschaffenen westfälischen Reiches strömten 275 Deputierte nach dem Orangerieschloss. Unter einem Thronhimmel stand Napoleon's Büste und seinem jüngsten Bruder wurde in seiner neuen Königswürde eine grosse Huldigung dargebracht, über die im emphatischen Stile die neugegründete Zeitung der „Moniteur de Westphalie“ u. a. folgendermaßen berichtete:

„... Man sah dort auf denselben Stufen Männer stehen, welche alte stets geehrte Namen trugen, Gelehrte, welche die Künste adeln, gewandte Kaufleute, arbeitsame Ackerbauer und Deputierte aus dem Harz, Kinder der alten Wenden, welche durch die Jahrhunderte hinwandelten in der Einfachheit der Sitten, ja, in der Tracht Ihrer Väter. ...“ In einer wohlgesetzten Rede, die ihm der Historiker Johannes von Müller ausgearbeitet hatte, sprach dann Jérôme zu seinem Volke und erntete viel

Applaus. Dagegen hat diese kluge Anrede nicht den Beifall Napoleon's gefunden, dem sie nicht im Sinne seiner politischen Zwecke erschien. Sechs Jahre später, als Jérôme schon längst Kassel's Staub von seinen Füßen geschüttelt hatte, gab die Stadt ihren aus Frankreich siegreich heimkehrenden Söhnen im Orangerie-Schloss ein grosses Fest. Unter Guhr und Spohr wurden hier – wie ich mich erinnere gelesen zu haben – Musikfeste gefeiert, dann aber blieb das Schloss viele Jahrzehnte seinem eigentlichen Zwecke, nämlich der Überwinterung der grossen Orangebäume, die nun schon ein recht ansehnliches Alter [81] haben dürften, vorbehalten, bis es dann wieder in neuerer Zeit für Konzerte und Kunstausstellungen neu entdeckt wurde. Doch kehren wir auf den Friedrichsplatz zurück, den wir uns zur Zeit seiner Entstehung nicht in der heutigen Gestalt vorstellen dürfen. Ursprünglich war er mit schönen gärtnerischen Anlagen bepflanzt, aber unter der westfälischen Regierung wurden diese Anlagen beseitigt und der Platz für Militärzwecke und Paraden hergerichtet. Seinen Namen trägt der Platz von seinem eigentlichen Schöpfer, dem Landgraf Friedrich II., der auch das grandiose Museum Fridericianum, die heutige Landesbibliothek, nach den Plänen des Simon Louis du Ry erbauen liess. Früher barg dieses Museum wohl die meisten Kunstschatze, die man jetzt im hessischen Landesmuseum vereinigt findet. Aber einer Kuriosität gilt es noch zu gedenken, die gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts das Interesse des das Museum besuchenden Reisenden erweckte. Ein Chronist jener Zeit schreibt darüber: „... das merkwürdigste aber darinnen ist die Folge derer sämtlichen Durchlauchtigsten Landgrafen von Philipp den Grossmütigen u.s.w. nebst Landgraf Carl, alle in Wachs poussiert, in Lebensgrösse dasitzend und insgesamt in der Kleidung ihrer Zeit von Kopf bis zu Fuss vollständig angezogen. Diesen gegenüber sitzen ihre Gemahlinnen auf die nämliche Weise in Wachs und gänzlich nach dem jezeitigen Costüm gekleidet, frisiert und aufgesetzt, welches dann in der Tat ein sehr wichtiger Gegenstand bleibt, seine Neugierde von den Veränderung des Geschmackes und der Moden sattsam zu befriedigen. ...“ Dass man aus den alten Herren und ihren Damen, deren Wachsbilder später nämlich im Jahre 1825 auf höchsten Befehl zur Einschmelzung, kamen, Lichter gegossen und ihre Kleider vertrödelt hat, ist wohl nur einer von den Dingelstedt'schen sarkastischen Scherzen. Nach einer glaubwürdigeren Version sind die Kostüme dieser Wachsfiguren dem damaligen Hoftheater überwiesen worden, wo sie, wenn nicht inzwischen zu Staub zerfallen, wohl heute noch säuberlich für kostümkundliche Zwecke aufbewahrt werden.

Noch zu Lebzeiten Friedrich II. wurde ihm ungefähr in der Mitte des Friedrichsplatzes das denselben ungemein zierende Denkmal, das den prunksüchtigen und sehr lebenslustigen Herrscher in etwas byzantinische Auffassung als römischen Imperator darstellt, von dem Bildhauer Nahl im Jahre 1783 gesetzt. Ursprünglich war die Bildsäule so aufgestellt dass Friedrich II. seine bedeutendste Schöpfung, das Museum Fridericianum ansah. Ein Jahr lang nur konnte sich der Landgraf an seinem Standbilde erfreuen, dann starb er und er wäre sicherlich erschrocken, wenn man ihm vor seinem Tode noch geweissagt hätte, dass ihm auch in seiner späteren marmornen Existenz die Wechselfälle des Lebens nicht erspart bleiben würden. Tatsächlich war es ihm nur 25 Jahre vergönnt, unangefochten auf seinem Sockel zu stehen. Dann musste er, von dem Ursurpator Jérôme und seinen Kreaturen in seinem prächtigen Aufzuge mit scheelen Augen angesehen, herunter von seinem Postamente. Jetzt sollte dort der Ruhm Napoleon's eine sinnbildliche Verherrlichung finden und nachdem Friedrich II. den Platz auf dem Sockel geräumt hatte, erschien an seiner Stelle darauf ein prächtig hergerichteter

Empirethron. Als aber der Thron Jérôme's zu wackeln anfang, wackelte auch dieser Empirethron und als Jérôme dann in schleuniger Flucht Kassel und sein Land weniger geräuschvoll verliess, als er einst eingezogen war, da stürzte auch dieser Empirethron zusammen. Vielmehr er löste sich in seine Bestandteile auf, nur um an anderer recht bescheidener Stelle wieder eine teilweise Auferstehung zu feiern. Der schönen goldenen Kuppel war es beschieden, einer Kegelbahn auf der Wilhelmshöher Allee als Bedachung zu dienen, der Thron selbst folgte Jérôme nach Paris, wo er ihn aber der Buffetdame seines Pariser Cafés mit dem stolzen Namen „zu den tausend Säulen“ abtreten musste. Dieser diente dann der Buffetdame als bequeme Sitzgelegenheit, wo sie in ihrer Art als Herrscherin in ihrem Reiche thronte. – Sic transit gloria mundi!“ – Im Jahre 1818 kam Friedrich II. wieder zu seinem Recht, denn Kurfürst Wilhelm I. setzte ihn wieder auf sein Denkmal, [82] wie es die lateinische Inschrift auf der Rückseite des Sockels verrät.

„Guilielmus I. Elector Statuam patris e sua sede ab hostibus avulsem Reponi Fecit MDCCCXVIII“
Nur gönnte man es ihm nicht mehr seinen Blick seiner Schöpfung zuzuwenden. Zwar wurde er wieder auf den Sockel Sockel [!] gestellt, aber aus mir unbekanntem Gründen drehte man ihn um, so dass er seiner Schöpfung, dem Museum Fridericianum, seine weniger schöne Seite zukehrte. In dieser Stellung trotzte er nun 100 Jahre den Stürmen der Zeit. Dann aber drohte ihm von Neuem Gefahr, heruntergeholt zu werden. Im Jahre 1919, als noch die Revolutionswirren alle Gemüter beunruhigten, wurde in einer Kasseler Zeitung ganz ernsthaft der Vorschlag gemacht, sein Denkmal als „Monument der Schmach“ zu beseitigen. Gerade den Landgrafen Friedrich II., der wegen der Subsidienvträge mit Recht oder Unrecht als Seelenverkäufer verschrien war, erkoren sich die Bilderstürmer zum Opfer.

Der sogenannte hessische Soldatenhandel hat alle historisch interessierten Gemüter von jeher aufs Äusserste erregt, insbesondere aber die hessischen Patrioten, die sich gegen den Vorwurf, dass der Verkauf hessischer Landeskinder einen Schandfleck in der Geschichte darstelle, wehrten. Tatsache ist jedenfalls, dass ein hessisches Heer von zwei Divisionen auf Befehl seines obersten Kriegsherrn teil nahm an dem Krieg, den König Georg III. von England wegen Abfalls seiner nordamerikanischen Kolonien zu führen gezwungen war. Es ist ja auch wahr, dass man auf der einen Seite den Soldatenhandel als einen spezifisch hessischen Akt schlimmster Fürstenwillkür dargestellt hat, auf der anderen Seite aber wieder die Truppensendungen als etwas ganz Unschuldiges zu beschönigen suchte, ja, sogar es im Sinne der damaligen Zeit als etwas Patriotisches hinzustellen glaubte. Jedenfalls hat es die historische Forschung bisher nicht vermocht, das Odium, das auf dem ganzen Handel ruhte, in ganz eindeutiger Weise zu beseitigen, wiewohl die von Carl Preser veröffentlichte Schrift „Der Soldatenhandel in Hessen“ durch die Heranziehung aller verfügbaren Geschichtsquellen als eine Apologie wirkt, der doch sehr viel Überzeugungskraft innewohnt. Übrigens hat man auch mit Sicherheit festgestellt, dass es hessische Fürsten nicht allein waren, die von ihren Unterthanen Truppen für fremde politische Zwecke hergaben und sich dadurch die bekannten Einnahmen aus den Subsidienvträgen sicherten. Auch die Herrscher von Braunschweig, Waldeck, Anspach, Anhalt taten das Gleiche. Natürlich verdient das Werbesystem wie es zu jener Zeit ausgeübt wurde, den tiefsten Abscheu. Aber man muss derartige Vorgänge im Lichte ihrer Zeit betrachten,

dann verlieren sie viel von dem Verabscheuungswürdigen und was wir heute gewissermaßen als Menschenhandel betrachten, wurde in jenen Zeiten unter einem ganz anderem Gesichtswinkel gesehen. Bei dem hessischen Werbesystem durfte wenigstens nach dem Gesetze Gewalt bei der Werbung nicht angewandt werden. Schliesslich muss man auch nicht vergessen, dass die Abenteuerlust und der jugendliche Wagemut wie überhaupt die Freude am Soldatenhandwerk und nicht zuletzt auch der Drang in die weite Ferne den Werbern es leicht machten, unter den jungen Leuten viele zu finden, die gerne mit hinauszogen. Bei der gehässigen immerwiederholten Behauptung vom hessischen Soldatenverkauf, den man ganz besonders dem Landgrafen Friedrich II. zur Last legte, stützte man sich stets auf einen Brief, den dieser Fürst an den Oberbefehlshaber seiner Truppen Baron Hohendorff geschrieben haben soll. In diesem Briefe wird Klage geführt über die im Verhältnis zu den Verwundeten geringe Zahl von Gefallen, für die der Vertrag besondere Zahlen vorsehe. Der Historiker Hugo Brunner hat in seiner Arbeit „Ein gefälschter Brief Landgraf Friedrich des Zweiten und seine Quellen“ den Nachweis erbracht, dass dieser Brief vom ersten bis zum letzten Wort gefälscht ist. Einmal enthält der Subsidienvvertrag kein Wort über eine besondere Vergütung für Gefallene und des Weiteren ist weder der Baron Hohendorff noch [83] ein im Brief genannter Major Windorf in den Listen der hessischen Truppen jener Zeit nachzuweisen. Es handelt sich bei diesem Briefe um ein Flugblatt, mit dem Amerika unter den hessischen Soldaten zu wirken suchte, also um Anwendung von Mitteln, wie sie für ähnliche Ziele bei unseren Feinden im Weltkriege gang und gäbe waren. Dies Beispiel genügt, um zu zeigen, wie leicht Geschichtslügen entstehen und wie schwer es ist, sie auszumerzen. Die Stellung, die resumierend der wohl bedeutendste unter den hessischen Geschichtsschreibern der neueren Zeit der Kasseler Dr. phil. Losch zu dem so viel umkämpften hessischen Soldatenhandel der einstigen Landgrafen nimmt, scheint die vernünftigste Lösung dieser Streitfrage zu sein. „... Und wenn der Historiker – so sagt Losch – der alle Geschehnisse der Vergangenheit mit den Augen der Vergangenheit betrachten und beurteilen soll, wenn der Historiker – sage ich – die Wege nimmt und die hessischen und nichthessischen Subsidienvträge miteinander vergleicht, dann wird das Zünglein der Wage nicht zu Ungunsten der Hessen ausschlagen. ...“ Der berühmte Historiker der Schweizer Johannes von Müller gab im Jahre 1781 eine Charakteristik des Landgrafen Friedrich II., die seiner Persönlichkeit, welche auch durch Andere die günstigste Beurteilung erfuhr, sicherlich gerecht wird. „Der Landgraf – so sagt Joh. v. Müller – ist überaus gütig und voll der besten Absichten. Viele Ausländer sind ungerecht in seiner Beurteilung ... Ich möchte die ganze Schweiz durchfragen, ob mehr persönliche Freiheit möglich sei denn deren ich hier im Hessenlande genieße.“

Der Zorn der Revolutionsmänner von 1919 verrauchte schliesslich wieder nachdem man ihnen klar zu machen versuchte, dass Friedrich II. nichts Anderes getan hatte, was man mit gleichem Recht vielleicht vielen seiner fürstlichen Standesgenossen hätte vorwerfen können. Es blieb ihm also diesmal erspart, das zweite Mal von dem Sockel heruntergeholt zu werden. Jene roten Revolutionsmänner des Jahres 1919, die in ihren kultur- und kunstfeindlichen Sinne noch an dem zu einem Marmorbilde erstarrten Landgrafen ihr Mütchen kühlen wollten, werden beschämt durch den jungen Dichter, der acht oder neun Jahrzehnte früher in nächtlicher Stunde auf dem Friedrichsplatze, vor

dem Denkmal stehend sich zu einer poetischen Anrede insprieren liess, die in wohlgesetzten, jedoch ironiegesättigten Versen Kassels Glanzperiode wieder aufleben lässt und in seiner nicht gerade vorbehaltlosen Lobpreisung die Summe der Existenz dieses Fürsten zu ziehen sucht, allerdings nicht ohne einen sarkastischen Seitenhieb auf das spätere kurfürstliche Regime, das den Musen so abhold war. Unser Poet ist wieder kein anderer als Dingelstedt, der einstige Hilfslehrer am kurfürstlichen Lyceum in Kassel. Der ketzerische Ton und die freiheitliche Tendenz in seinen frühesten Schriften fanden bei dem autokratisch gesinnten Kurfürsten wenig Gegenliebe, weshalb Dingelstedt gegen seinen Willen nach Fulda strafversetzt wurde. Aber der kurfürstliche Bannstrahl konnte den späteren meteorgleichen Aufstieg dieses Dichters, in dessen Schöpfungen Pathos, Satire, Humor, Gemütsiefe und Verstandesschärfe sich oft vereinigten, nicht hemmen. In Deutschland gab es immer Zeiten, in denen aufrichtige Kritik an herrschenden Zuständen ungern gesehen wurde und solche, die es wagten, verfolgt wurden. Unter deutschen geistigen Herren wurden so Manche zu Duldern oder Märtyrern. Aus diesem Holze war aber Dingelstedt nicht geschnitzt. Seine bedeutenden Anlagen und geniale Persönlichkeit wussten sich durchzusetzen. Bald gab er seinen Lehrerberuf auf, wurde Journalist, später Intendant in Weimar, München und Wien und der am 30. Juni 1814 im hessischen Dorfe Halsdorf bei Marburg Geborene sank nachdem er 1876 wegen seiner grossen Verdienste um Literatur und Theater vom Kaiser von Oesterreich in den Freiherrnstand erhoben wurde, am 15. Mai 1881 ins Grab. Seine Romane, Erzählungen und Gedichte sind heute fast vergessen. Aber in seinem Weserlied lebt er im Volke fort. – Lassen wir nun aber den Dichter Dingelstedt in seiner [84] „Auf dem Friedrichsplatz“ betitelten nächtlichen Vision, die auch den „Spaziergängen eines Kasseler Poeten“ entnommen ist, selbst zu Worte kommen. Mit folgenden Worten redet er den zu Stein gewordenen Landgrafen an:

„Blicke nicht so ernst hernieder, stehe nicht so streng und bleich
Marmorschatten eines Fürsten, teil mit mir Dein nächtlich Reich,
Öffne die erstarrten Ohren, einst der Gnaden reiche Pforte
Und vernimm mit gut'gem Sinne eines Enkel-Dichters Worte

Traun, ich hab Dich oft bedauert, wenn Dein Bild so einsam stand,
Während einst ein Kranz von Schmeichlern Dich schmarotzerisch umstand
Wenn Dein Haupt, das kronenlose, trauernd in die Nebel ragte
Und der Wind zu Deinen Füßen Staub und Schnee zusammenjagte

Ein gefangner Löw im Gitter stehest Du verlassen da,
Nur der Fremde liest noch lächelnd: Friderico patria.
Ob dem Scheitel flattern Raben, wo die Grazien regierten,
Spinnen weben um die Hände, welche Schwert und Scepter führten.

Aber Du mit leeren Augen, stolz vom Steingewand umwallt,
Blickst hernieder auf die Menschlein ewig jung und ewig alt,

Auf die Stutzer so vergnüglich Dir zu Füßen promenieren
Auf Rekruten so sich schwitzend dort zu Helden exercieren.

Nieder in die nackten Strassen jener stillen, schönen Stadt,
Die ein Hauch aus Deinem Munde zaubergleich erschaffen hat,
Auf das Viertel, wo sich vornehm Adel und Milizen spreizen,
Wenn die Bürger Dir im Rücken selbst mit Raum und Helle geizen.

Weisst Du noch wie Deine Hessen einst für Dich gestorben sind,
Und wie jenseits der Atlantis schläft manch braves Landeskind?
Weisst Du wie hier sieben Jahre jenes Völklein dominierte,
Das als Gast von Dir verhätschelt Deinem Namen tief hofierte?

Blut und Sündengeld wo blieb es? Fremde Kunst wohin zerstreut?
Wo die Grazien und Musen, die sich Deiner Gunst erfreut?
Jene Welt, die die gebildet, reich und gross, sie liegt zersplittert
Und wie Du sind ihre Trümmer in Alltäglichkeit verwittert.

Wende Dich vom Musentempel immerhin verachtend ab,
Steht er doch verwaist, verschlossen Deiner Aera prächtig Grab,
Schau von Deiner öden Höhe suchend in die öde Runde,
Alle Kunst in Deinem Lande starb mit Dir zu selben Stunde.

Letzter Landgraf dreh' verzweifelnd Dich im Grab im Bilde um!
Deine Zeiten sind verschollen, Deine Völker trauern stumm,
Und der Zukunft banger Seher, des Vergangnen ernster Richter
Weilt bei Deinem toten Bilde – lebend – tot ein Hessendichter.“

In früherer Zeit streifte der Blick über den Friedrichsplatz ungehemmt in die weite Ferne nach den Höhenzügen am Horizont, denn seinen Abschluss nach der Südseite fand er nur in zwei Wachhäuschen, die das Auetor, das von Friedrich II. 1788 nach einem Plan du Ry's erbaut wurde, bildeten. Der Baumeister Bromeis verband im Jahre 1824 diese beide Wachhäuschen durch einen mit Emblemen und römischen Waffen geschmückten Triumphbogen. Eine weitere Ausschmückung erfuhr das Auetor nach dem Kriege 1870/71 durch seine Ausgestaltung zum Kriegerdenkmal. Gekrönt wurde es durch den obligaten preussischen Adler, der über dem Thor seine Schwingen ausbreitete. So fand ich es noch vor, als ich nach Kassel kam. Als es dann dem Neubau des früheren kgl. Theaters, dem jetzigen Staatstheater, Platz machen musste, war [85] man doch so pietätvoll, es nicht ganz abzureissen, sondern man baute es teilweise an anderer Stelle in der Nähe des Regierungsgebäudes wieder auf, wo es sich indes wie ein Museumsstück ausnimmt, so wenig organisch stimmt es hier mit

der Umgebung zusammen. Den Abschluss nach Süden bildet also jetzt auf dem Friedrichsplatze das Staatstheater. Man mag nun über den architectonischen Wert des Staatstheaters urteilen wie man will, die eigentliche Schönheit des Friedrichsplatzes, auf dem man in einer vielleicht in ganz Deutschland einzigartiger Weise von jeder Stelle aus den Blick in eine echt deutsche Waldgebirgslandschaft hinüberschweifen lassen konnte, erfuhr durch die Zustopfung der Südseite mit dem riesigen Theaterbau eine starke Beeinträchtigung und dieser schöne Platz, dessen Bestimmung einst war und es stets sein sollte, einen Vorhof von der Stadt zur Landschaft zu bilden, verlor viel von diesem ihm bei seiner Schöpfung zgedachten Charakter.

Auf der Ostseite nach der Aue hin stehen das alte Hofverwaltungsgebäude, die spätere Kriegsschule und die Elisabethkirche mit prächtigen Skulpturen am Hochaltar und dann neben dem Museum Fridericianum die beiden Schlösser, von denen besonders das sogenannte Rote Palais höchst sehenswert ist – birgt es doch in seinem grossen Ballsaal einen der schönsten Fürstensäle Europa's. Das Rote Palais, das in den Jahren 1821-26 erbaut wurde, war eigentlich der letzte fürstliche Monumentalbau der Residenz. Seine äussere Anordnung und sein Stil fand indes nicht die uneingeschränkte Anerkennung Schinkels, des grossen Baukünstlers jener Zeit. Schinkel soll nach der Überlieferung sich dahin geäussert haben, dass es bei diesem Bau schade um das herrliche Baumaterial sei. Doch durch seine prunkvolle Inneneinrichtung ist und bleibt das Rote Palais eines der schönsten Empireschlösser.

Im Südostwinkel des Friedrichsplatz müssen die berühmten im Jahre 1763 gebauten Kollonaden gestanden haben, die von zwei nach antiken Vorbildern in Marmor gehauenen Rossebändigern flankiert waren. Diese Bildwerke wenigstens wurden bei der Zerstörung der Kollonaden, die auch in der westfälischen Zeit erfolgte, gerettet und schmücken heute den Eingang der grossen Hauptallee der Karlsae. Mit der Abtragung der grossartigen Kollonaden, der Obelisken, der Rossebändiger, Fechter und Schleuderer auf der einstigen schönen Rennbahn, hat sich Jérôme wirklich kein Verdienst erworben und nur damit bewiesen, dass ihm jedes Kunstverständnis fehlte. Der Unwille, den diese Jérôme zugeschriebene Zerstörung allgemein auslöste, spiegelt sich auch in einem Berichte wieder, den der Gesandte Küster an Friedrich Wilhelm III., König von Preussen richtete. Er nennt diese Abtragung eine wirkliche Versündigung. Gegen ein Franc Tagelohn schufen hier Gardesoldaten inmitten der Stadt in der besten Lage eine Wüstenei. Auch die südwestliche Fassade des Landgrafenschlosses büsste ihre hohen Giebel und Erker ein und tausende von Dohlen verliessen ihren alten Erbsitz auf dem Schlossdache. Eine hölzerne Balustrade wurde der beraubten Fassade verliehen und ein gelblicher Anstrich mit gemalten Steinfugen stellte sie in schreienden Kontrast mit den anderen Flügeln – alles dies rief natürlich das Entsetzen jedes Gebildeten, die Erbitterung jedes Patrioten wach.

Nach einem Briefe zu urteilen, den die mehrfach verehrliche Karoline Schelling im Jahre 1782 an ihre Freundin Louise Gotter schrieb, müssen die Kollonaden doch echt künstlerisch gewirkt haben. Der Brief der auch in anderer Hinsicht interessant ist, lautete:

„Dir brauche ich nicht zu sagen, wie mir Kassel gefallen hat; nur machte mich der Gedanke unwillig, dass der Landgraf in Münden Menschen verkauft, um in Kassel Paläste zu bauen. Wir logierten auf dem Königsplatze. Die Collonade, wo ich die Wachtparade aufziehen [86] und auch mit Respect gesprochen das Vieh des Landgrafen grasen sah, hat mir vorzüglich gefallen. ...“

In der Umgebung der Kollonade also muss es damals noch recht ländlich zugegangen sein.

Auf der Westseite des Friedrichplatzes beginnt das Oberneustadtviertel, das unter Landgraf Carl entstanden ist. Hier glaubt man sich, insbesondere, wenn man in der Georgenstrasse an der französischen Kirche steht, richtig in eine französische Provinzstadt versetzt. Dies nimmt auch durchaus nicht wunder, wenn man bedenkt, dass ein französischer Architect Paul du Ry, die bedeutendste künstlerische Erscheinung unter den Hugenotten, denen Landgraf Carl in seinem Lande ein Asyl gewährte, diesen Stadtteil zum grössten Teil erbaut hat. Durchweg sind es zweigeschossige Wohnbauten, an den Ecken stehen jedesmal dreigeschossige Häuser. Die Türen sind meist reich verziert. Hier sieht man die Anwendung der Bogenform, dort Dreiecksgiebel. Und doch geht von dem verhältnismässig einfach, ja einförmig wirkenden Baustil ein ganz eigenartiger Stimmungsreiz aus. Ehe die Oberneustadt völlig ausgebaut war, ist beinahe ein Jahrhundert ins Land gegangen. Paul du Ry war ein Sohn des französischen Hofarchitecten Charles du Ry und der Vater des berühmtesten dieser Baumeisterfamilie Simon Louis du Ry, des Erbauers des Museum Fridericianum, der übrigens auch den Friedrichsplatz selbst entworfen hat und dem Kassel in architectonischer Beziehung viel verdankt.

Vor der französischen Kirche auf dem Karlsplatze steht auch das Denkmal des Landgrafen Karl, eine Schöpfung des Bildhauers Eggers aus dem Jahr 1689, die in der Auffassung recht schlicht anmutet verglichen mit der Nahl'schen Auffassung bei dem Denkmal Friedrich II. auf dem Friedrichsplatze.

Geht man auf der Südseite des Friedrichsplatzes zum ersten Male die Strasse entlang, die längs der Aue hinführt und mit vollem Recht den Namen „Schöne Aussicht“ trägt, dann braucht man, ist man nur mit einigem Schönheitssinne begabt, nicht gerade des allen verhimmelnden Lokalpatriotismus bezichtigt zu werden, wenn man, überwältigt von dem sich den Blicken nun darbietenden Bildern, gesteht, dass man vergeblich in anderen deutschen Städten einen Punkt suchen wird, der mitten in der Stadt sich zu einem solchen Höhepunkt landschaftlicher Schönheit erhebt. Hier ist man wirklich auf den mit herrlichen Bäumen und schönen Blumen geschmückten Balkon der Stadt getreten. Über den zu unseren Füßen wogenden Baumhallen der Aue schweift das schönheitstrunkene Auge hinüber zu den hessischen Bergwäldern, die sich am Horizont hinstrecken und uns auf dem Wege längs der Aue begleiten. Da erblicken wir die Söhre, ganz im Hintergrunde den dem hohen Meissner vorgelagerten Hirschberg, ja, die Höhenlinie des ganzen Kaufunger Waldes zieht an uns vorüber und tritt man am Ende dieser unvergleichlich schönen Strasse vor das Tempelchen an der neuen Gemäldegalerie, dann vervollständigt sich das prächtige Landschaftsbild nach Westen hin durch die Höhen des Habichtswaldes. Auch sieht man hier, wie ein Silberstreifen aus den Bergen tretend, die Fulda, die sich längs der Aue dahinschlängelt, hervorschimmern. Immer zog es mich mit

unwiderstehlicher Gewalt nach diesem selten schönen Erdenfleck. Ja, wo gibt es auch noch in deutschen Städten eine Strasse, auf der man so traumverloren unter Schatten spendenden Bäumen an lieblichen gärtnerischen Anlagen vorbei, wie sie an der Gemäldegalerie diese Promenade schmücken, lustwandeln kann, den Blick immer auf ein Gebirgspanorama von seltenem Reize, wie es sich besonders am Ende der Strasse an dem obenerwähnten Tempelchen dem Auge erschliesst, geheftet. Zu allen Jahreszeiten, ja, bei dem verschiedensten Wetter habe ich dieses Landschaftsbild mit immer neuen Entzücken betrachtet, nicht nur bei Sonnenbeleuchtung, nein auch dann, wenn sich vor einem nahenden [87] Gewitter die Wolkenmassen zusammenballten und die schon halb verdeckte Sonne eigenartige Lichtreflexe schuf. Dann entstanden bei den durch den reizvollen Wechsel von Berg, Wald, Park und Wiesen belebten landschaftlichen Hintergründe Stimmungen, die man so leicht nicht aus der Erinnerung verliert. Was aber heute jeder auf der „Schönen Aussicht“ Ruhe und Erholung suchender Kasseler als selbstverständlich empfindet, nämlich dort sich einem erhebenden Naturgenusse hinzugeben, das war den früheren Generationen nicht im gleichen Maße beschießen. Diese harmlose Naturfreude war ihnen nicht gegönnt, denn, wie ich den Schmidtman'schen Erinnerungen entnahm und wie es auch alte Abbildungen bestätigen, war der freie Ausblick von der Strasse her durch ein hohes dichtes eisernes Gitter, das sich über die ganze Länge der Strasse bis zum Tempelchen hinzog, zur Unmöglichkeit gemacht. Die Aussicht war vollständig versperrt; auch gab es keinerlei Zugänge zur Aue selbst. Erst 1866, als der Absolutismus der kurfürstlichen Zeit ein für alle mal verschwunden war, beseitigte der damalige Oberpräsident von Möller das störende Gitter und so gebührt ihm das Verdienst, die Schönheit der Strasse eigentlich erst erschlossen zu haben. Vor der Gemäldegalerie ist diesem wackeren Manne ein Denkmal gesetzt und es erinnert gerade an diesem Platz daran, dass er der Schöpfer dieses monumentalen, in anmutige Gegend hineingestellten Baue ist. Überschreitet man hinter der Gemäldegalerie die die Frankfurterstrasse überquerende Brücke, die auch erst im Jahre 1873 gebaut wurde, so gelangt man, wenn man die Treppe hinaufsteigt, auf den Weinberg. Grosse Veränderungen sind in diesem Stadtteile selbst in der Zeit, in der ich in Kassel weilte, vor sich gegangen. Um die Jahrhundertwende besuchte ich noch häufig den Eisengarten'schen Felsenkeller und wer stets von neuem über die schönen Natureindrücke, die man von dieser Stelle aus in ähnlicher Weise wie vom Tempelchen auf der schönen Aussicht empfing, begeistert. In grösserer Höhe bot natürlich hier das Landschaftsbild in gesteigerter Wirkung sich dar. Insbesondere wenn im heiteren Sonnengold die die am Horizont im ewigen Blau verschwimmenden Höhenzüge der Söhre, des Kaufunger- und Habichtswaldes dem Auge mit grösserer Deutlichkeit erschiene. Und ich kann es begreifen, wenn angesichts dieser wunderlieblichen Natur hier einst ein Dichter zu einen Schöpfungen angeregt wurde. Hier schrieb der Dichter Ernst Koch in den frühen Morgenstunden seinen „Prinz Rosa Stramin“ und der in diesem Werke auch verherrlichte Felsenkeller hat durch ihn erst die dichterische Verklärung gefunden. Dichter von Bedeutung hat Kassel leider nicht hervorgebracht und Ernst Koch, den übrigens die meisten Kasseler kaum kennen, ist wohl reichlich überschätzt worden. Denn die Lektüre seines Hauptwerkes „Prinz Rosa Stramin“ bietet, einige wirklich hochpoetische Einzelheiten abgerechnet, keinen ungetrübten Genuss. Doch man muss dem Urteile des Dichters Dingelstedt beistimmen, wenn er sagt, dass in Koch viel poetische Kraft verborgen lag, die nur durch ein gänzlich verfehltes Leben niemals zur Reife gedeihen konnte. Schön

und menschlich ergreifend ist aber der Nachruf, den ihm Dingelstedt widmete und da aus so sachverständigem Munde eine solche Würdigung stets Beachtung verdient, so möchte ich eingedenk der schönen Stunden, die ich selbst auf dem alten Felsenkeller, der mich oft zur Einkehr und zum Versenken in die schöne Welt einlud, verlebte, diesen Gedenkworten gewissermaßen zur Ehrenrettung dieses nach Dingelstedt'scher Ansicht einzigen Kasseler Dichters hier Raum gewähren. „Einen Dichter – so sagt Dingelstedt – hatte Hessen aus Versehen geboren, einen Jüngling, der die frühlingsternen Blicke auch vor 9 Uhr morgens aufschlagen konnte, er hiess Ernst Koch und war eigentlich Jurist. Mit munteren Augen hat er sich die Dinge um sich angesehen und eine frische Satire um seine Umgebung ausgegossen, aber aus weichem wunden Dichterherzen strömte auch sein bestes Herzblut, schöne, stille, tiefe Lieder in die kühle Welt hinaus. Sein Buch, in dem er früheres gesammelt, heisst „Prinz Rosa Stramin“, freilich nur ein Torso, ein Fragment ohne Anfang und Ende, allein eine schwellende Saat, aus der in besserem Boden die reichste Ernte erwachsen wäre. Hier verstand man ihn nicht, man legte [88] den kleinbürgerlichen Maßstab an die strebende Seele und erst als ihn die Engherzigkeit seiner Mitbürger hinausgetrieben hatte in die unsichere Fremde, da erst sagt man in Kassel von ihm – es war doch etwas dahinter – Friede mit ihm auf seinem dunklen Wege und eine heitere Stunde auf sein schönes Herz! Er war ein echter Dichter und von der ganzen hessischen Poetengeneration der begabteste. ...“ Dieser durch den grössten Kasseler Dichter geweihte schöne Fleck, jener alten Eisengarthen'sche Felsenkeller, ging im Jahre 1901 durch Verkauf an die Familie Henschel um den Preis von 800.000 Mark (achthunderttausend Mark) den Kasseleranern entgültig verloren.

Es mag in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gewesen sein, als die hauptsächlich wohl zur Lagerung von Bier dienenden Felsenkeller unter dem Weinberge, der dann mit grösseren Rechte den Namen „Bierberg“ verdient hätte, angelegt wurden. Über den Kellern befanden sich dann die Wirtsgärten, in denen das Kasseler Felsenbier, das bei den Göttinger Studenten eine gewisse Berühmtheit genoss, verzapft wurde. Der höchstgelegene Wirtsgarten war der Schwaner'sche Felsenkeller, den man wohl dort suchen muss, wo jetzt die noch vorhandene ältere Henschel'sche Villa steht. Unterhalb der Schwaner'schen Wirtschaft lag der Peilert'sche Felsenkeller, von dem die Aussicht in die Berge weniger günstig war, während neben dem Schwaner'schen Wirtsgarten der bereits oben erwähnte Eisengarthen'sche Felsenkeller gelegen war. Bereits im Jahre 1867 wurde der Schwaner'sche Garten und kurz darauf auch der Peilert'sche Felsenkeller von der Familie Henschel gekauft und auf diesem Terrain neben der älteren Henschel'schen Villa die herrlichen Gartenanlagen geschaffen, die stets wegen ihrer Vorbildlichkeit von Gartenfachleuten besichtigt wurden. Aber man tut der Kasseler Bevölkerung Unrecht, wenn man ihr nachsagt, dass lediglich der herrliche Fernblick, den man von diesen Wirtsgärten geniessen konnte, sie in grösseren Scharen dahin gelockt hätte. Als ein nicht weniger starkes Lockmittel, insbesondere für das männliche Publikum erwies sich das auf den Felsenkellern verzapfte Bier, das vielfach bei schönsten Militärkonzerten dort genossen wurde, dann aber als die Qualität des Bieres in den siebziger Jahren nachzulassen begann, nahm auch die Frequenz der Wirtsgärten ab und die trinkfesten Kasseler wanderten in die inzwischen neu erstandenen Felsenkellerbiergärten auf der Kölnischen Allee „Hohenkamm“ „Losch“ und „Kropf“, die

besseres Bier boten, nach und nach ab. So konnte die schönste Fernsicht mit dem besseren Bier auf die Dauer nicht erfolgreich konkurrieren. Die Felsenkeller auf dem Weinberg verödeten mehr und mehr. Als man schliesslich auf dem Felsenkeller am Weinberg nur noch das Eisengarthen'sche Bier, das ganz besonders bitter schmeckte, zu trinken bekam, sind die wirklichen Naturfreunde, die sich schwer von dem schönen Aussichtspunkte trennen mochten, an Eisengarthen herantreten, um ihn zu bestimmen, ein besser mundendes Bier zu brauen, aber ohne Erfolg. Er lehnte es rundweg ab mit der lakonischen Bemerkung: „Worimme dann? Se sullen's doch!“ Als nun durch die Übernahme des letzten Eisengarthen'schen Felsenkeller durch die Familie Henschel dieser schöne Aussichtspunkt der Bevölkerung entgültig verloren ging, da erhoben sich im Kasseler Blätterwalde Stürme der Entrüstung. Die Volksseele geriet nun mal wieder ins Kochen. Solange der Kasseler seinen letzten Felsenkeller noch hatte, besuchte er ihn kaum, denn selbst an den schönsten Sommertagen war es dort erschreckend leer. Wie dem aber auch sei, Henschel baute trotz aller Proteste seinen neuen Palast an dieser Stelle sowie die mächtige hoch der Frankfurterstrasse hinunter ragende und in die Felsen eingebaute Stützmauer, oben gekrönt durch schöne Terrassen und Laubengänge. Um aber auf die der Kasseler Bevölkerung geschlagene Wunde etwas Balsam zu träufeln, liess Henschel den früher gänzlich verwilderten [89] fürstlich Hanau'schen Park in gepflegte Anlagen umgestalten und an der Südwestecke sollte eine überdeckte Erhöhung einen wenn auch nur schwachen Ersatz für die dem Publikum ganz verloren gegangene Möglichkeit, sich der einzigartig schönen Aussicht auf das hessische Bergland zu erfreuen, bieten. Und wo ist nun heute der im Stile der italienischen Renaissance gebaute Henschel'sche Palast, der herrlichste aller Kasseler Patriziersitze geblieben? Vollständig vom Erdboden ist er wieder verschwunden! Als ich vor Jahren munkeln hörte, dass die Familie Henschel mit der Absicht umgehe, diesen sehr kostspieligen Wohnsitz abreißen zu lassen, weil die Familie trotz ihres grossen Vermögens diese Steuern und Lasten nicht mehr aufbringen wolle und könne, hielt ich dies für ein blosses Gerücht, denn aus dem Stadtbilde konnte ich mir dieses Gebäude einfach nicht mehr hinwegdenken. Als ich aber dann wieder im Jahre 1932 oder 33 in Kassel weilte, suchte ich am Weinberg vergebens nach der prachtvollen, von mir oft bewunderten Fassade. An ihrer Stelle sah ich nur noch zerfallende Gemäuer, ja eine riesige Ruine, die gerade noch einen Einblick in die prunkvollen Innenräume gewährte und hier und da den Abglanz ehemaliger Herrlichkeit verriet.

Inmitten des umgestalteten früheren fürstlich Hanau'schen Parkes erhob sich später die in diesem anmutigen Rahmen wirkungsvoll im deutschen Renaissancestil hineingestellte Murhardt'sche Bibliothek, die mit ihren wertvollen Bücherschätzen in mir, ihrem einstigen eifrigen Benutzer ganz besonders angenehme Erinnerungen weckt. Kurz vor dem Weltkriege entstand auch an dem Nordrande des Parkes der von Theodor Fischer geschaffene Bau des Landesmuseums, das durch eine schräge Aufstellung die obere Königsstrasse ungemein wirkungsvoll abschliesst. Wer auch immer die obere Königsstrasse heraufkommt, wird wenn er einen Blick für architektonische Schönheiten besitzt, von der schon in der Ferne hervortretenden Fassade des künstlerisch gestalteten Landesmuseums gefesselt. Der Weinberg, ein mächtiger Kalksteinhügel, zwischen Königstor und Philosophenweg trägt seinen Namen insofern nicht mit Unrecht als hier in früheren Jahrhunderten wirklich die Weinrebe zur Traube reifte und die Kasseler, die heute im Ratskeller einen guten Tropfen Wein für nach

süddeutschen Begriffen verhältnismässig teures Geld geniessen können, dürfen ruhig ihre Altvorderen darum beneiden, dass diese sich ihren Wein selbst ziehen konnten. Tatsächlich soll hier nachweisbar schon im Jahre 1270 unter sicherlich ganz anderen klimatischen Verhältnissen, ebenso auch am Rotenberg, Kratzenberg und am Möncheberg Wein gepflanzt worden sein. Dort überall soll ein ganz trinkbarer Wein gezogen worden sein. Ja, das Jahr 1540 wird in den Chroniken sogar als ein seltenes Weinjahr gepriesen. Seit Menschengedenken sollte ein solch guter Wein, der dann auch in einem Jahre ausgetrunken wurde, nicht geerntet worden sein. Gegen Ende des 16ten Jahrhunderts, in welchem Wein noch das Hauptgetränk war und nach dem 30 jährigen Kriege gerieten diese Anpflanzungen wieder in Verfall. Vielleicht fehlten wieder die klimatischen Vorbedingungen. Unter Landgraf Friedrich dem Zweiten wurde aber der Versuch an der zu Weingärten umgestalteten Berglehne, die aus Frankreich eingeführte Rebe in Kassel anzubauen, erneuert. Friedrich II. liess Weingärtner aus Frankreich kommen und tat alles, um den Weinbau zu fördern. Aber sein Versuch mißglückte vollständig. Der im Herbst aus den Trauben gekelterte Wein erwies sich als gänzlich untrinkbar. Auch seine Bemühungen, die Trauben in Kassel zu verkaufen, schlugen fehl. Dazu wurden für ihren Transport eigens einige Esel angeschafft, die dann durch die Stadt trotteten und beinahe an italienisches Volksleben, in dem ja der Esel als Reit- und Lasttier ein unentbehrliches Requisite bildet, gemahnten. Schliesslich verkaufte Friedrich II. die ganze Berglehne mit dem anschliessenden Terrain für 3000 Thaler an wohlhabende Bürger. Das Terrain wurde parzelliert und es entstanden darauf Obstgärten, die sich auf dem kalkigen Boden vorzüglich entwickelten. [90]

Im Frühjahr zur Zeit der Kirschenblüte leuchten heute noch an den nach dem Philosophenweg hinunterneigenden Hängen, die längst mit Villen und Wohnhäusern bebaut sind, die Reste der früheren Gartenherrlichkeiten hervor.

Einer Merkwürdigkeit am Weinberge muss ich noch gedenken, die sicher auch älteren Kasseler in Erinnerung geblieben ist. Am 14. Juli 1904 starb im 81. Jahre der Blechschmied Kölzschy, der am Weinberg 10 eine Wohnhaus besass. Mit dem hochwohlhälllichen Stadtrate lag er im Jahre 1870 wegen Erstellung einer Weegeinfriedigung seines Grundstückes dauernd im Streit. An Stelle eines eisernen Gitters, auf das er rechnete, erhielt er schliesslich nur einen hölzernen Staketenzaun. K. über die ihm angethane Unbill erzürnt, sann auf Rache. Da er eine plastische Begabung besass, kam er auf die Idee, aus den Spitzen der Staketen Menschenköpfe zu schnitzen, die nach Meinung der Kasseler eine verblüffende Ähnlichkeit mit den damaligen Stadtrats- und Bürgerausschussmitgliedern aufwiesen. Nach seinem Hause mit diesem Gartenzaune pilgerten nun jahraus jahrein Kasseler und Fremde zur Besichtigung dieser wirklich eigenartigen Kuriosität und amüsierten sich köstlich an dieser an sich harmlosen Rache. Auch ich erinnere mich, dass ich um 1900 herum mir den Zaun ansah und an den Resten der noch deutlich sichtbaren in Karrikaturmanier geschnitzten Köpfen an den bereits ziemlich verfallenen Staketen meinen Spass hatte.

Durch die Humboldtstrasse führt der Weg vom Weinberg auf die eben so schöne wie vornehme Strasse „Terrasse“ genannt und auch von hier findet der sich in der Ferne verlierende Blick, wenn man diese Strasse entlang geht, genau wie auf dem Weinberg und der Schönen Aussicht die Höhenli-

nien der hessischen Bergwälder am Horizonte wieder. An der Sophienstrasse, wo die Terrasse endet, steht eine mächtige alte Linde wohl als Wahrzeichen dafür, dass in dieser Gegend einst der Friede idyllischer Ländlichkeit ruhte. Jetzt stehen an der Terrasse sehr vornehme, teils schlossartige Villen. In der ganzen Strassenflucht, die meine Leser jetzt mit mir vom Friedrichsplatz, die schöne Aussicht, den Weinberg und die Terrasse entlang am Rande des den weiten Auepark beherrschenden Hügel durchschritten haben, erreichen ohne Frage die landschaftlichen Schönheiten der eigentlichen Stadt ihren Gipfelpunkt. Der übrige Teil der Stadt, insbesondere der Westen, nach welcher Richtung vornehmlich Kassel sich immer weiter entwickelt hat und nun schon bis dicht an den Habichtswald herangerückt ist, bietet sicherlich auch manches Reizvolle für das Auge und gewährt oft herrliche Durchblicke nach Wilhelmshöhe und in der Gegend des Kratzenberges mit dem Tannenwäldchen nach dem Dörnberg hin. Mit den westlichen Stadtteilen sind aber geschichtliche Reminiszenzen weniger verknüpft, ja, hier fehlt sozusagen eine Tradition, an die man rückblickend anknüpfen kann. Hier, wo sich jetzt auch schöne boulevardartige Strassen wie beispielsweise die Kaiserstrasse befinden, waren früher ausschliesslich Felder und Gärten. Von dem alten Druselgraben, der einst Kassel mit Wasser versorgte, ist heute kaum noch etwas zu erblicken und doch fliesst noch immer die Drusel vom Habichtswalde herunter durch die Stadt, aber meist schlängelt sich ihr Lauf in unterirdischen Kanälen dahin. Man hört oft an einigen Stellen ihr Rauschen, dem Blicke ist sie aber meist entzogen. Und früher führten an ihren Ufern entlang wundervolle Spazierwege, an üppigen Hecken entlang der Ufer brüteten, nisteten und sangen die Vögel, am Druselturm und an der Druselgasse vorbei ergoss sie sich, den Weg durch die Altstadt nehmend, in die Fulda. Was ein so poetisch empfindender Mensch wie der damals noch junge Wilhelm Speck der früheren Gegend am Laufe der [91] Drusel abzugewinnen wusste, sprechen seine Gedanken und Erinnerungen an diese oft unternommenen Spaziergänge ganz wundervoll aus: „... Endlich gingen die Freunde auch oft mit mir meinen gewohnten Gedankenpfad, der nicht in ein Häusergewimmel, sondern in die freie schrankenlose Natur hineinleitete. Dieser Pfad zog sich an der jetzt überdeckten Drusel still und heimlich dahin, zuweilen durch blühendes Gebüsch hindurchführend und zu manchem grünen Wiesenfleck hinab, empor zu tannenüberstandenen Anhöhen. Aus der Ferne glänzte uns die schön geschwungene Linie des Habichtswaldes entgegen, oft im wundervollsten Abendrot. Vogelstimmen begleiteten unsere Schritte durch das Gebüsch hin und leise murmelte das Wässerchen zu unseren Füßen. Wir aber bauten im Dahinwandeln in die stille Welt stolze Gebäude hinein, den Überschaum träumender Gedanken, Paläste prächtiger als Aladins wunderbares Haus und über dem einförmigen Graben der Drusel dämmerte uns eine märchenhafte Flut dahin, wundersamer als die goldenen Wasser Parizedes. ...“

und später gedenkt Wilhelm Speck wieder dieser Spaziergänge in anderer, weniger romantischer Sprache, aber doch in schönen eines Dichters würdigen Worten:

„... Damals floss von der Wilhelmshöhe ein freundliches Wässerchen nach Kassel hinunter und ein stiller Gedankenpfad begleitete den Wiesenbach bei allen seinen Windungen. Jetzt steht es Haus an Haus über den ehemaligen Herrlichkeiten, damals aber blühten dort die Heckenrosen, bauten die Rotkehlchen in den Büschen und wenn das Abendrot über dem Habichtswald glänzte, konnte man es singen und klingen hören in der blauen Frühlingsluft hoch oben und im Gebüsch ringsum ...“

Mit der zunehmenden Ausdehnung der Stadt nach Süden und Westen ist auch dieses Bachidyll ganz verschwunden. Es ist aber verständlich, dass, wie viele Chronisten berichten, das alte Kassel den Charakter einer ungemein lieblichen Gartenstadt gehabt haben muss, den es sich nur in einigen Teilen bewahren konnte.

Im Jahre 1767 liess der Landgraf Friedrich II. die Festungswerke der Stadt schleifen. Dadurch wurde wesentliches Gelände gewonnen, das zum Teil für die Schaffung des von demselben Fürsten im Jahre darauf angelegten Königsplatzes Verwendung fand. Der Königsplatz, der seinen Namen zu Ehren des Landgrafen Friedrich des Ersten, der auch zugleich König von Schweden war, führte, dürfte vielleicht mehr als ein Jahrhundert den Verkehrsmittelpunkt der Stadt bilden. Allerdings zeigt der Platz nicht mehr das ehrwürdige Antlitz früherer Zeiten. Vielmehr hat auch ihm die moderne Zeit den ihr eignen Stil aufgeprägt. Dadurch hat er natürlich, auch nach dem urteil von Kennern, an Stimmungswert bedeutend eingebüsst, was man selbst leicht feststellen kann, wenn man den Platz auf alten Stichen und Photographien abgebildet sieht. Aus der guten alten Zeit sind nur noch zwei Häuser übriggeblieben, das frühere Hotel zum König von Preussen, das einstige Palais des Ministers von Schlieffen, – heute im Innern völlig wiederhergestellt uns als Kurhessisches Kulturhaus eingerichtet –, und das mit reichlicher Innenarchitektur im Geschmack des Rokoko ausgestattete Haus des Bildhauers Nahl, das mit seiner reichen Stuckfassade einen Vergleich mit dem Asamshause in München aushalten soll. Für Mittel- und Norddeutschland ist jedenfalls dieser prächtige Bau das bemerkenswerteste Beispiel jener Tendenz des Rokokozeitalters, die Häuserfront plastisch auszuschnüßeln.

Übrigens weiss ich noch, dass, als ich 1899 nach Kassel kam, man mich gleich auf das siebenfache Echo als besondere Kuriosität aufmerksam machte. Natürlich erlag ich, wie so viele andere auch, bei einer nächtlichen Excursion durch die Stadt trotz des bestehenden Polizeiverbotes der Versuchung, es auch auszuprobieren und mich an dem wirkungsvollen Ergebnis zu ergötzen und was mich heute in Erinnerung an dieses Staatsverbrechen einigermaßen tröstet, ist die Gewissheit, [92] dass es schon vor mehr als als hundertzwei Jahren ebensolche Sünder gegeben hat, wie es eine Stimme bezeugt, die aus der Selbstbiographie des Ludwig Lindemeyer, worin er seine Reise nach Cassel im Jahre 1797 beschreibt, zu uns gedrungen ist:

„... Der Königsplatz hat eine runde Form, lauter grosse regelmäßige Gebäude, in der Mitte eine Säule und von diesem Stadtpunkt aus ein Echo, welches siebenmal wiederholt. Wegen des grossen Lärms, den die mutwillige Jugend immer da machte, ist es zwar gegenwärtig verboten, die Probe zu machen, doch konnten wir nicht umhin, eines Abends beim Vorbeigehen dieses Verbot zu übertreten. ...“

Auch was er sonst noch bei dieser Gelegenheit über den Königsplatz bezw, über die Stadt sagt, ist nicht uninteressant und erwähnenswert:

„... Fünf Strassen gehen von diesem Platze aus, und das Pflaster ist überhaupt in der Neustadt, hier aber ganz besonders vortrefflich. Übrigens machen die Stille und Menschenleere auf diesen schönen Strassen und Plätzen mit den prächtigen Häusern einen sonderbaren Kontrast.[“] Von dieser

Stille und Menschenleere würde Herr Lindemeyer, stände er wieder von den Toten auf, heute kaum in der Mitte der Stadt noch etwas verspüren. Was übrigens an Neubauten im vorigen Jahrhundert hinzugekommen ist, hat den ursprünglich stimmungsvollen Charakter des Platzes zerstört und dem feinen Gefühl für Raumwirkung, das den ursprünglichen Schöpfer des Platzes leitete, ist bei den Neubauten kaum Rechnung getragen worden. Schon die neue Hauptpost, die an die Stelle des alten, einst von Goullon bewirtschafteten Thurn und Taxis Postgebäudes, wo fast stets Goethe einkehrte, getreten war, fiel ganz aus dem Stil der Umgebung, noch mehr der zwischen 1886 1888 auf der Ostseite entstandene Häuserkomplex, das sogenannte Scholl'sche Kaufhaus, das an die Stelle der ehemaligen Hallengebäude trat. Du Ry, der kundige und vorsichtige Baumeister des Landgraf Friedrich II. wusste wohl, was er that, wenn er nur die eine, festen Boden gewährende Hälfte des Platzes mit massiven Häusern besetzte, während der aufgeschüttete lockere Boden der anderen Hälfte des Platzes nur leicht gebaute Hallen und Baracken aufnehmen konnte. So erhielt der auf der Ostseite des Platzes entstandene Bau den Beinamen „Hallengebäude“. In diesem alten, architektonisch kaum bemerkenswerten Hallengebäude, in dem ursprünglich der Kurfürst Wilhelm I. sechs Freischulen für die Kinder armer Leute errichten liess, befanden sich später Kaufläden verschiedener Art, aber nur noch die älteste Generation dürfte sich daran erinnern, dass sich unter den Besitzern dieser Läden auch Männer der Feder, ja, veritable Dichter befanden, die selbst in der prosaischen Umwelt ihres Kleinhandels ihrer Muse treu blieben. Es waren Ludwig Mohr, der optische Instrumente verkaufte und Julius Braun, der dort ein Porzellangeschäft betrieb. Der literarische Rum beider Männer ist weit über Kassel hinausgedrungen. Die Wandlungen, die im Hallengebäude im Wechsel der Zeiten vor sich gingen, brachte Bennecke, ein der älteren Generation noch gut bekannter Schriftsteller in recht sinniger Weise zum Ausdruck: „... In ihm – so schrieb er – walteten in bunter Abwechslung die drei grossen P's des menschlichen Lebens: Politik, Poesie und Prosa. Für die Prosa der geschäftlichen Tätigkeit war das Haus bestimmt, aber als nach den Märzstürmen 1848 den Bürgerwehren die Aufgabe zufiel, mehr als dem Militär, die Ruhe als erste Bürgerpflicht aufrecht zu erhalten, da wurde das Hallengebäude zu einem bürgerlichen Wachlokale und es wehte mit einem Male ein starker politischer Zug durch seine Räume. Die Poesie sass aber dort und schaute durch Vergrösserungsgläser oder spiegelte sich in hunderten voll hellen und bunten Glasscheiben, als Ludwig Mohr dort einen Laden mit optischen Instrumenten anlegte und Julius Braun ein Porzellangeschäft

Im Versteigerungswege ging das Hallengebäude im Jahre 1881 gegen den Kaufpreis von 120500,-- in den Besitz des Kaufmannes Hermann Scholl über, der mit Besitzergreifung desselben als Verpflichtung übernahm in absehbarer Zeit an dessen Stelle einen Monumentalbau zu errichten.

Im „Kasseler Spaziergänger“ wird das [93] zeitgeschichtliche Ereignis in folgender Weise glossiert: „Zum erst --- zum zweiten und --- zum dritten! --- Der Hammer fiel, der Zuschlag erfolgte und das Hallengebäude war verkauft. Kein Stein wird auf dem anderen bleiben und ein Stück altes Kassel geht dahin! Niemand wird ihm eine Thräne nachweinen. ...“ Erst im Jahre 1886 erfolgte der endliche Abbruch. Als hochragender Bau entstand das Scholl'sche Kaufhaus auf den Trümmern des alten Hallengebäudes und der Königsplatz gewann dadurch ein wesentlich anderes Aussehen. Die Garnisonkirche, die man früher vom Königsplatze erblicken konnte und deren Uhr den Kasselerern stets die Zeit verriet, verschwand hinter dem neuentstandenen Häuserkoloss vollständig. Die Dichter

des alten Hallengebäudes waren längst gestorben, aber die Muse hat man trotz alledem nicht aus dem alten Gebäude vertreiben können. In einem Winkel hatte sie sich verkrochen und geisterte nun in dem Neubau herum, bis sie bei der Familie Scholl, die in der zweiten Etage ihre schönen Wohnräume hatte, willkommene Aufnahme fand. Der nicht auszurottende „Genius loci“ kam hier wieder zur vollsten Entfaltung in der hohen Musikkultur, die in dieser Familie eine wirklich ideale Pflegestätte fand. Für mich knüpfen sich an diesen Ort so viel eigne schöne Erinnerungen, dass hierüber noch an anderer Stelle Manches zu sagen sein wird. Das schlichte und doch vornehm wirkende Palais Hessen-Rothenburg – nach dem Ausspruche des Kunsthistorikers Cornelius Gurlitt eine der stattlichsten Fassaden Kassels – musste wohl um das Jahr 1911 herum einem Warenhausneubau weichen.

Erblickt man heute zu den Hauptverkehrszeiten das Menschengewoge auf dem Königsplatz, wo sich jetzt mehrere Linien der electrischen Bahn kreuzen, dann kann man sich kaum den idyllischen Anblick noch vorstellen, den der Platz gewährte, als in früheren Zeiten, also noch bevor die nach Wilhelmshöhe führende Dampfbahn, die ich noch bei meinem Einzug in Kassel sah, dort ihren Ausgangspunkt nahm. Denn an sonnigen Frühjahrs- und Herbsttagen, ja selbst an schönen Wintertagen wurde der Königsplatz zu einer richtigen Kinderstube der Oberneustadt. Von der Sonne ange-lockt strömten alle Kindermädchen und Wärterinnen aus der Oberneustadt mit ihren Schützlingen nach dem damals recht stillen Platz und hockten im „dolce far niente“ sich sonnend, auf den vorspringende Steinstufen der alten Häuser, die ihnen mehr oder weniger günstige Sitzgelegenheiten boten. Dieses reizende Idyll gehört nun der Vergangenheit an, aber noch heute findet auf dem Königsplatze seit altersher der Wochenmarkt statt, der, angesichts des heutigen starken Strassenverkehrs wie ein Anachronismus anmutet. Aber solange Kassel nicht wie andere grosse Städte über Markthallen verfügt, wird wohl mit dieser alten Tradition kaum gebrochen werden. Dagegen ist der in früheren Jahrzehnten zur Messezeit abgehaltene Geschirrmarkt längst vom Königsplatz nach dem Ständeplatz abgewandert. Für phantasievolle Passanten, die sich gerne unterwegs Ihren Gedanken und Reflexionen hingeben, bot das auf dem Königsplatz ausgebreitete Geschirr gewisse Gefahren. So passierte es, wie sicherlich Kasselerern der alten Generation es noch in Erinnerung geblieben ist, dem einstigen Heldendarsteller am Hoftheater Hermann Günther – als er einmal während des Geschirrmarktes gedankenvoll, den berühmten Monolog Hamlets, den er am Vorabende meisterlich dargestellt hatte, noch auf den Lippen und die Welt um sich her vergessend, ja noch ganz versunken in den Geist seiner Rolle, auf den Königplatz schritt – dass er mitten in die „Dibben“ hineingeriet und unter ihnen eine fürchterliche Verheerung anrichtete. Erst als er die Scherben klirren hörte, erwachte er aus seinem Traum und sah dann die von ihm angerichtete Bescheerung. „Sein oder Nichtsein“, das war nun für ihn keine Frage mehr, denn das Nichtsein der zerschlagenen „Dibben“ kam ihm nur zu anschaulich zum Bewusstsein. In der an interessantesten Momenten reichen Geschichte des Königsplatzes ist dieser Vorfall gewiss nicht bedeutungsvoll und doch möchte ich ihn als gewissenhafter Chronist nicht der Vergessenheit anheimfallen lassen. Aber da ich nun einmal bei den „Dibben“ bin, möchte ich noch eines Originals [94] gedenken, das die ältesten Kasseler noch gekannt haben. Das war die „ahle Dibben Millerin“. In einem Winkel des alten Hallengebäudes hatte sie sich seit undenklichen Zeiten etabliert und verkaufte unentwegt ihre Dibben weiter als auch längst der Dibbenmarkt vom Königsplatz verschwunden war. Beim Abbruch des Hallengebäudes war sie schon

eine Neunzigjährige und sicherlich war es schmerzlich für sie, ihren alten Wirkungskreis verlassen zu müssen. Sie hat wenige Jahre später das Zeitliche gesegnet, obwohl ihr die meisten Kasseler die Erreichung des hundertsten Lebensjahres voraussagten. In den alten Papieren der Familie Scholl fand sich ein Gedicht im Kasseler Dialect, das die ahle Milleren verherrlicht und wenn es auch literarisch kaum wertvoll ist, soll es hier eine Stätte finden, da doch immerhin die Milleren darin gut charakterisiert ist und dem Gedichte ein gewisser zeitgeschichtlicher Wert nicht abgesprochen werden kann. Obwohl ich nicht die Ehre hatte, dieses Kasseler Original persönlich zu kennen, ist mir die Milleren, wie sie sich mir wenigstens „in effigie“ vorstellte, sympathisch und ich möchte daher auch meinen Teil zu ihrer Unsterblichkeit beitragen. Das Gedicht, dessen Verfasser mir unbekannt ist, lautet:

Das ahle Hallengebeidge und de ahle Milleren.

Se rissen's ab äs es so widd,
Sin letzdes Stinn'chen schlagt jitzunner,
Un' es d's Geniste, d's ahle runner –
Kein'n Mensche 'glauw ich ärgerd's nitt;
Mä bliewen au' de Augen drocken
Wann desse Sehenswerdigkeit
Zusammenriddschd in Schudd un' Brocken
Ein's awer es das dhied me leid,
Das dhied me in d'r Seele weh –
Nu packd au' in un' sprichd' „Adcheh“!
Midd dem Gescherr' mit ährem illern
De einunneinzigjäh'ge Miller'n. –

Sidd ew'ger Zitt Johr us – Johr in
Sass unze Miller'n uff dem Flecken
Nitt eine Stunne blebb se weggen,
Do kunnde sunst was lose sin.
Bie Kriegsspiddaakel, bie Krawallen
Ob Godd – ob Deiwel hodd regierd
Wie au' de Zitt war – hinnern Hallen
Das Krämchen wurr' nitt alderierd,
Gungk Alles glich us Rand un' Band:
D'n Strickestrumpf in fleissgger Hand
Sass ruhig do zwischen ährerm illern
Gescheer de wedderharde Millern. –

Noch Nicks mitt awer uffd'r Weld
 es, ie's vun Ahnfangk war, geblewwen
 Jitz es de Millern au' verdrewwen
 Un 'hodd d'n Hannel inggestell.
 Fi'rowend hild se nu' d'rheime,
 Dozu mag Godd rechd gnädig seh'n.
 – Nohdem nein Johre sin v'rgahn –
 Mä ähr nochblanzen kunnvor'schluss
 Un' brengen'n e Gesundheit us:
 „En Vivad hoch ! midd ährem illern
 Gescherr 'dr hunderdjähr'gen Millern“ –

Die wenigsten Kasseläner mögen wohl wissen, dass zu Jérômes Zeiten der Königsplatz den Namen „Place Napoléon“ führte. Damals schmückte auch die Mitte des Platzes ein Denkmal, nicht dasjenige des Land-[95]grafen Friedrich des Ersten, einstigen Königs von Schweden, wie es von der Nachwelt wohl geplant war, aber nie zur Ausführung gekommen ist, sondern es erhob sich auf des Platzes Mitte, einen Brunnen krönend, die Marmorstatue des Kaisers Napoléon in römischer Toga, ein Werk des französischen Bildhauer's Chaudet.

Durch den bekannten Architecten Jérôme's Grandjean de Montigny wurde die Statue auf die Brunnensäule des Königsplatzes gesetzt. Das Piedestal trug die vielsagende Inschrift:

La Westphalie reconnaissante
 a érigé ce monument
 en 1812
 à son fondateur
 Napoléon Premier
 Empéreur des Français
 Roi d'Italie
 Protecteur de la Confédération
 du Rhin
 Médiateur de la Confédération
 Suisse

Eine glänzende Enthüllungsfeier fand bei prächtigem Wetter statt und der Minister von Wolffradt, am Fusse der Statue stehend, feierte in überschwenglicher Rede den vergötterten Kaiser und fünf Tage nach dieser Feier wurde in einem grossen Volksfeste auf dem Napoleonsplatze, wie er nun damals hiess, der letzte Geburtstag des König Lustik in Kassel begangen.

Bei der Kasseler Jugend jener Zeit löste dieses Denkmal nicht gerade sehr ehrfürchtige Gefühle aus. Dafür zeugte ein von der hoffnungsvollen Jugend damaliger Zeit auf dieses Denkmal geschmierter Vers:

Zu Kassel auf dem Zaitenstock
Ohne Hemd und ohne Rock
Ohne Schuh und ohne Hosen
Steht der Kaiser der Franzosen!

Halb asiatisch muss es schon auf dem Königsplatze zugegangen sein, als im Jahre 1813 die Kosaken und Baschkiren Tschernitschews, des Befreiers Kassels von der französischen Fremdherrschaft, auf dem Königsplatze lagerten. Zuerst von der Kasseler Bevölkerung als willkommene Gäste begrüsst, wurden ihr die wilden Horden bald etwas unheimlich und man sah sie schliesslich ebenso gern abziehen wie die von ihnen kurz zuvor davongejagten Franzosen. Ein besonderes Vergnügen bereitete es den asiatischen Herrschaften auf die Statue des Welteroberers mit ihren Pfeilen zu schiessen, wobei der marmorne Napoléon seine Nase einbüsste. Als Torso fristet das auch sonst noch ziemlich ramponierte Denkmal in einer Ecke des Landesmuseum jetzt als historische Merkwürdigkeit ein kümmerliches Dasein.

Wandelt man vom Königsplatz die obere Königsstrasse – heute und seit langer Zeit die Hauptverkehrsader der Stadt – herauf, so fällt unter den Häusern alten Stils, an denen diese Strasse noch reich ist, insbesondere das Nahl'sche Haus Königsstrasse No 41 auf, nach dem Urteile Holtmeyer's „für den Kunsthistoriker ein anmutvolles Denkmal feiner Kultur, für den Geschichtsfreund eine intime Stätte interessanter Erinnerungen und für den schaffenden Künstler ein schönes Vorbild wahrer Architectur.[“] Später kam das Haus in den Besitz der Familie Franz Heinrich Thorbecke und darauf wurde Anna von Griesheim Besitzerin des Hauses. Im Treppenhaus und in den Wohnräumen, jetzt teils Geschäftsräumen, wird das Auge durch vorzüglich erhaltene Wandgemälde und kreisförmige allegorische Deckengemälde gefesselt. Im Seitenflügel dieses Hauses und des Nachbarhauses befand sich die einstige Thorbecke'sche Tabakfabrik. Auch das im Jahre 1773 errichtete Palais des Freiherrn Weitz von Eschen auf dem Opernplatz hinter dem Spohrdenkmal tritt recht wirkungsvoll hervor, [96] wenngleich früher als an Stelle des grossen Warenhauses noch das alte Hoftheater stand, der Gesamteindruck dieser Architectur viel geschlossener war. Durch den Anbau des Hauses in der Opernstrasse – im Volksmunde damals die Lokomotive genannt – ist die frühere Symetrie gänzlich verloren gegangen. Bei einem Vergleich der beiden Abbildungen in dem Holtmeyer'schen Buche über „Alt-Kassel“, die eine die frühere, hoch künstlerisch wirkende, die andere die heutige Anordnung darstellend, kommt einem erst zum Bewusstsein wie sehr das Architecturbild verschandelt wurde.

Da wo sich heute der prachtvolle Barockbau des neuen Rathauses erhebt, stand früher das erst 1905 abgebrochene Messhaus, dessen Bau schon 1762 und 63 unter Landgraf Friedrich II., der die Messen eingeführt haben soll, begonnen wurde. Wie das Messhaus, das als ein sehr grosses und bequemes Gebäude bezeichnet wurde, nicht lange nach seiner Entstehung benutzt wurde, darüber gibt ein Bericht aus dem Jahre 1781 Auskunft, der auch für diejenigen noch interessant sein dürfte, die es noch in dem Strassenbilde der oberen Königsstrasse gesehen haben. In dem Gebäude waren „sowohl

unten- als obenher an beyden Seiten die Hauptgänge mit Kaufleuten allerley Art besetzt. An sogenannten Galanterie-Waren und Kostbarkeiten als Juwelen, Uhren goldenen Dosen und dergleichen trifft man da einen reichen Überfluss an so viel wenigstens gewiss und vielleicht noch mehr als in denen sonst grossen Messen. Die Obersten Gänge sind breit bequem, dabey sowohl erleuchtet und gedielt wie gewöhnliche Zimmer sodass es weit angenehmer ist, daselbst spazieren zu gehen als in dem engen und luftigen Römer zu Frankfurt und dem nicht viel bequemeren Auerbachshof zu Leipzig. Dieses Haus hat auch viele Stiegen und Ausgänge in unterschiedene Strassen so dass bey etwaiger Feuersgefahr von allen Seiten herbeygekommen und geflüchtet werden konnte. Vormittag von 11 bis 1 Uhr trifft man das sogenannte Beau monde daselbst an. Stadtleute gehen mehr Nachmittags dahin. Der Herr Landgraf besucht jedwede Messe gewöhnlich nur zweymal, kaufen aber jedesmal vor grosse Summen ein und theilen damit fürstliche Geschenke aus“

Nach Einführung der regelmäßigen Messen diente also das umfangreiche Gebäude lediglich Handelszwecken. Später wurden viele Räume an Geschäftsleute vermietet. Ich erinnere mich auch noch an die grossen Gemäldeausstellungen, die in Ermangelung geeigneter Räumlichkeiten um die Jahrhundertwende dort veranstaltet wurden.

Wahrhaft imponierend wirkt nun das an die Stelle des Messhauses getretene von Karl Roth erbaute neue Rathaus, sicherlich eines der schönsten neueren deutschen Rathäuser. Der Blick auf diesen herrlichen Bau schuf mir jedesmal, wenn ich die obere Königsstrasse passierte, einen erhebenden Eindruck und ästhetischen Genuss. Zweifellos würde der Bau noch wirkungsvoller zur Geltung kommen, wenn die Fassade von einem grösserem Vorplatze aus genossen werden könnte. So wirken angesichts der verhältnismässigen Enge der Königsstrasse die mächtigen Dimensionen des grossartigen Baues auf den Beschauer etwas erdrückend. Die Aussenarchitektur ist in strengem Barockstil durchgeführt und von wuchtiger Wirkung. Mit der immerhin ziemlich gewahrten Stilreinheit als nicht ganz im Einklang stehend wurden von Kennern der auf dem Rathausvorhof zur Zierde aufgestellte und von Aschrott gestiftete Architekturbrunnen, die Zentaurengruppe von Professor Wiedemann Berlin und endlich die den Treppenaufgang flankierenden, Schild tragenden goldenen Löwen, die dem Volkswitz Anlass gaben, das Rathaus in einen „Gasthof zum goldenen Löwen“ umzutaufen, beurteilt. Mag man nun zu dem Urteile stehen wie man will, der Gesamteindruck wird jedenfalls nicht merklich dadurch beeinträchtigt. Übrigens verdient auch der im Vorhof stehende Everding Brunnen als besonderes Schmuckstück Erwähnung. [97]

Was hätte aber eine durch die Jahrhunderte zielbewusst die Tradition ehrende Bauordnung aus der Wilhelmshöher Allee, die in gerader Linie zum Habichtswald bis an das Wilhelmshöher Schloss heranführt machen können? In der Landgrafenzeit bestanden grosszügige Pläne in dieser Richtung, deren Ausführung aber an finanziellen Schwierigkeiten scheiterten. Einige Häuser und Villen (Wilhelmshöher Allee 17, 26, 62 mit ihren einfachen und doch vornehmen Fronten legen heute noch Zeugnis dafür ab, was aus der Strasse hätte werden können, wenn sie im Sinne der Landgrafen, die sie als Fürstenweg besonders glanzvoll ausgestattet wissen wollten, ausgebaut worden wäre. Im Anfang der Allee sind noch die alten parkartigen Gärten vorhanden, dann aber schliessen sich die üblichen Kasernenbauten an, die dann unvermittelt neben alten, abbruchwürdigen Häusern stehen.

Als ich nach Kassel kam, trug das „Lange Feld“, die Verlängerung der eigentlichen Wilhelmshöher Allee, seinen Namen noch mit vollem Recht, denn es war vollständig unbebaut. In neuerer Zeit sind auf beiden Seiten des „Langen Feldes“ viele Bauten entstanden, da man es verstanden hat, den Platz vor dem Rotenkreuz Krankenhaus, einer Stiftung der als sehr wohlthätig bekannt gewesenen Frau Geheimrat Henschel, durch Schaffung schöner Gartenanlagen, die von Wohnhäusern umgeben sind, geschmackvoll auszubauen. Dass sogar der so arg geschmähte letzte Kurfürst einen grandiosen Bauplan zur Verschönerung des Stadtbildes zur Ausführung vorgeschlagen hatte, verdient um der Gerechtigkeit willen hervorgehoben zu werden. Von dem Hauptbahnhof, der, als er gebaut wurde, ziemlich isoliert, ja, sozusagen ausserhalb der Stadt lag, wollte er einen grossen Strassenzug bis zum Friedrichsplatze durchgeführt wissen, wodurch sich dann die Stadt von dem Bahnhof aus in grossartiger Weise präsentiert hätte durch den herrlichen Durchblick, den man auf diese Weise über den Friedrichsplatz nach der im Hintergrunde liegenden Söhre gewonnen hätte. Der grosse Plan fand aber nur ein kleines Geschlecht, denn nach dem Schmidtmann'schen Erinnerungen wurde in dem derzeitigen Magistrate mit nur einer Stimme Majorität der nicht sehr rühmenswerte Beschluss gefasst, das Project wegen seiner grossen Kostspieligkeit abzulehnen, insbesondere aber weil, wie die wohl nicht sehr wetterfesten Stadtväter befürchteten, in der geplanten grossen und breiten Strasse zu viel „Zug“ entstehen würde. Der Eintritt in die Stadt vom Bahnhof aus wirkt tatsächlich sehr nüchtern und erweckt nicht gerade sehr erhebende Eindrücke. Deshalb kann es nur bedauert werden, dass der den letzten Kurfürsten ehrende Plan nicht zur Durchführung gelangt ist. Zur Zeit seines Entstehens lag um den Bahnhof herum nur unbebautes Terrain. Links zur Kölnischen Allee herauf – übrigens eine Strasse, die sich bis zu einem gewissen Grade den Charakter einer einst mit schönen grossen Kastanien bepflanzten Allee bewahrt hat – zog sich eine kleine, grüne, mit Pappeln bepflanzte Anhöhe, die jetzige Victoriastrasse. Die Museumsstrasse existierte damals noch nicht und die heutige Bahnhofsstrasse war ein richtiger Heckenweg. Gärten zogen sich bis zur heutigen Wolfsschlucht hin.

Von der Schönen Aussicht hat schon die Karlsaue mit ihren grossartigen Baumgruppen und üppig gewölbten Wipfeln, die insbesondere im Frühjahr und im Herbst in den wunderbarsten Farben spielen, unser Auge gefesselt, aber in die intimen Schönheiten dieses reizvollen Parkes, um den Kassel von den meisten Grossstädten mit Recht beneidet wird, gewinnt man erst Einblick, wenn man die Aue nach allen Richtungen durchstreift. Selbst der sarkastische junge Dingelstedt, der an Kassel so allerhand auszusetzen fand, geriet doch immer in eine kaum verhehlte Begeisterung, wenn er über die Aue schrieb, die nach seinen Worten so schön sei, wie ein tiefes Gedicht und die man belauschen muss, in den hohen kühlen Baumhallen [98] und in dem zaubrischen Farbenspiel des Laubes. Wenn man heute durch die gepflegten Parkanlagen wandelt, kann man es sich kaum vorstellen, dass noch im 17ten Jahrhundert diese Gegend, als sie noch die Moritzau heiss, eine grosse Wildnis war. Hier in diesem einstigen Wald- und Sumpfbgebiet wurden grosse Jagden auf Hasen, Füchse und Wildschweine abgehalten. Von einer grossen Jagd, die der Landgraf Moritz im Jahre 1635 zu Ehren des französischen Gesandten veranstaltete, berichtet gewissenhaft die Chronik jener Zeit. Erst Landgraf Carl entschloss sich dazu, diese Wildnis zu einem Parke umzugestalten. Grosse italienische und französische Vorbilder auf dem Gebiete der Gartenkunst schwebten ihm dabei vor. Der eigentliche

Entwurf zu dieser Parkanlage wurde dem grossen Gartenkünstler Ludwig des Vierzehnten, Le Nôtre, den Schöpfer des Versaillerparkes zugeschrieben, der zu diesem Zwecke vom Landgrafen Carl nach Kassel berufen worden sei. Dies wird aber von kundiger Seite bestritten. Der Landgraf hat mit Le Nôtre, der übrigens schon um 1700 herum verstarb, lediglich in Korrespondenz gestanden, um sich vielleicht von ihm beraten zu lassen. Allerdings ganz im Sinne Le Nôtre's soll die ursprüngliche Anlage von dem Gartenmeister Johann Adam Wunsdorf geschaffen worden sein. Wie für die meisten zu jener Zeit entstandenen Parkanlagen Deutschland's war auch für die Karlsaue der Versailler Park das unverkennbare Vorbild und in der ersten Periode bald nach seinem Entstehen, ist im Parke der Stil des Barock- und Rokokozeitalters überall wahrnehmbar gewesen. Von den Nachfolgern des Landgrafen Carl wurden dann die Parkanlagen je nach den vorherrschenden Geschmacksrichtungen denen auch die späteren Landgrafen und Kurfürsten huldigten, weiterausgestaltet. Schon unter Wilhelm IX., dem nachherigen Kurfürsten Wilhelm I., wandelte sich die Karlsaue in einen englischen Park in so markanter Weise um, dass ein Lord Russel die in dieser Stilrichtung geänderten Anlagen zu ihrer Charakteristik den vereinigten Kensington - Hydepark Kassel's nennen konnte. Landgraf Friedrich II. regierte getreu seinem Idole, dem Sonnenkönige Ludwig dem Vierzehnten, unter Entfaltung grosser Pracht. Wie die französischen Könige den Versailler Park zum Schauplatze ihrer rauschenden Feste machten, so sah wohl auch die Aue unter seiner Regierung ihre glanzvollsten Tage. Alles was an Requisiten zu solchen Parkfesten im Barock- und Rokokostile erforderlich war, Irrgärten, Schneckenberge, Theehäuschen, Fasanerien, Naturtheater, Kaskaden, Wasseranlagen, Tiergärten etc. wurde unter Friedrich II. angelegt. Nur wenig ist davon noch erhalten geblieben. Wengleich die Gesamtanlage des Parkes französischen Vorbildern folgte, so deuten doch die den Park durchziehenden Kanäle auch auf holländische Motive. Neben den grossen Wasserbassins waren diese Kanäle für die in der Barock- und Rokokozeit sehr beliebten Gondelfahrten wie geschaffen und bei den Festlichkeiten wie gesellschaftlichen Unterhaltungen spielten diese Fahrten eine wichtige Rolle. Für das grosse Bassin wurde im Jahre 1775 ein Lustschiff beschafft, das reiches Schnitzwerk besass, bemalt und vergoldet war. Seine Kajüte, die im Äusseren eine Balustrade mit Vasen aufwies, war im Innern mit weisser, chinesisches bemalter Atlasapete und silberner Blumenbordüre ausgeschlagen. Die Kosten des Schiffes betragen einschliesslich der Uniformen für die Schiffsknechte 983 Thaler. Auch ein reich vergüldetes Schiff in Gestalt eines Fisches für die Landgräfin findet im Jahre 1782 Erwähnung. Ja, wenn ein so prachtliebender Herr wie es Friedrich II. war, noch mehr Geld gehabt hätte, dann wäre sicher auch eine Lieblingsidee zur Ausführung gekommen, in der Gegend des grossen Auebassins ein grosses Hauptschloss zu errichten, das nach den im Marburger Staatsarchiv noch vorhandenen Plänen alles in den Schatten stellen sollte, was an Schlossbauten Deutschland besitzt. Lediglich als Phantasieschloss zur Dekoration des Parkes war dieser Prachtbau gedacht. Also da, wo jetzt das Auebassin sich befindet, sollte dieser Riesenbau seinen Platz erhalten. [99]

Nach den Plänen hätte derselbe, wäre er zur Ausführung gekommen, an Ausdehnung und Formenaufwand alles überragt, was jemals in Hessen entstanden ist. Das ganze Project war sehr eigenartig gedacht. Die einen gewaltigen Hof einschliessende Anlage wies einen fünfseitigen Grundriss auf. An den Ecken waren gewaltige Bastionen und Gräben als Wehrbauten vorgesehen, was aber nicht hinderte, das eigentliche Schloss mit seinen Freitreppen, Säulengängen, Galerien und

Kuppeln trotzdem äusserst elegant zu gestalten. Gigantisch in der Planung, phantastisch in seiner äusseren Gestaltung wäre dieser Prachtbau wohl geeignet gewesen, eine Sehenswürdigkeit seltenster Art zu werden, die der Stadt eine noch grössere Anziehungskraft gesichert hätte.

Die jetzt teils zugemauerten Grotten und Höhlen am Berggarten unter der Schönen Aussicht beherbergten einst auch eine grosse Menagerie die Friedrich II. im Jahre 1764 anlegte. Dorthin strömten die Kasselaner, um sich die wilden Tiere, die Bären und Orang-Utangs, die dort hinter vergitterten Käfigen hausten, anzusehen, aber auf der mit schönen Bäumen bewachsenen Allee, die zum Berggarten parallel läuft, müssen wohl die Affen ziemlich frei herumgesprungen sein, vielleicht an langen Ketten befestigt; denn noch heute trägt diese Allee den Namen „Affenallee“. Auch die noch heute bestehende Hofbleiche wurde für die Tiergartenanlage verwandt. Im 18ten Jahrhundert war die Hofbleiche ein allerliebstes Lustschlösschen des sehr verschwenderisch lebenden Prinzen Maximilian. In dem prächtigen Schlossgarten, zu den das Volk jederzeit Zutritt hatte, befand sich neben einem Irrgarten ein grosses Wasserbecken mit einer Insel und auf dieser ein Schwanenhaus. Von dieser einstigen höfischen Pracht ist kaum noch eine Spur zu entdecken. Grosse Tennisplätze bedecken heute die Fläche des einstigen Schlossgartens. Die Tiersammlung war übrigens für damalige Zeiten sehr reichhaltig und Kassel wäre froh, wenn es heute einen zoologischen Garten von diesem Umfange besässe. Aus den alten Chroniken ersieht man, dass zu dem grossen Tierbestande Löwen, Leoparden, Trampeltiere, Dromedare, weisse Kamele, Rentiere, Gensen, Affen aller Arten, Stachelschweine, Seehunde, Pelikane, Kasuare, Kraniche, Adler, Fasane, Pfaue, Papageien etc. etc. gehörten, aber die Hauptsehenswürdigkeit war ein junger indischer Elephant. Das Gerippe dieses Elephanten ist noch heute im Naturkundemuseum zu sehen. Nach seinem Ende wurde der Elephant von dem Anatom von Sömmering präpariert und der Elephantenschädel sogar für mehrere Jahre zu Studienzwecken an Goethe ausgeliehen. In einem poetischen Hymnus auf den „grossen Auegarten“ hat Tobias Dick eine dichterische Beschreibung des Tiergartens gegeben, während in einem in der Landesbibliothek hängendem Bilde der Tiergarten auch eine malerische Darstellung gefunden hat. In der Landesbibliothek wird auch ein Bilderwerk, das in 145 Bildern die einstige Hessen-Kassel'sche Menagerie darstellt, aufbewahrt. Wegen seiner Kostspieligkeit ist der Tiergarten von dem viel sparsameren Nachfolger Friedrich II., dem Landgrafen Wilhelm IX., wieder aufgelöst worden. Der reiche Tierbestand wurde an den Kurfürsten von der Pfalz-Zweibrücken verkauft.

Dem Landgraf Wilhelm IX. war überhaupt alles Französische in der Seele verhasst. Dafür imponierte ihm der englische Lebensstil und das prägte sich dann auch bald in der Neugestaltung der Parkanlage wieder aus, die nun ganz im englischen Geschmack erfolgte. Je nach der Laune der damaligen Herrscher änderte sich stetig die Physiognomie der Karlsau. Es war im Winter 1786/87, als man sofort daran ging, den sich unter Wilhelm IX. vollziehenden Stilwandel in die Tat umzusetzen. Unter den Äxten und Beilen der zu dieser Arbeit aufgebotenen Holzarbeiter brachen die alten Alleen und Hecken zusammen. In einem zeitgenössischen Werke hiess es:

„Der französische Geschmack, der aus Gärten Laubpaläste, aus Hecken Laubkollonaden und aus Bäumen Pyramiden und andere Schnörkeleien gemacht hatte, der eingeschlichene tändelnde Geist der

Kleinlichkeiten [100] und Spielwerke, jenes ermüdende Einerlei und dieses spitzfindige Vielerlei, kurz alles ekelhaft Gezierte, das nur kleinen Geistern Vergnügen machen kann, nahm auf einmal ein Ende. Der falsche Götze Le Nôtre wurde entlarvt und vom Throne gestürzt. ...“

Zunächst entstand natürlich eine wahre Wüstenei, aber bald verstand es die gärtnerische Kunst, die Natur wieder in ihre Rechte einzusetzen und die frühere Unnatur zu beseitigen. Das Publikum gewöhnte sich bald an den neuen englischen Geschmack in der Parkgestaltung und fand schliesslich die Karlsaue nun herrlicher als je zuvor. Erst seit etwa 100 Jahren ist sie in ihrer äusseren Gestalt ziemlich gleich geblieben denn unter dem Kurfürsten Wilhelm II. erfuhr sie wohl die letzte grundlegende Umgestaltung durch den überaus tüchtigen Gärtner Hentze, dem dieser Fürst den Ausbau und die Pflege des Parkes anvertraute. Mit der Schaffung der Aueinsel, genannt „Siebenberge“ hat sich dieser Gartenkünstler wohl selbst das schönste Denkmal gesetzt. Auf diesem kleinem Eiland hat er die seltensten Bäume, Sträucher und Blumen angepflanzt. Besonders stark vertreten auf demselben sind Koniferen, Eriken, Farne und Orchideen. Dort entstand ein richtiger botanischer Garten, der insbesondere im Frühjahr eine grosse Zugkraft auf alle Liebhaber schöner und seltener Pflanzen ausübt. Die Insel soll einer der schönsten und vollständigsten Frühlingsgärten sein. Die intimen Teile der Karlsaue im Einzelnen zu beschreiben, dazu bedarf es des näheren Eingehens auf die prächtigen Gruppen der verschiedensten Baumarten, auf die man überall stösst. Wie sehr dieser Baumbestand an Schönheit denjenigen der meisten bekannten Parks der deutschen Grossstädte übertrifft, davon überzeugt man sich immer wieder bei jedem Spaziergange durch den Park und gefesselt von dieser eigenartigen Schönheit fühlt man unwillkürlich, wie sehr die heutige Aue in ihrer herrlichen Baumpracht ihr Urbild, den Versailler Park, mit seinem im strengen Stil der französischen Gartenbaukunst geschaffenen Anlagen hinter sich zurückgelassen hat. Schon als ich das erste Mal den Versailler-Park durchschritt, der nur in dem Teile, wo das Trianonschlösschen sich befindet, dem deutschen Geschmacke zusagt, mir aber nicht in der Nähe des Schlosses, wo der zur Manier gewordene Rhythmus der fein abgezirkelten Taxushecken und Buchsbaumpyramiden vorherrscht, gefallen konnte, drängte sich mir der Vergleich mit der Aue sofort auf und ich war keinen Augenblick zweifelhaft, welchem der beiden Parks ich die Palme reichen sollte. Auch der von mir schon mehrfach zitierte Reisende aus dem Jahre 1780 wies in seiner Schrift, also vor mehr als 150 Jahren den wahren Wert der unvergleichlich schönen Aue richtig einzuschätzen, wenn er sagt:

„Die Aue ist einer der schönsten Spaziergänge, die ich irgendwo angetroffen habe und wer auch die schönen öffentlichen Spaziergänge in Wien, London, Berlin und besonders zu Paris gesehen hat, wird diesen dennoch schön gross und prächtig finden. In seinen „Wanderungen“ preist auch Lobe die Aue. Er sagt: „dass auch, als der Glanz der Barockzeit und des Rokoko vorüber war, immer noch die Ansicht galt, dass es einer ungeschminkten patriotischen Feder nicht zum Vorwurf gereichen dürfte, wenn man neben die berühmten Gärten in Wien, Schönbrunn, Wörlitz, Nymphenburg und andere auch die Aue bei Kassel mit stellt.“ Merkwürdigerweise ist aber die Aue fast zu allen Zeiten von der Kasseler Bevölkerung nie in dem Maße aufgesucht wurden, wie sie es verdiente. So verständlich es heute sein mag, dass bei den schnellen und bequemen Beförderungsmitteln die Menschen den rasch erreichbaren Bergwald mit seiner frischeren und würzigeren Luft vorziehen, so bleibt es unbegreiflich, dass auch in früheren Zeitläuften die Aue trotz ihrer Schönheit sich nicht eines regeren

Besuches erfreute. Von allen denen, die ihr Lob singen, wird stets die Menschenleere des Parkes unterstrichen. Nur am ersten Pfingstfeiertage ist es von altersher Brauch, die Aue zu besuchen. An diesem Tage strömt die traditionsliebende Bevölkerung in grossen Scharen nach der sonst von ihr so vernachlässigten Karlsaue. [101]

Besser als selbst in dithyrambischer Prosa weiss der begnadete Dichter die unversiegbare Schönheit und Pracht des Aueparks in seinen Versen einzufangen und da es einen von vielen nicht gekannten poetischen Hymnus von Dingelstedt „Auf die Aue“ gibt, will ich mit diesen Versen, die schon eher als die Dingelstedt'sche sonstige Lyrik an sein grosses Vorbild Heinrich Heine gemahnen, meine eigne, gut gemeinte Würdigung krönen und sie poetisch ausklingen lassen.

In der Aue.

Euch begrüß ich Steingebilde,
Pfortner dieser Zauberhallen
Lasst durch euer Frühlings-
Märchen den entzückten Sänger wallen
Froh der Stille, die sich labend
Wie ein Sabbath rings verbreitet,
Und gleich Paradieses Strömen
Durch die durstige Seele gleitet.

Dort wie schön, wo Silber-
Wellen um ein blumig Eiland spülen,
Wo durch dunkle Tannen-
Wipfel Aeolinenklänge wühlen,
Wo die Weiden furchtsam strebend
In den Weiher niederhangen
Und gestreckte Buchenstämme säulen-
Gleich den Schritt umfassen.

Dort, wie schön, wo grüne Bänke
Zur Idyllenruhe laden,
Wenn zwei Menschen sich begegnen,
Stauend, auf verschlungenen Pfaden,
Wo durch heiliges Wüstenschweigen
Der Fasanenschrei gellen,
Und die Schwäne stolz und friedlich
Steuern durch die blauen Wellen.

Nur zu Zeiten hör ich plötzlich
Stampfen in den grünen Gängen,
Einen Reuter blankgewaffnet,
Seh' ich rasch vorübersprengen,
Wie durch der Sahara Steppen,
Traumgesicht der Wanderseele,
Staubumweht ein Berber hinschiesst
Auf hochtrabenden Kamele.

Und in sandbestreuten Wegen,
Unter sicherem Waldesdüster,
Wandelt dort ein liebend
Pärlein in vertraulichem Geflüster
Sachte, sachte, dass die Bäume,
Dass die Vögel nicht erwachen
Und die Fischlein so im Teiche,
Goldig ihre Sprünge machen.

Also durch das Frühlingshochamt,
Das die grüne Au bereitet,
Lieb ich es allein zu wandeln,
Eh' der Tag zu Ende schreitet
Still vergnügt, wenn durch
Die Haare mir ein Hauch des Abends säuselt
Und sich um mein Haupt
Behaglich der Zigarre Weihrauch kräuselt. [102]

Spät erst wenn von Abendröte
Röte nur die höchsten Pappeln glühen,
Muss ich satt des Wundervollen
Und beschwichtigt heimwärts ziehen,
Hast ja alles dort gefunden
Sag ich mit im Scheiden immer,
Alles bis auf Eines:
Menschen ! – und Gottlob
Die suchst Du nimmer!

Neben dem grossen und prächtigen Auepark, der, weil im Herzen der Stadt gelegen, in erster Linie auch das Interesse der auswärtigen Besucher in Anspruch nimmt, treten die mehr oder weniger gepflegten kleineren Park- und Gartenanlagen der Stadt begreiflicherweise mehr in den Hintergrund.

Wer kam selbst von den Kasselerern noch in das wunderhübsche, allerdings zu meiner Zeit ziemlich verwahrloste Eichwäldchen mit seinem achtungsgebietenden Baumbestand. Höchstens von den Bewohnern des Vorortes Bettenhausen wurde es ab und zu mal aufgesucht. Eines lebhafteren Besuches erfreuten sich schon der Aschrottpark, die Anlagen auf dem Kratzenberg sowie in neuerer Zeit das Parkidyll Schönfeld. Seit 1906 ist Schloss und Park Schönfeld in den Besitz der Stadt übergegangen, die seither zur Verschönerung und Erhaltung des mehr als 150 Jahre alten Besitzes viel getan hat und aus diesem kleinem, aber über einen prachtvollen, alten Baumbestand verfügenden Park ein wahres Kleinod geschaffen hat, das ganz besonders von den Bewohnern des Frankfurter Viertels gewürdigt wird. Seitdem im Jahre 1777 ein Oberst Nik. Heinr. von Schönfeld auf dem Langberg vor dem Frankfurter Thor sich ein in jener Zeit als Luxusbau geltendes Schlösschen mit Garten und Parkanlagen errichtet hatte, erfuhr dieser an sich schöne Landsitz, der von seinem Schöpfer den Namen beibehalten hat, ein sehr wechselvolles Schicksal. Dauernd ging er durch Verkauf oder Verpachtung in andere Hände über. Schon 1793 wurde Schönfeld an den Tabakfabrikanten Thorbecke verpachtet. Zum Mahlen der Tabakblätter hatte Thorbecke in Schönfeld eine Windmühle errichten lassen, wie sie vorzugsweise in Holland für solche Zwecke verwendet wird, aber die Schönfelder Windmühle [erfüllte] wegen der anhaltenden Windstille nicht ihren Zweck und musste wieder abgebrochen werden. Thorbecke trat nach Ablauf von 5 Jahren den Besitz wieder an einen holländischen Major Adrian van der Hopp ab, dessen Wittve es wieder 1803 an einen anderen Holländer den Baron Theodor van Smeth verkaufte. Hierauf kam es einige Jahre später in den Besitz des Bankier Karl Jordis, dessen Gattin eine Brentano und eine Schwester der berühmten Bettina von Arnim war, die zum ersten Male im Jahre 1806 auf dem Landsitz ihres Schwagers Jordis, der nun auch zeitweise ein Sammel- und Treffpunkt der romantischen Schule wurde, zu Besuch weilte. Von Jordis, seinem Hofbankier, kaufte der König Jérôme das Landgut Schönfeld, das wegen seiner verschwiegenen Lage dem liebebedürftigen Herrscher für seine galanten Abenteuer besonders willkommen war. Aber auch als Standort für seine Parforcejagden diente ihm das Schlösschen Schönfeld. Seine sehr schlichte Inneneinrichtung erfuhr natürlich unter Jérôme manche Verschönerung. Nach Jérôme's Sturze wurde Schönfeld kurfürstlicher Besitz. Der wegen seiner Knauserigkeit genugsam bekannte Kurfürst Wilhelm I. liess Schloss und Park verfallen und erst sein Nachfolger Wilhelm II. tat wieder etwas zur Erhaltung des Besitzes. Durch Bromeis liess dieser Kurfürst das Schloss neu herrichten und schenkte seiner Gemahlin Auguste den Landsitz, der nun in Augustenruh umgetauft wurde. Wie zu Jordis Zeiten wurde Schönfeld wieder ein Mittelpunkt schöngeistiger Geselligkeit die die Kurfürstin Auguste pflegte und sehr schätzte. Nach ihrem Tode 1841 ging der Besitz auf ihre älteste Tochter Karoline über und nach deren Ableben wurde der Landsitz dem kurfürstlichen Hausfideikommiss zugesprochen. Vom Jahre 1880 ab fiel er [103] an die hessischen Agnaten, die Landgrafen Hessen-Philippsthal. Durch Verpachtung ging das Landgut im Jahre 1896 an den Menageriebesitzer Kreibe aus Gotha über, der im Parke einen zoologischen Garten und im Schlosse einen Wirtschaftsbetrieb einrichtete. Nun kam ein völlig ungewohntes Leben in den sonst so stillen Park. Bären, Löwen, Wölfe und Schakale heulten um die Wette, Papageien kreischten, exotische Wasservögel schwammen auf den Teichen und in dem einstigen Schlossidyll der Kurfürstin Auguste tranken jetzt die schaulustigen Kasseler Bürger bei Militärmusik ihren Schoppen und ihren

Kaffee. Auf die Dauer fand indes dieses neue Unternehmen in Kassel nur wenig Förderung und ging nach wenigen Jahren wieder ein. Um die Jahrhundertwende habe ich noch die kümmerlichen Überreste dieses einstigen Tiergartens gesehen, Park sowie Schloss sehr verwildert gefunden. Aber nach diesen vielen Stadien der Blüte und des Verfalles ist wieder neues Leben in Schönfeld eingezogen, nachdem die Stadt um den Aufpreis von M 320.000.-- Besitzerin geworden war. Als ich noch kurz vor meinem Weggange von Kassel den Schönfelder Park wiedersah, war ich sichtlich überrascht und höchst entzückt über die wundervollen Anlagen, die im Schatten der prächtigen Bäume zwischenzeitlich entstanden waren.

Die stille Liebe, die ich für Kassel empfand, nicht nur solange ich in seinen Mauern weilte, sondern auch in der Erinnerung fortwirkend nach meinem Weggange, hat mich immer empfänglich gemacht für alles was je über Kassel geschrieben und gesagt wurde und wo nur immer in der Literatur Stimmen aus früheren Zeiten in solchem Sinne laut wurden, habe ich ihnen gern und mit Interesse gelauscht. Gross war dann meine Mitfreude, wenn in den Würdigungen der Stadt ihre herrliche Lage gerühmt wurde, denn kaum ein Durchreisender und Fremder verhehlte seinen Enthusiasmus über die Schönheiten der Stadt, es sei denn dass gerade schlechte Laune oder sonstige widrige Umstände ihn dafür unempfindlich machten. Ja, wer weis, ob dieser Enthusiasmus, den Durchreisende und Fremde in alter Zeit bekundeten nicht berechtigter war, als heutzutage. Vielleicht war der Übergang zur Stadt zur umliegenden Landschaft unmittelbarer und reizvoller. Vor 1866 wurde Kassel stets als eine Gartenstadt angesprochen, erst später setzte die Entwicklung zur Grossstadt ein. Wo einst Gärten blühten und prachtvolle Baumgruppen standen, wuchsen jetzt Steinkolosse aus der Erde und damit war nicht immer eine Verschönerung der Stadt verknüpft. Dass schon die Stadt unter den Landgrafen Karl und Friedrich die Zeitgenossen zu blenden wusste, „wird durch Fischer in seiner“ Reise von Leipzig nach Heidelberg bezeugt, da er die Herrlichkeit der Feenstadt nicht genug preisen kann. Ein anderer Reisender jener Zeit räumt Kassel den vierten Rang nach Wien, Berlin und Dresden ein. Der einstige westfälische Minister Joseph Jérôme Siméon schreibt kurz nach seiner Ankunft am 28. August 1807: „Kassel hat eine hübsche, gutgebaute von Gärten und prächtigen Promenaden umgebene Stadt. Wenn nicht der Winter wäre, der hier kalt sein soll, so wäre das Land bezaubernd. Läge es unter einem gemässigten Himmelsstrich, so würde man dorthin strömen wie in ein Elysium. Ich habe nirgends etwas Schöneres gesehen. ...“ Aber noch überschwenglicher spricht sich der Franzose Le Play in seinem Buche „Voyages en Europe“ im Jahre 1829 aus, worin er eine enthusiastische Beschreibung von Kassel und Wilhelmshöhe gibt und schliesslich Kassel als die schönste Stadt bezeichnet, die er in seinem Leben gesehen hat. Aus dem alten Kassel, der einstigen kurfürstlichen Residenz ist auch Manches verschwunden, was den Zeitgenossen zu imponieren schien. Der Universitätsprofessor Moritz Wilhelm Drobisch aus Leipzig, ein sehr anerkannter Philosoph und Mathematiker, der bei einem Jubiläum der Stadt Göttingen als Delegierter geweiht hatte und am 23. Septb. 1837 auch nach Kassel kam, weiss [104] viel Rühmendes über die Stadt und das Leben in ihr zu melden: „Lange hat mich nichts so überrascht – so schreibt er in seinem Tagebuche – wie Kassel. Ich komme aus dem stillen Tal von Münden und finde plötzlich eine höchst glänzende, elegante geschmackvolle Residenz. Fürstliches Leben zeigt sich in Gebäuden, Gärten, Uniformen, Equipagen,

Livreen usw in allem Glanz ganz anders z. B. als in Dresden. Das Militär ganz auf preussischen Fuss hat eine treffliche, imponierende Haltung. Die Damen sind elegant gekleidet, graziös und liebenswürdig. Der „Römische Kaiser“, ein Gasthof von einem Umfange und fast möchte ich sagen von einer grossartigen fashionablen Einrichtung wie mir noch keiner vorgekommen. Die Kirchenparade zeigte die militärische Haltung und schöne Uniformierung der Truppen. Interessant war mir dabei die Equipage der Gräfin Reichenbach (– hier irrt sich offenbar der Professor, er meinte wohl die Gräfin von Schaumburg, spätere Fürstin von Hanau –) mit sechs herrlichen Engländern und zwei Jockeis, weit mehr aber noch die schöne Frau, die darinnen sass, die schöne Helena die den Dritten (?) Mann fesselt. Göttinnen und Kassel welche Kontraste! Dort Stille, Ärmlichkeit, Geschmacklosigkeit, hier Leben, Überfluss (scheinbar wenigstens) Eleganz und Glanz. Aber ich sehe auch deutlich ein, wie wenig eine Stadt wie Kassel eine wahre Universitätsstadt sein konnte. Solche Herrlichkeit muss den jungen Leuten den Kopf verdrehen, komme doch ich als alter prosaischer Mensch nicht ohne einen Rausch, einen Schwindelanfall davon. Solche Empfindungen habe ich nicht gehabt als ich Berlin sah; nur den Eindruck von Dresden im Jahre 1832 kann ich damit vergleichen. Die Gegend ist aber auch hier unvergleichlich, und ich glaube fast, dass sie noch reicher ist als die Dresdener. Die Aussichten von der Wilhelmshöhe sowie in die Aue suchen ihres gleichen. ...“

(Der Gasthof, der „Römische Kaiser“ lag an der Ecke des Martinsplatzes und der Hedwigsstrasse, die Länge der letzteren damals fast, später ganz vollständig einnehmend.)

Für Kassel's Schönheiten gab es zu allen Zeiten der Lobredner viele, aber nicht immer behagten diesem und jenem die beschauliche Stille in der vor etwa einem Jahrhundert Kassel's Bevölkerung dahinlebte. Im Jahre 1836 erschienen in der Zeitschrift „Europa“ Bilder aus Hessen-Kassel, in denen der junge Dingelstedt die gesellschaftlichen und künstlerischen Zustände der einstigen kurfürstlichen Residenz mit seinem etwas aggressiven Sarkasmus glossierte. Wie berechtigt vielleicht Manches oder auch Alles, was er sagte, gewesen sein mag, so waren doch begreiflicherweise die ehrliebenden Bürgerkreise, die ihre Heimat durch seine Glossen verunglimpft glaubten, nicht sonderlich darüber entzückt und komplimentierten ihn aus den gesellschaftlichen Vereinigungen, denen er angehörte, wieder hinaus. In späterer Zeit hat übrigens der reifer gewordene Dingelstedt – was zu seiner Ehre gesagt werden muss – diese Einstellung Kassel gegenüber bedauert. Gewiss war das Leben in der kurfürstlichen Residenz, verglichen mit den Zeiten als Kassel noch unter dem Regime der Landgrafen und des Königs Jérôme stand, wesentlich stiller und langweiliger geworden und für den Schöpferdrang wie den Betätigungswillen eines so kraftgenialischen Musensohnes, wie es der junge himmeltürmende Dingelstedt gewesen sein muss, war jenes Kassel sicherlich nicht geschaffen. So tobte sich sein Unmut in satirischen Ausfällen aus und in seine Feder floss so manches herbe Wort, das den Kasselanern auf die Nerven fiel. Einer gewissen Berechtigung entbehrten wie gesagt seine Schilderungen nicht, da auch den zeitgenössischen, unbefangener und sachlicher urteilenden Beobachtern stets die Zurückgezogenheit des Hofes und der Bevölkerung, die auf Leben und Verkehr in der Residenz stagnierend wirkte, auffiel. Aber der Stil des jungen lebenshungrigen Dingelstedt, der u. A. Kassel eine „versteinerte Elegie“ nannte, war mit Esprit geladen und so entbehren heute noch seine damaligen Stimmungsbilder nicht des Interesses. Sie sind durch-[105]aus noch lesenswert. „... Von

dem nächtlichen Lärm – so schreibt er an einer Stelle – und dem späten Vergnügen einer Residenz weise man hier nichts. Türen und Fenster schliessen sich fein bürgerlich mit dem zehnten Glockenschlage und wenn nicht hier und da der Ruf einer Schildwache an Zivilisation erinnerte, würde kein Licht, kein Laut die wohlthuende Illusion stören, als wandle man in einer verschütteten Stadt durch eine hallende Katakombe.“ – Und an einer anderen Stelle fährt er fort: „Überall in der schönen Stadt, wie in ihrer schönen Umgebung fehlte die lebendige Staffage, es ist nichts wie Natur, ein landschaftliches Stillleben ohne eine Idee von Residenz. Bouterweck taufte Kassel einen Tempel des Schweigens. Schön ist der Tempel allerdings, aber verteufelt langweilig! Und wo er eine Merkwürdigkeit besitzt, da steht auch ein Schilderhaus mit einem bewachenden Krieger und vor jedem schönen Punkte hängt sicher ein obrigkeitliches Vorhängeschloss. ...“ Und das gleiche Thema variierend, kann sich Dingelstedt in der Kennzeichnung der idyllischen Ruhe der einstigen kurfürstlichen Residenz vor mehr als hundert Jahren nicht genug tun, wenn er wieder an einer anderen Stelle mit dem ironieerfüllten Untertone sagte: „... Die vielen offenen, stillen, leeren Plätze der Oberneustadt, die langen Zeilen ihrer Hauptstrassen, die hochragenden, glatten Häuser zu beiden Seiten mit den hohlen Fensteraugen und ihren wie Riesenstämme weiss-schimmernden Säulen, sie bieten in der Tat einen feierlichen tempelartigen Anblick. Kommt die Nacht dazu, bleicher Mondenschein und brenzlicher Braunkohlenduft, der wie Höhenrauch auf der Halde über dem Fuldathal lagert, so ist die Ähnlichkeit fertig. Der späte Wandler hört seine Schritte auf dem Pflaster und längs der verschlossenen, verschlafenen Häuser hohl widerhallen und tritt unwillkürlich leise auf. Ein Tempel des Schweigens! Die Aue, eine klassische Elegie in Bäumen und Weihern gedichtet, ist der alte, heilige nichtbelaubte Hain des Tempels. ...“

Börne, der grosse Schalk und Spötter, der 1828 in Kassel war, erzählte, um die Einsamkeit der Stadt zu kennzeichnen, dass er in der Karlsaue nach 14 Tagen ein Geldstück „einen Sechsbätzner“ das er auf eine Ruhebänk hingelegt hatte, auf derselben Stelle wieder fand.

Heinrich Heine, der gewiss auch begeisterungsfähig war, hätte sich, als er in Kassel weilte, um sich von dem Maler Emil Ludwig Grimm zeichnen zu lassen, von der schönen landschaftlichen Lage sicherlich beeindruckt lassen und sie in schönen Versen gepriesen. Aber seine Laune muss durch sehr schlechtes Wetter, das er in Kassel antraf, beeinflusst worden sein, wie der Vers ahnen lässt, den er auf die Zeichnung Grimm's niederschrieb:

„Verdrossnen Sinn im kalten Herzen hegend,
Schau ich verdriesslich in die kalte Welt! ...“

Ein preussischer Oberst von Decker, der Kassel im Jahre 1839 besuchte, findet, dass mit seinen breiten gradlinigen Strassen seinen hohen geschmackvoll gebauten Häusern, die mitunter selbst für Paläste gelten können, Kassel eigentlich eine schöne Stadt sei, aber sie gleiche doch einem grossen steinernen Sarkophage, so tot sind die Strassen, so wenig Menschen lassen sich blicken und diese wenigen sehen nicht einmal vergnügt aus. ...“

Fünf Jahre nach dem Kasseler Besuch des Oberst von Decker taucht in Kassel ein Holländer auf, dessen in dieser Stadt gewonnenen Eindrücke auch in der Literatur festgehalten wurden, Ja, ein Brief, worin dieser nüchtern empfindende holländische Reisende darüber berichtet, entrollt ein Zeit- und

Stimmungsbild, dem ein gewisser kulturgeschichtlicher Reiz nicht abzusprechen ist. Der Holländer Bakhuizen van den Brink, auf einer Reise in Deutschland begriffen, schreibt an seine holländischen Freunde. Freiheitlich gesinnt stösst er sich an die enge Gebundenheit des damaligen Lebens. Wenn auch seine boshaften Bemerkungen alles andere als gerade objectiv sein mögen, so enthalten sie vielleicht doch manche Wahrheit. In dem Briefe vom 5. Aug. 1844 heisst es u. A. „... was soll das arme ausgesogene Volk auch anders machen. [106] Kassel ist für sie nicht gebaut, sondern für ihren eitlen Kurfürsten, dessen Sklaven sie sind. Kassel ist eine Residenz mit breiten Strassen und prächtigen Polizeibeamten, eine von jenen Städten, die den holländischen Bürgersinn immer unangenehm berühren. Das erste, was Ihnen am Tor begegnet, ist ein Soldat, der Sie um Ihren Namen und Charakter bittet. Auf meine Antwort, dass ich den ersten nicht zu vergeben hätte und dass das zweite ein so seltsames Ding wäre, dass meine Freunde und ich nach langem Studium darüber nicht ins Reine gekommen wäre, stiess mich mein Reisegefährte an mit der Versicherung, dass derartige conscientieuse Wahrheiten hier mit Polizeiaufsicht oder mit dem Befehl, augenblicklich die Stadt zu verlassen, bestraft würden. Ich war daher nachgiebiger und half dem Sergeanten beim Aufschreiben meines langen barbarischen Namens, von dem ich ihm keinen Buchstaben schenkte. Darauf folgte eine Frage, in wessen Dienst ich stände? Und auf meine Antwort, dass ich in keinem anderen Dienst stünde als in dem eignen, gab der Mann nicht undeutlich zu verstehen, dass ich ein flegelhafter Engländer wäre. Obwohl Ihnen nun die gleichen Fragen wiederholt werden, wenn Sie Kassel verlassen, meint es die Regierung doch nicht so böse. In der Zwischenzeit, während der alte Kurfürst sein Volk nicht quält, pflegt er sich mit den Fremdenlisten zu amüsieren. ... Weiter sehen Sie in Kassel weissgetünchte Gebäude und leere Plätze und viereckig ein kolossales Standbild eines unbekanntes (mir wenigstens und Ihnen wohl auch) Kurfürsten mit einer Perücke, und endlich von der Brücke ausserhalb der Stadt ein recht schöner Blick auf die Fulda. Weiter oben, sagen die Kasseler, ist es noch schöner, denn da ist das fürstliche Schloss; aber da wir uns nichts aus Fürsten machen, reisen wir weiter nach Göttingen. ...“

Im krassen Gegensatz zu der geringen Eindrucksfähigkeit des sehr prosaisch veranlagten Holländers steht die wenn auch nicht durchweg begeisterte, aber doch treffende Schilderung über Kassel – dreissig Jahre später also als die einstige kurfürstliche Residenz längst preussisch geworden war – die der berühmte Geschichtsforscher und Kunsthistoriker Jacob Burkhardt in einem von Dresden am 24. Juli 1875 an Max Alioth gerichteten Briefe gibt. Gewiss nähert sich die Physiognomie der Stadt jetzt schon dem Bilde, das sich unserer älteren Generation eingepägt hat und es ist ganz natürlich, dass dieser grosse Kenner sich kunstkritischer Bemerkungen nicht enthalten kann. Diese sind aber von so berufener Seite kommend doppelt interessant:

„Abends spät – so schreibt B. – kam ich (von Frankfurt) nach Kassel, wo ich dann fünf Tage bis vorgestern abend blieb und die Galerie studierte Von den erstaunlichen Schätzen der Galerie ein andermal; aber ich glaube, Sie kennen Kassel überhaupt nicht, und *diese Lage* sollten Sie sehen.

Der eine Rand der Stadt läuft über einer hohen Terrasse hin, von welcher man über die Bäume eines stundenlangen Parkes hinweg die entfernten Höhen und Bergzüge sieht; man ist himmelhoch über einem endlosen Abgrund von Grün. Des Abends sitzt man im sog. Felsenkeller, d. h. ein Teil der

Terrasse ist ein mächtiges Bierlokal, wo auch ehrbares weibliches Kassel mit Strickstrumpf in Masse erscheint; all dort erwartete ich zwei Abende das Aufgehen des Vollmondes hoch über der gewaltigen nebligen Waldnacht.

Und ausser dieser Herrlichkeit, die schon Kassel für Waldfreunde zum Aufenthalt der Wonne macht, dann erst noch die *Wilhelmshöhe*, auf welche ich einen Abend wandte. Dagegen hat das Bauwesen der landgräflichen Zeit etwas sehr Mässiges. Die Gebäude an dem dafür viel zu grossen Friedrichsplatz sind alle zu niedrig und könnten einen grossen Sockel mehr gebrauchen; man möchte ihnen zurufen: alleh hopp! macht euch aus dem Boden hervor! In der Mitte des Platzes steht gross von Marmor ein alter Landgraf, der Schädelbau und der gebietende Ausdruck und die ursprüngliche klassische Form des Kopfes herrschen mächtig vor über etliche Verquollenheiten und ein zweites Kinn.

Von den landgräflichen Parkbauten würde die Orangerie Sie doch entzücken. [107] Sie ist für die aufgewandtem Mittel doch ein malerisch treffliches Gebäude. Des moderne reiche Kassel hat einige gute Sachen in derbem und schönem Backstein, dann etliche horribel riskierte Balkonfassaden neueren Berliner Stils usw. viel mehr Üppiges als im Basel jemals erlaubt werden.

Bei der grässlichen Gasthofteuerung in Norddeutschland drängt sich in Kassel alles in das Hotel zum Ritter, wo die Handlungsreisenden hingehen und wo man noch erträglich geschunden wird; da habe ich aber fünfmal Table d'hôte ausstehen und dabei Ihrer gerechten Antipathie gedenken müssen! Es kam vor, dass ich mich hernach in den Park hinunterstürzen musste, wenigstens keinen dieser Menschen mehr zu sehen, um zwischen Marmorstatuen der Barockzeit zu verkehren, wo die geraubte Proserpina alle fünf Finger in die Luft streckt und ruf: wo seid ihr denn, all ihr übrigen Götter?

In dem Sinne, wie der Famulus Wagner zu Faust sagt: „Verzeiht, es ist ein gross Ergötzen, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen“ möchte ich nun, nachdem ich die Stadt nach allen Richtungen durchstreift habe und schon hie und da den Blick rückwärts in die Vergangenheit gewandt habe, mit dem rückschauenden Blicke vielleicht noch einige Momentbilder aus dem Kasseler Leben und Treiben, wie es sich auf Strassen und Plätzen der Stadt im Zuge der Jahrhunderte abgespielt haben mag, zu erhaschen suchen, daneben historische Ereignisse, die das aus meinen Erinnerungen und Studien gestaltete Kulturbild noch vervollständigen, streifend. Nichts ist unterhaltender und instructiver als in alten Chroniken und Zeitungen zu blättern, alte Zeichnungen, Stiche und Bilder zu studieren, um alte Kulturen nachzuerleben. Gern lässt man mal alte Zeiten an sich vorüberziehen und wenn die dann immer tätige Phantasie ein bischen ergänzend nachhilft, dann belebt sich das Ganze. Aus alten Plänen und Bildern gewinnt man die lebendigste Vorstellung von dem ewig wechselnden Gesicht der Stadt, aber auch in Kassel wie in anderen Städten haben doch viele Strassen und Gassen mit Häusern und Baulichkeiten aller Art Jahrhunderte hindurch ihre Physiognomie fast unverändert beibehalten. Auf ihnen ruht sozusagen noch die Patina der Vergangenheit.

Grosse über das Alltagsleben hinausgreifende Ereignisse, die es verdienen in der Stadtgeschichte festgehalten zu werden, kommen im Allgemeinen viel weniger häufig vor, als die erlebnishungrige Menschheit es vielleicht wünschen möchte. Wenn aber noch Baulichkeiten aus alten Zeiten vorhan-

den sind, knüpft die Erinnerung leichter an solche Ereignisse an und sie bleiben dann im Gedächtnisse späterer Generationen länger haften. Was könnten nicht alles die früheren Stadttore erzählen, wenn sie noch da wären! Aber von den vielen Toren, die Kassel einst besass, sind alle bis auf wenige kümmerliche Überreste verschwunden.

Die Stadttore hatten bei der ehemaligen Befestigung der Städte eine ganz andere Bedeutung als heutzutage. Wo man sie heute noch antrifft, sind sie aus Pietät und Freude an alten Baudenkmalern erhalten worden. Am 27. August 1769 erliess Landgraf Friedrich II. ein Avertissement die Benennung der hiesigen Stadttore betreffend „in dem acht Stadttore und ein Schlag, der Wehlheyder Schlag“ benannt werden. Das vom Friedrichsplatz nach der Aue führende Tor, die Malienbahn geheissen, sollte fortab die Bezeichnung *Friedrichstor* führen, das vom alten Schloss (dort, wo jetzt das Gerichtsgebäude steht) in die Aue führende Tor erhielt den Namen *Fuldator*. Das Unterneustädter Tor wurde in Leipziger Tor umbenannt, das Ahnabergertor in *Wesertor*, das Müllertor (im Urtext des landgräflichen Avertissement „Möllertor“ genannt) in *holländisches Tor* und das *Neue Tor* (das am Königsplatz am Eingang der Kölnischen Strasse gestanden hat) in *Kölnisches Tor*. Der am Weinberg befindliche „Welheyder Schlag“ erhielt den Namen *Wilhelmstor*, das sog. Totentor, wahrscheinlich der Eingang zum Kirchhof die [108] Bezeichnung *Hohestor*, das am Anfange der Carlsstrasse und am Weinberg gelegene Tor hiess fortab das *Frankfurter Tor*. Das *Weissensteiner Tor* am Eingang der jetzigen Wilhelmshöher Allee erhielt die Benennung *Königstor*. Später ist dieser Name auf das am jetzigen Garde du corps Platz befindlich gewesene Tor übergegangen, während das ehemalige Weissensteiner Tor die Benennung *Wilhelmshöhertor* erhielt. In den Namen von Strassen und ganzen Stadtgebieten haben sich die Namen der Tore erhalten.

Dass Tore uns den Eintritt in die Stadt gänzlich versperren könnten, erscheint uns heute fast unvorstellbar. Und doch war dies im 18ten Jahrhundert bis tief ins 19te Jahrhundert hinein durchaus nichts Ungewöhnliches. Vielleicht mögen die Schwierigkeiten, in die Stadt zu gelangen, in Kassel schwieriger und mit grösseren Umständlichkeiten verknüpft gewesen sein als anderswo, wie es noch in dem vorhin geschilderten Reiseerlebnis des Holländers Bakhuizen van den Brink beispielhaft hervortritt. Aus Schmincke's Stadtchronik ist zu entnehmen, wie im 18ten Jahrhundert die Torsperre gehandhabt wurde. Es heisst dort: „... Diese Thore insgesamt ausser dem Zwehrenthor, werden bei eintretender Nacht, ingleichen an Sonn- und Feyertagen gesperrt und sodann niemand, als Chur- und Fürstliche Personen, Patrouillen und andere in dergleichen öffentlichen Geschäften Aus- und und Eingehende, ingleichen die ordentlichen Posten ohne Entgeld ein- und ausgelassen; es wird aber von jeder Person 1 Hesselalbus und für ein Pferd 2 Albus bezahlt, welches auch auf die Extraposten und Reisende gehet. Jedemnoch ward vormalen an Sonn- und Feiertagen unter der Predigt niemand ausser den Posten eingelassen. Es wurde diese Sperrung durch eine den 9. Juni 1706 gegebene und den 20. Juni 1715 erneuerte und geschärfte Verordnung eingeführt. ...“

Von der ehemaligen Pracht der Stadttore künden nur noch die beiden Wachthäuser am Eingange der Wilhelmshöher Allee. Verschiedene Tore standen wohl noch bis lange in das vorige Jahrhundert

hinein, aber, beispielsweise sich das mittelalterliche Müllertor, Möllertor oder Mohlhäusertor, wie es ursprünglich hiess, vorzustellen, muss die Phantasie schon einige Jahrhunderte zurückspringen. Indes mit Hilfe alter Stiche baut man es sich leicht wieder auf und dann ersteht vor dem geistigen Auge der Schauplatz mancher Geschehnisse, die teilweise schicksalhaft in das Leben der Stadt eingriffen, denn in der Nähe des Müllertores war es auch, wo die Stadt – und zwar noch zur Regierungszeit Philipp des Grossmütigen – von einer verheerenden Feuersbrunst heimgesucht wurde, die beinahe ein Drittel der damaligen Stadt in Schutt und Asche verwandelte. Über diesen im Jahre 1521 ausgebrochenen Brand wird im alten Chronikstil Folgendes berichtet:

„... Den 20. July umb ein Uhr nach Mittag ging zu Cassel nahe bei dem Molhäuser Thore ein Feuer in einem Haus an und als es zu dieser Zeit fast heiss und dürr, auch im Breul der mehreste Theil der Häuser mit Stroh gedeckt, verbrannten in die dreyhundert Bäume, ehe des Abends sieben Uhr geschlagen hatte; dieser Brand hatte seinen Anfang von einem Weibe, die war mit einem Strohisch in den Keller gangen warf den Strohisch in die Mistenstatt. ...“

Wer weis ob nicht ohne diesen furchtbaren Brand noch viele altehrwürdige Bauten uns erhalten geblieben wären und Alt Kassel dann noch in einer weit prägnanteren Form sich präsentiert hätte.

Denkwürdig die Jahrhunderte hindurch ist für Kassel auch der 14. Septb. 1600 geblieben. An diesem Tage zog durch die Müllertor in echt orientalischer Pracht die von einem in Ispahan eingewanderten Engländer geführte Gesandtschaft des Perserschahs Abul Abbas des Grossen, um dem durch seine salomonische Weisheit weithin berühmten und viel gepriesenen Landgrafen Moritz, dessen Ruf bis in das weite Persien gedungen war, einen Besuch abzustatten. Acht Tage lang waren die Perser Gäste des Landgrafen, dessen große Gelehrsamkeit nach einem [109] Chronikberichte ihm sogar gestattete, die Gesandtschaft in ihrer eignen Sprache zu begrüssen. Nun stelle man sich aber das Leben auf den Strassen des spätmittelalterlichen Kassels vor, wenn sich unter die schlicht gekleideten Bürger die exotischen Gäste in ihren farbenprächtigen, prunkvollen Gewändern und Trachten mischten. Ein Stück Teheran nach Kassel verpflanzt! In seiner Hessischen Chronik Theil II Wessel 1608 gibt Wilh. Dillich noch genauere Nachrichten über diese Gesandtschaft: „Den 14 Herbstmonats – so heisst es in dieser alten Chronik – ist zu Cassel ankommen dess Königs auss Persien Legation, an alle christliche Potentaten abgesandt. Die vornembste persohnen in derselben waren, Antonius Scherlius ein Engellender und darnach Sinalybeg, ein Persianischer Herr. Die andern Diener sind gewesen, Orusbeg, Secretarius, Assan Alybeg ein alter, Ponistbeg ein junger Hofjunckehr, Alogia Cammerdiener, Emir Persianischer Priester, Assan Aga eine Auffwärter, Hassan Küchenmeister, Schafflanbeg Vorschneider, Hadgy Balwierer und sonst andere Diener. Ihr Dollmetsch aber ein Griech von Famagusta auss der Insel Cypro. Alss nuhn die Legation das ihre bey dem Fürsten verrichtet, ist sie den 22. Sept. wiederumb aufgewesen und ihre reise gen Prag zu keyserlicher Majest gerichtet. ...“

Mehr als 150 Jahre waren vergangen. In deutschen Landen tobte der siebenjährige Krieg. Auch Kassel hatte unter seinen Auswirkungen zu leiden. Am 13. Juli 1756 erschienen vor dem Müllertor als Vorhut einer grösseren Besatzungsarmee unter Führung des Commissaire-Ordonnateur F o u l o n

zwei Kompagnien Franzosen und begehrten Einlass. Die Landgrenadiere, die in der Residenz den Wachtdienst versahen, hatten sich aus dem Staube gemacht und so zogen die französischen Truppen in Kassel, das bis dahin noch *niemals* einen Feind innerhalb seiner Mauern gesehen hatte, ein, ohne den geringsten Widerstand zu finden. Für einen grossen Teil der Kasseler Bevölkerung begann nun eine recht traurige Zeit. Der Landgraf Wilhelm VIII., damals schon ein 75jähriger Greis hatte Kassel in richtiger Erkenntnis der drohenden Gefahr bereits am 5. Juli verlassen und war nach Hamburg geflohen. Die Bevölkerung aber stand unerträgliche Qualen aus durch die hohen Kontributionen, die ihr durch Foulon auferlegt wurden. Dieser hatte eine beinahe sadistische Freude an den Quälereien, denen die angesehensten Bürger ausgesetzt wurden und so erntete er den traurigen Ruhm, damals der bestgehasste Mann in Kassel zu sein. Gleich nach Ausbruch der französischen Revolution wurde er von seinen eignen Landsleuten, die ihn ebenfalls maßlos hassten, an einen Laternenpfahl aufgeknüpft, ein Schicksal, das der einst von ihm so bedrückten Kasseler Bevölkerung durchaus verdient erschien. Erst nach eindreiviertel Jahren zogen die französischen Truppen, neunten Kämpfen entgegen, gewiss in weniger guter Stimmung aus der Stadt als sie gekommen waren und zwar wieder durch das Müllertor. Während der Besatzungszeit und der Abwesenheit des Landgrafen war der aus dem siebenjährigen Kriege bekannte von Friedrich dem Grossen bei Rossbach besiegte französische Marschall Prinz Soubise Gouverneur in Kassel und da er als Gatte einer Schwester des Landgrafen von Rothenburg in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zum hessischen Herrscherhause stand, versch[w]anden bald die Vorurteile, die ihm zuerst der hessische Adel entgegenbrachte. Die vornehme Gesellschaft Kassel's stürzte sich aber geradezu mit Wonne in den Strudel der Vergnügungen und rauschenden Feste, die dieser leichtlebige Grandseigneur veranstalten liess, sich hierin als würdiger Vorgänger Jérôme's, der fünfzig Jahre später aus dem Kasseler Leben einen ständigen Karneval machte, bewährend. In trefflicher Weise spiegelt sich das Kasseler Leben und Treiben unter dem Regime des Prinzen Soubise in einem satirischen Gedichte wieder, das den Steuerrat Gottsched, einen Bruder des Leipziger Professors und Dichters Gottsched zum Verfasser hatte. Im Gegensatz zu Foulon erfreute sich der Prinz [110] Soubise mancher Sympathien bei der Bevölkerung, wie dies in dem Gedichte, das hier folgt, zum Ausdruck gebracht wird:

„Uns soll ein neuer Schutz nun durch Soubisen blühen,
Duc d'Ayen ziehet ab, und Ludwig schickt Dir ihn,
Den Helden! Und vielleicht regiert er dich mit Güte,
Ja, sein Vermählungsband, von hessischem Geblüte,
Hat, weil er liebeich war, die Proben dargelegt,
Dass ihn manch schmachtend Herz zur Gegenhuld bewegt.
Mars liebt nicht stets den Krieg; mit Bällen, Operetten
Ward nun der Adelstand bei köstlichen Banketten
Den halben Winter durch vergnüget und ergötzt,
Ja, mancher Schönen Reiz bestrickt, in Brand gesetzt,
Bellona lärmt nicht stets, sie will auch nach den Kriegen,
So wie die Venus ruht, in Schwanenbetten liegen,

Drum, Cassel, war auch dir ein solches Glück bescheert
Allein, wie mancher rief: es hat zu kurz gewährt!
Soubise musste fort! und seht, viel Seufzer waren,
die ihn begleiten, als er davon gefahren.
Sein hier zu vielem Ruhm geführtes Regiment
Hat, weil es (nämlich Paris) feindlich war, Paris uns früh ende wendt
Dort muss er Rechenschaft von Rossbachs Siege geben.
Er hat uns nicht gedrückt, der gute Prinz soll leben. ...“

Als die französischen Truppen Kassel wieder verlassen hatten, zögerte der greise Landgraf Wilhelm VIII. nicht länger, wieder in seine Residenz einzuziehen. Von Hamburg kommend, zog er mit grossem Pomp – allerdings nicht durch das Müllertor, sondern durch das Leipziger Tor in Kassel ein, von der Bevölkerung mit ungeheurem Jubel empfangen. Ohne Frage bildete dieser Einzug für die damalige Zeit ein grosses Ereignis, das dann auch in allen seinen Einzelheiten aufgezeichnet und der Nachwelt überliefert wurde. Der nachfolgende anschauliche Bericht über den Ablauf jenes Einzuges ist der Brunner'schen Geschichte der Residenzstadt Cassel entnommen:

„Am 6. Mai Sonnabend abends gegen 6 Uhr langte Wilhelm VIII. in seiner Residenz an. Der Einzug geschah auf der Strasse von Münden durchs Leipziger Tor in folgender Ordnung. Voran ritt der Posthalter Engelhard in seiner Staatsuniform, das hessische Wappen gestickt auf der Brust und gefolgt von 24 blasenden Postillonen. Diesen folgten die Greben und Vorsteher der Dörfer aus den drei Casseler Ämtern auf reich geschmückten Pferden. Danach kam das Korps der hessischen Förster in grüner Tracht, eine ansehnliche Erscheinung. Die Oberförster ritten auf Schimmeln und trugen goldbordierte Röcke, die übrigen Förster solche mit Silber bordiert, ihre Büchsen hielten sie mit der Rechten auf dem Knie. Ihnen schloss sich der Stallmeister Röderer mit den Leuten und Pferden des Marstalls an. Nun folgte eine Abteilung hannoverscher Jäger zu Pferde und ihre Waldhörner kündigten an, dass der Landgraf selbst herannahe. Wilhelm VIII. sass in rotem Rock mit blauen Kragen und Aufschlägen in einem mit sechs Schimmeln bespannten offenen Phaeton, zu seiner Seite der Oberjägermeister von Einsiedel und ihm gegenüber der Geheime Rat von Hardenberg und der Oberstallmeister von Wittorf, beides Männer, die ihre Treue in schwerer Zeit bewährt haben. Danach kamen noch sechs Karossen mit Kavalieren des Hofes, denen sich wieder eine Abteilung hannöverscher Jäger anschloss. Den Beschluss des Zuges machten die Hansegrebegilde und das Bürgerschützenkorps, beide in je 2 Kompagnien formiert, mit ihren Fahnen, die Schützen beritten in Blau uniformiert mit silbernen Tressen und roten goldbordierten Schabracken, die Hansegreben ebenfalls in Blau gekleidet, mit roten Westen und goldenen Tressen an Rücken und Hüten. Ihre Standarte zeigte auf weisseidenen Grunde einen an einer Pyramide gelehnten Merkur, welcher mit seinem Stabe auf den hessischen Löwen hinwies und die [111] Umschrift „Illo salvo, salvi lumus“. Auf der anderen Seite las man in Silber und Gold gestickt mit dem Datum des Einzuges die Worte „Fide et Industria“. Als sich der Zug dem Tore der Stadt näherte, begannen von allen Türmen die Glocken zu läuten und von den Wällen der Festung krachte aus 36 schweren Geschützen eine dreimalige Salve. Dann ertönten

endlose Jubelrufe des Volkes, das den fürstlichen Wagen dicht gedrängt begleitete. Am Eingang zur unteren Fuldagasse vor der Brücke war eine Ehrenpforte erbaut, durch welche der Zug sich zum Altstädter Markt bewegte. Hier war das Landgrenadierbataillon der hiesigen Gegend aufmarschiert. Der Bürgermeister Uckermann aus Wanfried, welcher die Schützen geführt hatte, überreichte daselbst in silberner Schale auf sammtnen Kissen ein Begrüssungsgedicht in deutscher Sprache, während die Studiosen des Collegium Carolinum in einen wohlgesetzten lateinischen Carmen ihrer Freude über Serenissimi glückliche Rückkunft Ausdruck gaben. Beide Gedichte, die huldvollst angenommen wurden, sind noch vorhanden.

Dem Landgrafen sollte es aber nicht vergönnt sein, sich lange seiner glücklich wiedergewonnenen Residenz zu erfreuen. Schon nach wenigen Monaten am 18. Juli musste er vor den wieder auf Kassel anrückenden Franzosen aufs Neue die Flucht ergreifen und als er dann später in seine von dem Feind wieder geräumte Resident zurückkehren wollte, ereilte den inzwischen 78 Jahre alt gewordenen Greis in Rinteln der Tod. Lebend sollte er also sein Kassel nicht wiedersehen. Von seinen nächsten Vertrauten wurden seine sterblichen Überreste nach Kassel zur Beisetzung überführt. Dort zog diesmal der *tote* Landgraf in nächtlicher Stunde und in aller Stille ein. Schliesslich musste Kassel noch eine dritte Invasion erleben, ehe der neue Landgraf, sein Sohn Friedrich II., die Regierung antreten konnte. Das Schicksal, eine Zeitlang in der Verbannung leben zu müssen, war auch dessen Nachfolger, dem Landgrafen Wilhelm IX., dem späteren Kurfürsten Wilhelm I., auferlegt. Während der Napoleonide Jérôme in Kassel als König von Westfalen herrschte, hatte der aus seiner Residenz geflohene erste Kurfürst sieben Jahre Zeit, über die Vergänglichkeit irdischer Macht nachzudenken. Der französische Lebensstil, auf den das Kasseler gesellschaftliche Leben während fast der ganzen zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts zugeschnitten war, fand unter Jérôme eine ungeahnte Wiederauferstehung, nachdem die Kasseler Bevölkerung unter dem Regime des ersten Kurfürsten, dem alles Französische in der Seele zuwider war, zu einer schlicht-bürgerlichen echt deutschen Lebensführung wohl oder übel zurückgefunden hatte. Die nachstehenden Aufzeichnungen eines alten Kurhessen, des 1861 verstorbenen Ober Appellationsrates Knatz, der noch aus eigenem Erleben urteilt, lassen die völlige Umwälzung, die im Kasseler Leben und Treiben unter dem französischen Regime eingetreten war, deutlich erkennen. „... Mit der Entfernung des Kurfürsten – so schreibt Knatz – verlor alles hessische Wesen seinen Halt. Die Gestaltungen des täglichen Lebens und Verkehrs, wie sie bis dahin bei den Bürgern gebräuchlich waren, wurden durch die französische Occupation sehr bald gänzlich umgewandelt. Viele Gewerbetreibenden benutzten den Luxus der Feinde zur eignen Bereicherung, die meisten Beamten traten in den Dienst der fremden Herrschaft. Zur Unterdrückung jeder deutschen und hessischen Besinnung wurde eine heimliche Polizei eingerichtet mit Spionen, Angebern und Erbrechung der Briefe. Den Wohlhabenden bot man neue Mittel zu Genuss und Schwelgerei, das geringe Volk wurde durch öffentliche Lustbarkeiten zerstreut. So trat äusserliche Prunksucht an Stelle der einfacheren Sitte. Argwohn und Parteiung trübten den harmlosen, geselligen Verkehr. Die Scheu und Achtung vor den Repräsentanten der Obrigkeit war erschüttert, man beschränkte sich darauf, nur noch die Personen zu respectieren und zu fürchten, die die Gewalt faktisch handhabten. ...“

Der soldatische Eindruck, den offenbar Jérôme auf Knatz gemacht hat, war wohl nach seiner Bemerkung, dass die krumme Haltung Jérôme's zu Pferde mit schlenkernden Ellenbogen und der regellose Galopp auffällig war, nicht gerade sehr erhebend. [112]

Indes der Ursurpator Jérôme wusste sich in Scene zu setzen und für seine neue königliche Würde auch den äusseren prunkvollen Rahmen zu schaffen. Schon als er mit seiner Gattin und seinem Gefolge von Wilhelmshöhe kommend, wo er von glänzendem Hofstaate umgeben und von einer Legion polnischer Lanciers begleitet zuerst abgestiegen war, am 10. oder 11. December 1806 in seine neue Resident einzog, entfaltete er einen bis dahin in Kassel ungewohnten Glanz und Prunk. Solche fürstlichen Aufzüge rollen fast immer in ähnlicher Form ab. Dem Inhaber der äusseren Gewalt und Macht rufen die Volksmassen zuerst „Hosianna“ zu, dem zu leicht bei einer Schicksalswende das „Crucifige“ folgen kann. So zog auch Jérôme unter den Vivatrufen der Menge ein. Behörden und Reputationen der Bürger hiessen ihn in feierlicher Rede willkommen und auch die weisgekleideten, Blumen überreichenden und Gedichte aufsagenden Jungfrauen fehlten natürlich nicht. Und fast das gleiche Bild wieder sieben Jahre später, als der vertriebene Kurfürst nach Kassel zurückkehrte.

In Dingelstedt's Romanfragment „Sieben Jahre“, das in seinem interessantesten Teile zum ersten Male von Friedr. Oetker im Unterhaltungsblatt zur Neuen Hessischen Zeitung im Jahre 1849 veröffentlicht wurde und dessen Handlung in Hessen, besonders in Kassel zur Zeit des Königs Jérôme spielt ist der Einzug des Königspaares in Kassel recht anschaulich – und wie der Dichter selbst sagt – so geschildert, wie er in der damaligen Zeitung „Moniteur de Westphalie“ beschrieben wurde. Diesem Berichte, der mit aller Wahrscheinlichkeit dem tatsächlichen Geschehen sehr nahe kam, folge ich, um auch meinen Lesern diese Episode aus dem ephemeren Königtum in einem Nacherlebnis näher zubringen.

„Die blasse Sonne stand beinahe in ihrem Zenith, als fünfzig Kanonenschüsse, das Geschmetter von vierundzwanzig Posthörnern, einfallendes Geläut von allen Türmen, Trommelwirbel, Trompetenstösse, verwirrte Kommandorufe, dröhnende Hufschläge und die unaufhaltsam heranbrausende Flut der Menschenwege das Nahen des Zuges verkündete: Fünfzig Lanciers mit flatternden Fähnlein, auf schweisstriefenden Rossen und dann zwei Sechsspänner, darin die provisorischen Minister – dann die Schützengarde – dann endlose Vivats, geschwenkte Tücher, auffliegende Hüte und Mützen – Präsentiert's Gewehr, Présentez les armes – die Fahnen senken sich, das Spiel wird gerührt -----

Der König!

Die Königin!

Ein mit Vergoldung und Zierrat überladener Prachtwagen, mit acht Pferden bespannt, drum herum und dicht dahinter zahllose Generaladjudanten und Oberhofchargen, starrend von kriegerischem Schmucke und adeliger Pracht, die roten Uniformen der Nobelgarde und dann in endlosem Zuge die berittenen Kasseler Bürger, eine Reihe sechsspänniger Hofwagen mit Damen der Königin, Lanzenreiter und – „Volk“

Das Volk wie überall, sogar auf allen Komödienzetteln, hübsch zuletzt! Aber der König? Aber die Königin? Durch das Spalier von Kriegern und Bürgern, durch die kaum handbreiten, obendrein hinaufgezogenen Glasfenster der Staatskarosse, durch den raschen Schritt, worin sie dahinrauschte, blieb die irdische Majestät auch hier, auch jetzt noch dem gewöhnlichen Staube, so gut wie unsicht-

bar. Im Fluge gesehen und verschwunden. Ein feines kleines Profil, ein glattes, glänzend schwarzes Haar, ein weisser Handschuh nebst gesticktem Uniformaufschlag, der nach links und rechts winkte, das war der König.

Ein frisches rosiges Gesicht, ein hochblonde Locke und ebenfalls ein weisser Handschuh, ebenfalls nach allen Seiten grüssend, kaum kleiner als die erste, andere – das war die Königin.“

Das Kasseler Strassenleben erhielt ein völlig verändertes Ansehen, denn nach Kassel waren eine Menge fremder Menschen, neues Militär, prachtvolle Equipagen gekommen. Die vielen leichtlebigen Franzosen brachten in die stille Stadt eine früher nie gekannte Lebendigkeit. Alles war stets in ständiger Bewegung. Zudem liebte das junge Königspaar dauernde Veränderung und so reihte sich Aufzug an Aufzug. Morgens fand Parade des [113] neu geschaffenen, höchst elegant und geschmackvoll uniformierten Militärs statt. Infanterie, Kavallerie, Artillerie, letztere immer auf den vorderen Platz gestellt, dann spielten auch die verschiedenen Musikkorps, deren Vorträge als vorzüglich gerühmt wurden. Der rege Verkehr in der neuen Königsresidenz erfuhr aber noch wesentliche Steigerung durch die zugezogenen reichsten Familien aus Hannover, Braunschweig, Magdeburg und anderen preussischen Städte. Kassel war nun nicht mehr Haupt- und Residenzstadt eines kleiner deutschen Landes, sondern die Hauptstadt eines grossen Gebietes, das aus den früheren Nachbarstaaten zu dem Königreich Westfalen zusammengefasst wurde. Kassel wurde der Sitz des neuen Staatsratcollegiums, der Oberrechnungskammer, des peinlichen Gerichtshofes und des Tribunal. Wie sehr die einen Bürger die Fremdherrschaft als eine grosse Schmach sahen und sich nur schwer damit abfinden konnten so begrüsst wieder andere den regeren Verkehr, der wesentlich zur Hebung des Geschäftslebens beitrug und der Bevölkerung ungeahnte Verdienstmöglichkeiten schuf. Nur zu bald vergessen die handel- und gewerbetreibenden Volksschichten, die bei der eingetretenen Umwälzung nur gewonnen hatten und nicht zuletzt auch ein Teil des Adels das frühere Regime, unter dem es ihnen weniger gut ging. Wohl oder übel mussten sich nun der alte Adel, die hohen Beamten und die Geistesaristokratie mit der buntzusammengewürfelten, ihre innere Hohlheit teilweise Verworfenheit, Unwissenheit und zweideutige Herkunft mit französischen Hochmut umhüllenden Gesellschaft vermengen.

Die Kasseler Residenzler, die immerhin noch aus der Zeit des prachtliebenden Landgrafen Friedrich II. an höfische Schaustellungen aller Art gewöhnt waren und davon viel zu erzählen wussten, machten aber doch grosse Augen über die Prachtentfaltung des Hofstaates, die sie nun dauernd unter Jérôme erlebten. Zur Illustration wieder ein charakteristisches Strassenbild aus der westfälischen Zeit. Da stehen einige neugierige Kasseler Bürger vor dem früheren Landgrafenschloss, denn sie wissen: Bald werden der König und die Königin aus dem Gittertor kommen. Vor dem Thore stehen Doppelposten zu Pferde, Chevauxlegers in glänzenden Uniformen, ihre Lanzen mit zierlicher Flagge am Arm, den gezogenen Säbel am Faustriemen und den Karabiner auf die Lende gesetzt. Jetzt wird es plötzlich lebendig in der Nähe des Thores, die schaulustigen Bürger haben nicht umsonst ausgeharrt, denn nun fliegt ein achtspänniger Wagen geschmückt mit dem königlichen Wappen und silbernen Beschlägen durch das Gitterthor des Schlosshofes. In dem zurückgeschlagenen Wagen sitzt

die Königin mit einigen Hofdamen. Auf dem Trittbrette stehen Pagen in goldgestickten Uniformen mit langen hellblauen, sternbesäten Achselbändern. Voraus sprengen zwei Vorreiter und ein Stallmeister reitet zur Seite des Wagens. Ein Offizier mit einer Abteilung Gardes du Corps folgt im scharfen Trabe. Mit der Pracht des Hofstaates wusste Jérôme also auch kriegerischen Glanz zu verbinden. Dabei ahnte man kaum, dass König Jérôme mit leeren Taschen in Kassel eingezogen war. Von Stuttgart kommend hatte das Königspaar nur 100 Louisd'or mitgebracht. Dann stand ihm aber eine Civilliste vom 1.300 000 Thaler – nach dem damaligen Geldwerte eine hochbedeutende Summe – zur Verfügung. Ein wahrer Goldstrom ergoss sich nun nach Kassel. Eine Zeit lang wusste Jérôme die Kasseler Bevölkerung durch wirkungsvolles Auftreten, sensationelle Überraschungen, durch Veranstaltungen von Festen und Unterhaltungen aller Art zu fesseln und ihr die Fremdherrschaft erträglich zu machen. Was für Erstaunen mag beispielsweise bei den Kasseler Bürgern der völlig ungewohnte Anblick des berühmten Vierergespannes von Hirschen, mit dem Jérôme oder seine Hofleute durch Kassel's Strassen rasten, hervorgerufen haben. Nach einem zeitgenössischen Berichte waren die Hirsche sehr lebhaft und schwierig zu lenken, zumal sie durch das Werfen des Kopfes häufig mit den Schaufeln die Zügel fassten. Aber trotz allem Prachtaufwande und Glanzes gab es doch viele Patrioten, die sich [114] nie mit der westfälischen Herrschaft auszusöhnen vermochten. Man sehnte allmählich die Rückkehr früherer Zeiten herbei. Schneller als es Jérôme wohl selber ahnte, war sein Königstraum ausgeträumt. Aber eher hatte schon die Königin mit dem baldigen Ende der Herrlichkeit gerechnet, wie ihre Tagebucheintragung vom 5. Febr. 1812, worin sie über die beständigen Durchzüge der französischen Truppen klagt, vermuten lässt. Sie schreibt darin:

„Dauert dieser Stand der Dinge noch einen Monat fort, so muss Westfalen zusammenbrechen. Allmonatlich fehlt eine Million zum Unterhalt der französischen Truppen, die wir ausser den unseren im Lande haben. Obwohl uns der Kaiser schöne Versprechungen macht, erstatet er uns diese ausserordentliche Million nicht zurück. Diese Sachlage macht einen schaudern. Was soll aus uns werden? ...“

So verschwand das Königreich Westfalen wieder in der Versenkung und Kurhessen sollte wieder erstehen. Ein Momentstrassenbild aus der Zeit kurz vor Jérôme's Abzug aus Kassel verdanken wir Wilhelm Grimm, der einmal vom Fenster aus beobachtete, wie gerade der nun bald entthronte König mit Gefolge durch die Stadt ritt. Grimm schilderte diesen Augenblick mit der bei ihm gewohnten Anschaulichkeit:

„Als schon die Lage der Dinge bekannt war, einen oder zwei Tage vor seinem Abzug, ritt der König noch einmal mit glänzenden Gefolge wie gewöhnlich und ziemlich langsam durch die Strassen. Vor dem Fenster, hinter welchem ich stand, stürzte, als er vorbei war, einer von den roten französischen Husaren, welche die militärische Bedeckung übernommen hatten; er ritt zurück, hielt still und ich konnte ihn genau betrachten. Auf seinem gelben, italienisch feinen Gesichte war eine künstliche Kälte und in seinem ganzen Wesen Sorge für äussere Haltung ausgedrückt. Er erteilte Befehle und wendete, ohne weitere Teilnahme zu zeigen, wieder ab. Der Verlust der im Traume gewonnenen Krone mag ihm verdriesslich gewesen sein. Schmerz kann er, der seinen Untertanen absichtlich gewiss nichts Böses zufügen wollte, aber wie ein wirklicher Fürst kein Wohlwollen für sie

fühlte, nicht eigentlich empfunden haben; ohnehin war er an den Wechsel des Geschickes gewöhnt. ...“

Nicht lange nachdem Jérôme für immer Kassel verlassen hatte, sollte die Kasseler Bevölkerung wieder den Einzug Ihres aus der Verbannung zurückkehrenden Landesherrn erleben. Gestaltete sich auch diesmal der Einzug nicht so glanzvoll und pomphaft wie derjenige des auch vor den Franzosen in die Verbannung geflohenen Landgrafen Wilhelm VIII., so dürfte doch das Ausmaß an Begeisterung und Anteilnahme, das die Bevölkerung bei der Rückkehr ihres sieben Jahre in der Verbannung gewesenen Kurfürsten spontan bekundete, kaum zu Überbieten gewesen sein. Auch über diesen Einzug wissen wir Näheres aus zeitgenössischen Berichten. In seinen Erinnerungen gibt Wilhelm Grimm in seiner schlichten Art von diesem Ereignisse Kunde:

„Die Wiederherstellung von Hessen ist von uns mit der reinsten Freude gefeiert worden. Ich habe niemals etwas Bewegenderes und Ergreifenderes gesehen, als den feierlichen Einzug der fürstlichen Familie. Das Volk zog die Wagen (man hatte dem Kurfürsten die Pferde ausgespannt) nicht mit einem tobenden, für den Augenblick erregten Eifer, sondern wie jemand der ein langentbehrtes, von Gott wieder gewährtes Gut in die Heimat zurückführt. Mir schien in diesem Augenblick als könne keine Hoffnung auf die Zukunft unerfüllt bleiben. ...“

Aber viel ausführlicher und noch mit grösserer Anschauungskraft ist der Hergang vom einem jüngeren Zeitgenossen der Brüder Grimm, von Carl Schomburg, dem späteren, um Kassel hochverdienten und von der Bevölkerung sehr verehrten Oberbürgermeister geschildert worden:

„Nun führe ich Dich noch einen Augenblick – schreibt er am seinen Jugendfreund Ferd. Bleibtreu – nach Kassel, wo unser Landesherr am vorigen Sonntag ankam. Unter dem Jubel einer Volksmenge von mehr als 40000 aus der Stadt und ihrer Nähe stieg er eine Stunde vor Kassel in einen Wagen über [115] mit sechs schwarzen Rossen bespannt, welche ihm zwei Pächter zum Geschenk brachten. Am Tore wurden diese ausgespannt und die Chaise, worin der Kurfürst in seiner alten Gardeuniform zwischen dem Kurprinzen und einem russischen General (dem Stadtkommandant von Ratzen) offen sass, von Untertanenhänden schwebend in seinen Palast getragen, wo seiner ein Zimmer wartete, ganz so mit allen Einzelheiten, wie das, welches er sonst zu bewohnen pflegte. Hier – es war das kleine Bellevueschloss auf der Oberneustadt (Bellevuestrasse 2) – erschien er vor der zuströmenden Menge auf einem Balkon, wo er nach langer und trauriger Trennung seine Gattin im Angesicht des Volkes umarmte und diesem mit heissen Thränen und mit tiefgerührter Stimme öfters zurief: „O, meine Kinder, meine Kinder!“

Ein anderer Zeitgenosse, der dem Einzuge beiwohnte und sich seinen Wirklichkeitssinn auch durch die Begeisterung der Bevölkerung nicht trüben liess, gibt eine etwas drastischere Beschreibung in seinen Erinnerungen. Carl von Raumer war es, der den Einzug ganz unsentimental beobachtete, wenn er schreibt: „... Voran eine Menge Bauern zu Pferde, zum Theil angetrunken, eine Schaar weissgekleideter vor Frost zitternder Mädchen, Schulmeister mit angestrengt schreienden Chorschülern, Nationalgarden zu Pferde und zu Fuss. Endlich kam der Kurfürst selbst wohl von 200 Menschen gezogen. Er stand im Wagen, neben ihm der Kurprinz. Der alte Herr trug eine mächtige Zopfperücke, ein grosses Gewächs am Halse nötigte ihn, den Kopf seitwärts zu neigen. ...“

In geschichtlich ziemlich getreuer Nachbildung wiederholte sich fast genau hundert Jahre später die eben geschilderte Einholung des ersten, aus der Fremde zurückkehrenden Kurfürsten durch die anhängliche Kasseler Bevölkerung im Rahmen des grossen kulturhistorischen Festzuges anlässlich der Tausendjahrfeier Kassels. Wer diesen Festzug, der am 28. Septb. 1913 die Strassen Kassels durchwanderte, miterlebte, wird sich gern der eindrucksvollen Bilder, die dieser nach einem grossen künstlerischen Plane organisierte Festzug vermittelte, erinnern. Von dem bekannten Kasseler Maler und Kunsthistoriker Prof. Hermann Knackfuss stammte die Grundidee, nach welcher Fremden und Einheimischen in diesem Festzuge zehn Jahrhunderte der Kasseler Vergangenheit, in einer Reihe sittengeschichtlicher Bilder aufgerollt, zur lebendigen Anschauung gebracht werden sollten. Den Einheimischen wurde aber vor allen Dingen gezeigt: „Wie mäh Casseläner anno dohzemoh ussgesehn honn.“ Eine lange Zeit haben Kasseler Maler und Bildhauer sowie gediegene Geschichtskenner mit grösster Hingabe an den Vorbereitungen zu dieser hochkünstlerischen Darbietung gearbeitet und ihnen war daher in erster Linie das Gelingen des ganzen Planes zu danken. Geschichtliche Gestalten, die nur noch in alten Chroniken ein papiernes Dasein fristeten, erwachten plötzlich zu neuem Leben und so zog ein gut Teil Casseler Geschichte in farbenprächtigen Wandelbildern vor den Augen der erstaunten Bevölkerung vorüber. Was war aber auch nicht alles in dem Zuge zu sehen! Gleich vorn im Zuge der deutsche König Konrad, ein Sohn hessischer Erde, der vor tausend Jahren auf seinem Gutshof Chassalla sass. Hier ist er dargestellt, wie er zum Waidwerk unter der Obhut seiner Speerträger, die ihm voraus reiten, auszieht. Dann kommt in einem mit Blumen geschmückten Wagen die blasse, stille Kaiserin Kunigunde, die sich um das Jahr 1000 herum das Stift Kaufungen als Witwensitz erkoren hatte. Festlich gekleidete Mädchen und Burschen zu Pferde begleiten den Wagen und neben dem Reisemarschall reitet der Zentgraf aus dem nahegelegene Dietmelle, dem heutigen Kirchditmold.

In den ernsten, dunkelgekleideten Frauen, die dann folgten, glaubt man die Augustiner Nonnen aus dem Ahnaberger Kloster, das die Landgräfin Hedwig von Thüringen mit ihren Sohne Heinrich gegründet hatte zu erkennen. In einem weiteren Bilde ist anschaulich gemacht, wie sich aus dem einstigen Königshofe Chassale durch Ansiedlungen allmählich die junge Stadt entwickelte. Das bunte Treiben der frühesten Einwohner der Stadt [116] wird in dem Bilde gezeigt. Im Jahre 1263 reitet der erste Landgraf von Hessen, Heinrich, das Kind von Brabant genannt, und der Stammvater des gesamten hessischen Herrscherhauses in die Stadt ein. Im ritterlichen Kriegsschmucke mit abgenommenen Helm und mit einem Kranz von Lindenzweigen, der um das Haupt des neunzehnjährigen Fürsten gelegt ist, erscheint seine Gestalt im Bilde. Ein Knappe, der ihm folgt, trägt seinen Helm mit den durch Lindenblätter geschmückten Büffelhörnern. Wie die hessische Ritterschaft vor 600 Jahren zu einem Turnier auf dem Landgrafenhofe unter sich im Festschmucke tummelnden Bürgern einreitet, veranschaulicht das nun folgende Bild, aber auch die Mönche des Karmeliterordens, welche die nahe der Burg noch heute stehende Brüderkirche gebaut haben, fehlen in diesem lebendigen Aufzuge nicht. Den Bau des Gotteshauses, das für den neuen Stadtteil die „Freiheit“ genannt, bestimmt war, die Stiftskirche St. Martin, versinnbildlicht eine vorüberfahrende Bauhütte, eskortiert von den Stiftsherren, Meistern und Gesellen. Voraus reitet ihr des regierenden Landgrafen jüngerer Sohn mit seiner Gemahlin, Otto „der Schütz“. In bunter Folge rauschte dann die ganze mittelalterli-

che Welt vorüber, in einem prächtigen Aufzuge die verschiedenen Zünfte der Handwerker, die Ratsherren, die neben dem Wagen, auf dem eine ausgezeichnete Nachbildung des alten Rathauses zu sehen ist, hergehen, dazwischen auch die ernstesten Gestalten der Kugelherren, eine geistliche Genossenschaft, die sich um das religiöse Leben in Kassel, verdient gemacht hat; dann aber erscheinen auch die Bürger in Wehr und Waffen, die sogenannten Bürgerschützen marschieren auf, die Bastiansbrüder, wie sich diese Schützen nach dem heiligen Sebastian, ihrem Schutzpatrone, nannten. Die farbenfreudigen Trachten, die die bürgerliche Wohlhabenheit jener Zeit um 1500 herum, in der die Stadt längst zur ständigen Residenz geworden war und Handel und Wandel blühten, dokumentierten, machen das Bild ungemein lebendig. Dann taucht auch die geschichtlich bedeutende Gestalt Philipp des Grossmütigen in einer vorzüglichen Maske auf umdrängt von den ihn verehrenden Landeskindern. Da Philipp der Grossmütige aber auch der Gründer der Universität Marburg war, so durfte im Zuge eine Abordnung von Marburger Professoren und Studenten in der Tracht ihrer Zeit nicht fehlen. Unter Moritz dem Gelehrten um 1600 herum waren prunkvolle Aufzüge und Spiele in Kassel an der Tagesordnung. Wie die Edelleute mit ihrer Gefolgschaft zu Fuss und zu Ross zu den Kampfspielen aufziehen, das ist auch im Zuge dargestellt und um den Landgrafen Moritz als Schützer und Förderer der Künste und Wissenschaften zu verherrlichen, kommt ein Wagen daher, der den Berg Parnassus mit Apollo und den neun Musen vorstellt, ein vorzüglich gelungenes Bild! Kriegsvolk mancherlei Art und inmitten hessischer Feldhauptleute der kampferprobte Feldherr Landgraf Wilhelm V., neben ihm die Landgräfin Amelia Elisabeth, jene entschlossene und willensstarke Frau, der Kassel in schlimmen Zeiten die Rettung vor ärgsten Unheil verdankte, erinnern an die Zeit des 30 jährigen Krieges. Nun folgt ein Trupp ausmarschierender schmucker hessischer Soldaten, die wegen ihrer Tapferkeit geschätzt schon im letzten Drittel des siebzehnten Jahrhundert zum Dienste bei fremden Fürsten angeworben wurden. Da erscheint im Zuge aber auch der Landgraf Karl in eigener Person mit seinem Hofstaat. Ihm folgen die von ihm aufgenommenen französischen Hugenotten, für die er die Kasseler Oberneustadt anlegen liess. Modelle und Werkstücke seiner Schöpfungen, die berühmten Wasserkünste in Wilhelmshöhe und seiner sonstigen Bauten werden vorübergetragen. Der von mir schon vorher wiedergegebene Bericht über die Heimkehr des Landgrafen Wilhelm VIII. während des siebenjährigen Krieges diente den Organisatoren des Zuges dazu, auch dieses stadthistorische Ereignis mit möglichster Wirklichkeitstreue in dem Festzuge der Kasseler Bevölkerung vor Augen zu führen. In Rokokotracht kommen dann hoch zu Pferde der Landgraf Friedrich II. mit einer aus Kavalieren und Damen bestehenden Jagdgesellschaft, in fröhlichster Stimmung zu einer Reiherbeize ausreitend. Die Wechselfälle des Schicksals, die Kassel während des vorigen Jahrhunderts nicht erspart blieben, finden ebenfalls in dem Festzuge eine treffliche Illustrierung. Da schwirren Herren und Damen des westfälischen Hofes vorbei, dann aber folgt eine Schar wild und grotesk dreinschauender Kosacken, die unter der Führung ihres Generals Tschernitscheff Kassels Befreier von der französischen Fremdherrschaft wurden. Tschernitscheff redivivus selbst reitet vorbei und der Zufall will es, dass fast auf die Minute genau die Urbilder dieses Russenvolkes damals gerade vor hundert Jahren durch das Leipziger Tor in Kassel unter dem Jubel der auf Befreiung harrenden Bevölkerung einzogen, nicht wie diesmal zu fröhlicher Feier, sondern zu heftigen Kämpfen mit der Besetzung der Stadt. Aber Jubel tönt auch dieser Festzugsgruppe entgegen, die eine der schönsten und wirkungsvoll-

sten Bilder schuf. Hieran reihte sich nun das ergreifende Bild der von mir schon eingangs dieser Beschreibung erwähnten Rückkehr des ersten Kurfürsten und die dann auf tauchenden freiwilligen Jaeger sollten Hessen's Beteiligung an den deutschen Freiheitskämpfen 1814 andeuten. In einer nun folgenden Gruppe werden uns die Kasseler Bürgergardisten aus der Zeit der Grosseltern gezeigt, in deren Trachten auch Männer, Frauen und Kinder aus dem Kassel jener Zeit sich vorüber tummeln. Mit dem Einzug der Truppen zur Zeit der Einigung Deutschlands 1871 schliessen die interessanten Bilder des prächtigen Jubiläumsfestzuges, uns damals kaleidoskopartig Einblick in Kassel's Geschichte, die er in farbigem Abglanz und anschaulichster Form abspiegelte, vermittelnd.

Nicht ganz ein Jahr nach der Tausendjahrfeier brach der Weltkrieg aus und brachte wie auch anderswo den wirtschaftlichen und kulturellen Aufstieg Kassel's, der sich auch in der Verschönerung des Stadtbildes durch das Entstehen prachtvoller Bauten dokumentierte, zum Stillstand. Noch einer der letzten grossartigen Vorkriegsbauten war die am 1. April 1914 feierlich eingeweihte Stadthalle, die aber schon notdürftig fertiggestellt bei den Festlichkeiten der Tausendjahrfeier in weitem Umfange ihren Zweck erfüllte. Von den Architekten Hummel und Rothe entworfen wurde diese Festhalle mit einem Kostenaufwand von M 2.100,000.-- geschaffen. In ihrem Baustile ist die Tendenz zwischen den Monumentalbauten der Residenz aus der Wende des 18. und 19ten Jahrhunderts und dem Wilhelmshöher Schloss zu vermitteln, unverkennbar hervorgetreten, wie es in dem antikisierenden Charakter der vornehm und feierlichwirkenden Fassade mit dem mächtigen Säulenporticus wie dem dreieckigen Giebelfeld zum Ausdruck kommt. Der kluge Grundstückspekulant Aschrott wusste schon, was er tat, als er den Grund und Boden zu diesem Prachtbau der Stadt gratis überliess. Die Entwicklung hat ihm Recht gegeben. War doch fast das ganze Gebiet westlich und nördlich der Stadthalle, die sozusagen an der Peripherie der Stadt errichtet wurde, zur Zeit ihrer Einweihung, also im Frühjahr 1914, eine weite Oede mit nur wenigen Wohnhäusern. Wohl gingen schon durch diesen noch völlig unerschlossenen Stadtteil gut angelegte Strassen hindurch, aber das ganze Terrain durch eine grosszügige städtebauliche Planung zu erschliessen, blieb die Aufgabe einer weitblickenden Stadtverwaltung, die noch der Lösung harrte. Der Kriegsausbruch verhinderte jede Initiative in dieser Richtung. Aus der Stadthalle selbst wurde während des Krieges eine grosse Schneiderwerkstätte, in der 1500 Militärschneider für den Heeresbedarf arbeiteten. Auch nach Kriegsende stagnierte die Entwicklung in diesem neuen Stadtteile noch für lange Jahre und erst als ich Anfangs 1927 Kassel verliess, waren verheissungsvolle Anfänge einer neuen Entwicklung zu verspüren. Von der Kaiserstrasse zur Stadthalle hinauf wurde eine architectonisch wirksame, von Wohnhäusern flankierte und durch gärtnerische Anlagen unterbrochene Treppenanlage geschaffen, zu welcher die Stadthalle mit ihrer wuchtig wirkendem Säulenfassade einen prächtigen Abschluss bildete. Oben wird diese Freitreppe von zwei kleinen Häuschen flankiert, die als regelrechte griechisch-dorische Tempelchen gestaltet sind. Zu dem mächtigen Porticus der Stadthalle stehen diese Tempelchen allerdings in gar keinem günstigen Grössenverhältnis und der architectonische Eindruck erfährt dadurch eine nicht unerhebliche Beeinträchtigung. Aufdringlich wirkt auch die grellgelbe Bemalung der kleinen Tempel gegenüber dem natürlichen Grau der für die Stadthallengiebel [118] verwandten Steine. Hinter der Stadthalle auf dem Aschrottplatze entstanden schöne Grünanlagen und dann weiter nach Kirch-

ditmold zu ganze Villenstrassen mit schmückenden Gartenanlagen sowie Siedlungsbauten. Fast die ganze verlängerte Herkulesstrasse sowie die zum Aschrottpark führenden Strassen sind inzwischen in einem fast einheitlich gehaltenem Stile bebaut worden. Und zwischen der Herkules- und Kaiserstrasse ist das von dem Druselbach durchflossene, nicht gerade diesem Stadtteile früher zur Zierde gereichende tiefliegende Terrain aufgefüllt worden, nachdem der Druselbach selbst in einem unterirdischen Kanal gefasst wurde. Die so gewonnene Fläche ist dann zwischen den Wohnungsbauten der verlängerten Kaiser- und Herkulesstrasse in eine Grünanlage von weiten Dimensionen, die den Namen Goetheanlage erhielt, umgeschaffen worden. Einen wirkungsvollen Abschluss findet diese Anlage in der in ihrem Hintergründe sich erhebende, von Tessenow gebauten neuen Malvida Schule, die jetzt in Heinrich Schütz Schule umbenannt wurde. Der freie Ausblick, den man von dieser Anlage auf den Habichtswald genießt, sichert auch diesem neuen Stadtteile jene Naturverbundenheit die so kennzeichnend für viele Stellen der Stadt ist und die sich selbst in der Stadtmitte in höchster Steigerung offenbart. Neuerdings hat auch in diesem westlichen Teile der Stadt das Stadtbild zwischen dem Aschrottpark und der Wilhelmshöher Allee eine völlige Veränderung, aber auch eine erhebliche Verschönerung erfahren, durch das neuerrichtete Generalkommando, einem Gebäudekomplex von gewaltigen Abmessungen und prachtvoller Monumentalität.

So hat dieses noch vor Jahren recht öde anmutende Weststadtaussenviertel jetzt wirklich ein prächtiges Gewand angelegt.

Welch grundlegenden Veränderungen sind überhaupt im Laufe der letzten drei Jahrzehnte im Strassen- und Verkehrsbild wie in allen grösseren Städten so auch in Kassel eingetreten. Als ich anfangs 1899, also im letzten Jahre des ausgehenden Jahrhunderts nach Kassel kam, sah ich noch die schon im Jahre 1877 gegründete Dampfstrassenbahn nach Wilhelmshöhe neben den bereits entstandenen electrischen Strassenbahnen. Da mutete die erst im Jahre 1897 geschaffene Pferdebahn nach Wolfsanger, die noch tapfer eine Zeitlang neben den moderneren Verkehrsmitteln dahertrottete, beinahe vorweltlich an. Inzwischen ist nun die Motorisierung immer weiter fortgeschritten und wenn nicht in dem wiedererstandenen deutschen Heere das Pferd seine frühere Bedeutung zurückgewonnen hätte, würde es in grösseren Städten bald nur noch in naturhistorischen Museen zu finden sein. Wie zur Jahrhundertwende das Auto fast noch eine Kuriosität war, so beherrscht es seit vielen Jahren beinahe ausschliesslich die Strassen. Die ganz wenigen Kasselaner, die vielleicht noch die Kurfürstenzeit erlebt haben, mögen manchmal Vergleiche anstellen. Wie mannigfaltig und bunt belebt war doch das Bild, das an schönen Sonntagen der nach Wilhelmshöhe führende Hauptweg bot. Da sah man die wanderlustigen Kasselaner fröhlich hinausmarschieren, Droschken und Privatwagen in langen Reihen vorbeifahren, dazwischen erblickte man Hofequipagen, dann sprengten elegante Reiter vorüber und der ganze sonntägliche Ausflugsverkehr erhielt dadurch ein vornehmes Gepräge, das sich erst recht steigerte, wenn der kurfürstliche Wagen mit dem weitberühmten Isabellen-Sechsgespänn mit den Vorreitern dahergebraust kam. Ja, noch zu der Zeit als ich nach Kassel kam, also vor 40 Jahren wurde die alte Kurfürstenherrlichkeit von manchem Kasselaner der älteren Generatio hoch gepriesen und viel von ihr gesprochen, insbesondere von solchen, die sich mit dem preussischen

Regime nie aussöhnen konnten noch wollten und die es auch nie verschmerzen konnten, dass Kassel als Provinzialhauptstadt fast ganz den Charakter als Residenz eingebüsst hatte. Andere wieder erkannten rückhaltlos an, dass erst nach 1866 [119] in Kassel eine dem Gemeinwesen zum Vorteil gereichende Entwicklung einsetzte, die dann bis in die neuste Zeit angehalten hat. Unwillkürlich ist man versucht, wenn man an die im Jahre 1866 erfolgte Annectio zurückdenkt, dieselbe sich als ein in der Geschichte Kassel besonders tragisches Ereignis vorzustellen. Ohne Frage war es für einen vierhundertjährigen Staat eine Schicksalsstunde als auf dem Friedrichsplatze unter grossen Feierlichkeiten unter Kanonendonner und beim Läuten der Kirchenglocken die Besitzergreifung Hessen's durch Preussen verkündet wurde. Der grösste Teil der Kasseler Bevölkerung nahm aber den so unverhofft eingetretenen Wechsel nach allem was man darüber gelesen hat, ziemlich indifferent auf, vielleicht in dem Gefühle, endlich von einem Regimente erlöst zu sein, das doch von den meisten als unerträgliche Autokratie empfunden wurde. Wie ein Treppenwitz der Weltgeschichte mutet es aber an, wenn man erfährt, unter welchen Umständen die vollzogene Annectio dem Könige von Preussen officiell gemeldet wurde. Derselbe befand sich gerade auf einer Jagd in Gross Schönebeck an der Elbe. In einer Jagdpause wird ihm ein Telegramm überreicht und die heitere Jagdstimmung für einen Augenblick unterbrochen. Der König liest das Telegramm, dessen Text lautet:

„Soeben ist Kurhessen annectiert. Von Bismarck.“

Mit den Worten – das wird Sie sicher interessieren – liest der König das Telegramm der Jagdgesellschaft vor und macht einen anwesenden Oberförster Witte das Telegramm als historische Rarität zum Geschenk. Es hat ja nur eine alte Dynastie aufgehört zu existieren und die Jagd kann deshalb ruhig weitergehen.

Interessant und aufschlussreich sind auch die Äusserungen, die Bismarck gelegentlich eines Besuches des Barons Felix von und zu Gilsa am 21. Febr. 1892 in Friedrichsruh zu diesem, der ihm ein damals eben erschienenen Buch: „Die vormals kurhessische Armeedivision im Sommer 1866 von Julius von Schmidt, Generalleutnant a. D.“ überreichte, über dieses geschichtliche Ereignis machte. Bismarck sagte bei dieser Gelegenheit ungefähr Folgendes: „Es ist allerdings nicht angenehm, annectiert zu werden. Das gebe ich gerne zu, aber ich habe bis zum letzten Augenblicke alles getan, um ihren Kurfürsten zu einer strikten Neutralitätserklärung zu bewegen (zuletzt durch den General von Röder am 22. Juni 1866), aber vergebens! Der überwiegend starke Einfluss des österreichischen Gesandten auf Mitglieder der Familie des Kurfürsten hat ihn von einer Verständigung mit Preussen innerhalb der gestellten Fristen abgehalten. Schon bei Erneuerung des Zollvereins im Jahre 1865 ist der neue Abschluss mit Kurhessen der schwierigste im Vergleich mit den übrigen deutschen Staaten gewesen und ich habe nur durch Anwendung von ganz ausserordentlichen Massregeln zu einem endlichen Abschluss kommen können. ...“

Gerade diese bemerkenswerten Äusserungen Bismarck's verleiten mich, nachdem ich schon sozusagen in Siebenmeilenstiefeln Jahrhunderte hessischer Geschichte durchflogen habe, nochmals meinen Blick in jene hessische Vergangenheit zu richten, die uns noch nicht so ganz entrückt erscheint, also insbesondere in das frühere Kurhessen. Erst seit 1803 gab es überhaupt ein Kurfür-

stentum Hessen und die drei Kurfürsten, die es regierten, waren Wilhelm I., Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm I. Mit diesem letzteren, der ohnedies keine zur Thronfolge berechtigten Söhne hatte, hörte schon bei seinen Lebzeiten – allerdings ohne seinen Willen – die Dynastie der hessischen Fürsten ganz auf.

Der Eindruck, dass unter dem Regime der Kurfürsten das hessische Volk, insbesondere die Kasseler, sich besonders glücklich und frei gefühlt hätten, habe ich aus meinen historischen Studien nicht gerade gewinnen können. Sicherlich war keiner der drei Kurfürsten das Ideal eines Herrschers! Immer noch dürfte die meisten Sympathien als Mensch und Herrscher der erste Kurfürst verdienen, ob-[120]wohl, auch seine Regierung als eine unumschränkte Despotie angesprochen werden kann. Über ihn hat der bekannte Historiker Dr. Philipp Losch eine vorzügliche Biographie veröffentlicht. Beinahe zwei Jahrzehnte vor seiner Erhebung zum Kurfürsten hat Wilhelm I. schon als letzter Landgraf Wilhelm IX. regiert und um sich ein einigermaßen zutreffendes Bild von seiner Persönlichkeit und seinem Charakter zu machen, wird man seine Landgrafzeit nicht ganz ausser Acht lassen dürfen. Seine Mutter, die einstige, aus dem englischen Königshause stammende Erbprinzessin Marie muss eine ganz vorzügliche Frau gewesen sein. Von ihrem Gatten, dem späteren Landgraf Friedrich II., der bekanntlich zum katholischen Glauben übergetreten war und dadurch seine Familie in grosse Gewissenskonflikte brachte, lebte sie getrennt und residierte, nachdem sie Kassel ganz verlassen hatte, in Hanau, in welcher Grafschaft sie als souveräne Regentin eingesetzt war. Sie widmete sich dort ganz ihren Söhnen Wilhelm, Karl und Friedrich, denen sie eine vorzügliche Erziehung angedeihen liess. Insbesondere war das Ziel ihres ganzen Lebensinhaltes in ihrem ältesten Sohne Wilhelm, dem einstigen Thronfolger, einmal das Ideal eines Fürsten verkörpert zu sehen. Trotz der grossen Liebe, die der erste Kurfürst für seine Mutter empfand und deren Andenken er aufs Höchste ehrte, tat er eigentlich recht wenig, um diesem Idealbilde wenigstens annähernd nachzukommen. Wie seine Brüder verlebte er seine Jugend am dänischen Hofe und wurde nach dem Tode seiner Mutter als souveräner Regent von Hanau ihr Nachfolger. Erst nach Jahrzehnten hatte er Kassel, aus dem er sozusagen wegen der unglücklichen Familienverhältnisse verbannt war, im Jahre 1775 zum ersten Male wiedergesehen und doch durfte er es nur incognito aufsuchen. Erst im Jahre 1783 also zwei Jahre vor dem Tode des Landgrafen Friedrich II. versöhnte er sich wieder mit seinem Vater. Von Natur schlicht, sehr sparsam, ja, im Alter geradezu geizig, fand er als Erbprinz an den Äusserlichkeiten des üppigen Kasseler Hoflebens, wo das ihm ohnedies verhasste Franzosentum dominierte, wenig Gefallen. Als er im Jahre 1785 den Thron seiner Vater bestieg, wurde aus dem an eine prunk- und glanzvolle Hofhaltung gewöhnten Kassel bald eine sehr stille Stadt. Aber im Volke war er trotz seiner Autokratie, die damals ja von fast allen deutschen Fürsten geübt wurde, wegen seiner Leutseligkeit und seines einfachen Wesens recht beliebt und die patriarchalische Art, in der er regierte, liess ihn vielen als einen wahren Landesvater erscheinen. Im übrigen reiste er viel im Lande herum, sah selbst überall nach dem Rechten und kümmerte sich sehr eingehend um die Verwaltung seines Landes. Wie seine Vorgänger war auch er von einer wahren Bauleidenschaft besessen und bedeutende Baulichkeiten und Anlagen sind seiner Initiative zu verdanken. (Neues Wilhelmshöher Schloss, Löwenburg, Neugestaltung der Aue und des Wilhelmshöher Parkes, der Ausbau der Wasserkünste durch die Errichtung des Aquäduces u.s.w.) Auch die Soldatenliebe teilte er mit seinen Vorfahren.

Jedes Jahr nahm er besondere Revuen und Paraden ab und liess Manöver abhalten, aber Paraden und Manöver – und hier zeigte sich wieder der sparsame Sinn eines guten Haushalters – wurden bei schlechtem Wetter abgesagt, damit die Uniformen nicht litten. Schliesslich lief aber seine ganze Soldatenspielerlei auf eine Hochzüchtung des Kasernen- und Gamaschengeistes hinaus und dieser Geist verleidete manchem tüchtigen Officier den landgräflichen bzw. kurfürstlichen Dienst. Viele Officiere gingen deshalb ins Ausland, wo sie zu hohen Ehren kamen. Überdies war die Besoldung der Officiere eine sehr schlechte und erzeugte in ihren Kreisen viel Unwillen. Erst im Jahre 1804 erfolgte eine Aufbesserung, die von den Officiern sehr dankbar aufgenommen wurde und dieselben veranlasste, dem damaligen Kurfürst Abends im Theater eine Ovation darzubringen. Der Hofmaler Böttner musste in einem Bilde den Augenblick, wo das Officierskorps dem Kurfürsten eine Huldigung darbringt, festhalten. Das Bild, das m. W. heute im neuen Landgrafenmuseum hängt, wurde dem Kurfürsten vom Officierskorps zum Geschenk gemacht. Aus der landgräflichen und kurfürstlichen Residenz waren einfach Paraden und sonstige militärische Aufmärsche nicht wegzudenken und in dieser Hin-[121]sicht war Kassel wirklich ein Abglanz von Potsdam. Wie diese militärischen Schauspiele im 18ten Jahrhundert auf Fremde und Reisende wirkten, darüber gibt es mannigfache Zeugnisse. So äussert sich – wie dies aus einem Tagebuchauszug hervorgeht – eine Engländerin Miss Berry, eine Freundin des bekannten englischen Romanschriftstellers Horace Walpole, in recht anschaulicher Weise über eine Parade, der die auf dem unvergleichlich schönen Platze vor der Orangerie (auf dem sog. Bowlinggreen) beiwohnte:

„... Nichts kann die uhrwerkartige Regelmässigkeit der Bewegungen übertreffen ... Die Uniformen sind sehr hübsch und das ganze Aussehen der Soldaten sehr sauber und militärisch. Ihr Fürst tut aber auch nichts weiter und denkt an nichts Anderes und ist, glaube ich, einer der grössten Adepten in jedem Zweig der Kunst, die man deutschen Drill nennt ... Er war die ganze Zeit zu Fuss und an jeder Stelle der Linie ... Wirklich es ist eins der schönsten militärischen Schauspiele, die man sehen kann. ...“

Auf einer Reise von Hamburg in die Schweiz im Jahre 1785 berührt auch der Braunschweiger Joh. Aug. Heinrich C a m p e , der bekannte Verfasser des Robinson Crusoe, die Residenz des hessischen Landgrafen und schreibt darüber folgendes:

„... Übrigens glaubt ein Fremder beim Anblick des hiesigen Militärs in Potsdam zu sein. Denn auch hier wimmeln die schönen Strassen wie dort von Soldaten und die landgräfliche Garde trägt beinahe die nämliche Uniform wie die des grossen Friedrichs! Auch die übrigen Truppen sind ganz auf preussischen Fuss gekleidet und geübt. ...“

Etwas kritischer spricht sich ein im Jahre 1775 Kassel besuchender württembergischer Prinz aus:

„... Wir wohnten täglich – so sagt er – der Parade bei. Was die Übungen betrifft, so verstehe ich noch nicht genug davon, um sie beurteilen zu können – aber es scheint mir als ob die preussische Genauigkeit nicht ganz erreicht wird und dass unter anderem die Officiere zu viel zu den Soldaten reden. ...“

Während wieder ein im Jahre 1770 in Deutschland reisender Livlander, welcher auch Kassel „die Residenz eines der vortrefflichsten Fürsten des deutschen Reiches“ – wie er sich vielleicht etwas überschwenglich ausdrückt – besucht und nicht versäumte, sich die Wachtparade anzusehen, einen

sehr vorteilhaften Eindruck von dem Gesehenen gewann. Er sah hier „lauter wohlgestreckte und schöne Leute, die ihre Manövers mit vieler Fertigkeit machten und deren Aussehen es schon anzukündigen scheint, dass sie tapfere Soldaten sind. ...“ Die Offiziere lobt er als gesetzt und höflich „wie denn selbst ein gewisser Oberste, der an der Spitze des Regimentes stand und der meine Freude über das vortreffliche Manöver merkte, so gütig war, mich neben sich hintreten zu lassen, um alles desto besser übersehen zu können.“

Von seiner rechtmäßigen Gattin, einer dänischen Prinzessin, getrennt lebend, residierte Wilhelm IX. nur in einem kleinen Teil des Bellevueschlosses, während die Landgräfin das ehemalige hessisch-philippsthalische Palais in der Oberen Königsstrasse (die heutige Militärintendantur) bewohnte. Das Hofleben gestaltete sich auf diese Weise sehr einfach und prunklos. Fast während seiner ganzen Regierungszeit war der Landgraf und spätere erste Kurfürst von einer wahren Revolutionsfurcht besessen. Seine Hessen kannten zwar nichts anderes als das patriarchalische Regiment, an dem sein landesväterlicher und allen Neuerungen abholde Sinn auch dann festhielt, als nach der französischen Revolution sich überall freiere Regungen bei den Völkern geltend machten, aber er fürchtete doch, dass der Revolutionsfunke auch in seinem Lande zünden könnte und war ängstlich bemüht, das Eindringen von Nachrichten über die Gräueltaten und die Anarchie in Frankreich während der schicksalsschweren Revolutionsjahre zu verhindern. Der Buchhandel stand sowie die Zeitungen unter scharfer Kontrolle. Aus Frankreich kommende Reisende und Emigranten wurden ausgewiesen oder bald wieder abgeschoben. Das einzige Blatt, die Cassel'sche Zeitung, das überhaupt im Hessenlande [122] gehalten wurde, brachte schon lange, nachdem das Haupt Ludwig XIV. auf dem Richtblocke gefallen war, also bis in das Jahr 1793 noch immer die üblichen Nachrichten vom Hofe in Versailles. Jagden, Bälle und Vergnügungen waren ausschliesslich der Gegenstand dieser erfundenen Berichte. Von den grossen Ereignissen, von dem Bastillesturm, von den Volksaufständen, den Mordscenen und Hinrichtungen erfuhren die Kasseler aus ihrer Zeitung nicht das Geringste. Bekanntlich wirkten die Ereignisse in Frankreich auch auf die Mode revolutionierend. Der dreieckige Hut mit dem Zopf wurde abgeschafft und der Cylinderhut kam auf. Aber selbst diese Erscheinung einer neuen Zeit war dem Landgrafen so zuwider, dass er selbst vor einem grotesken Mittel nicht zurückschreckte, um den Einzug des Cylinderhutes in seine Residenz zu verhüten. Denn als der Cylinderhut schliesslich doch in Kassel auftauchte, war der Landgraf so aufgebracht, dass er, um diese neue Tracht verächtlich zu machen, den sogenannten Eisengefangenen, nämlich den mit Ketten und Kugel beladenen Schwerverbrechern, welche wöchentlich zweimal die Strassen zu kehren hatten und aus dem Strassenbild in Kassel bis tief ins vorige Jahrhundert hinein nicht wegzudenken waren (– der Dichter Ernst Koch, Verfasser des Prinzen Rosa Stramin nannte sie „geschlossene Gesellschaft“ –) schwarze Cylinder als Kopfbedeckung gab (Der Name „Eisengefangene“ war ihnen beigelegt, weil am rechten Unterschenkel über dem Knöchel und unterm dem Knie zwei starke eiserne Ringe befestigt waren, die mit einer Eisenstange verbunden waren, an welcher die Unglücklichen in ihren Zellen mit eisernen Ketten angeschlossen wurden. Die schwersten Verbrecher wurden gewissermaßen als Zugtiere verwendet, denn sie mussten schwere Karren ziehen. Als äusseres Merkmal für begangene grössere Schandtaten hatten sie eine an der Schiene befestigte eiserne Kugel

mit sich zu schleppen.) Natürlich erregte die eigenartige Maßnahme des Landgrafen in der Stadt allgemeines Aufsehen, konnte aber die Allgewalt der Mode, die sich trotzallem zum Ärger des Landgrafen durchsetzte, nicht brechen. Der dreieckige Hut mit dem herunterhängenden Zopf, an welcher Tracht dieser Fürst so hing, wurde allmählich verdrängt. Nach heutigen Begriffen müssen doch geruhsame, ja fast idyllische Zustände in jenen Zeiten in Kassel geherrscht haben, wenn solche Nebendinge die Sorge des Landesfürsten bildeten. Aussergewöhnliche Fähigkeiten hat wohl Wilhelm IX. nicht besessen und wenn er auch nicht das Ideal eines regierenden Fürsten war, ist er jedenfalls nicht der Tyrann gewesen, zu dem er vielfach in der Nachwelt gemacht wurde. Selten hat aber ein Fürst mit grösserem Fleisse und strengerer Gewissenhaftigkeit seine Herscherpflichten aufgefasst und erfüllt als gerade dieser letzte Landgraf. Er wird von den maßgebenden Historikern als guter Verwaltungschef und glänzender Organisator geschildert und gerühmt, ja er soll eine genaue Kenntnis von Land und Leuten besessen und besonders alle Beamten bis zu den Subalternen herab genau gekannt haben. Seinen Geiz und Knauserei, die Mit- und Nachwelt nicht genug tadeln konnten, nannte er selbst weise Staatsökonomie. Wegen mancher vorzüglichen Eigenschaften, die diesen Fürsten auszeichneten, darf man ihm wohl seine grosse Schwäche für das weibliche Geschlecht, seine polygame Veranlagung, die er aber mit vielen anderen gekrönten Häuptern teilte, verzeihen. Die Maitressenwirtschaft an seinem Hofe war daher nicht schlimmer als an anderen deutschen Fürstenhöfen und die freimütige Art, mit der er seine sittlichen Verfehlungen stets bekannte und als katechismusfrommer Christ auch oft bereute, wirkte eher sympathisch. Es ist natürlich arg übertrieben, wenn Vehse in seiner „Geschichte der Höfe“ ihm nicht weniger als 74 Kinder aus seinen illegitimen Verhältnissen angedichtet hat. Aber einige zwanzig Kinder, von denen indes eine ganze Anzahl schon im frühesten Alter starben, sind ihm nachgewiesen. Die Adelsfamilien von Heimrod, von Haynau und der Grafen von Hessenstein sind aus seiner Verbindung mit Charlotte Buisinne, Rosa Ritter, der späteren Frau Ritter von Lindenthal und Caroline von Schlotheim hervorgegangen. Das Verhältnis mit der letzteren hat am längsten Bestand gehabt und ist offenbar ein sehr [123] inniges gewesen. Bei ihr und ihren Kindern weilte er meistens und fand dort das so schmerzlich entbeherte Familienglück. Sein Ehrgeiz ruhte nicht eher als bis er auch die bereits von seinen Vorfahren angestrebte Kurwürde erlangte. Hierfür opferte der sonst so sparsame Fürst grosse Summen. Am 1. Mai 1803 erhielt er die offizielle Nachricht von seiner durch das Reichsoberhaupt des einstigen römischen Reiches deutscher Nation genehmigten Erhebung in den Kurfürstenstand und am 8. Mai wurde vom Oberhofmarschallamt die neue Titulatur bekannt gegeben. Der neue Kurfürst setzte nun den 15. Mai, einen Sonntag, zur festlichen Begehung dieser Rangerhöhung fest. Bei solchen Gelegenheiten sparte der Fürst nicht mit dem Gelde, was er schon bei den grossen Festlichkeiten bewies, die er zu Ehren des jungen Königs von Preussen Friedrich Wilhelm III. mit seiner jungen schönen Gattin, der Königin Luise, bei deren Besuche in Kassel im Jahre 1799 veranstalten liess. Von diesem Fest wurde noch lange in Kassel gesprochen. Eine grosse Illumination der Stadt wurde veranstaltet und auf Wilhelmshöhe am grossen Bassin ein Brillantfeuerwerk abgebrannt, sowie die grosse Kaskade, das Octogon bis zur Herkulesstatue hinauf durch Tausende von Lampen erleuchtet, deren Licht in die weite Ferne herabstrahlte. In ähnlicher Festlichkeit verlief auch das Fest das nun der neue Kurfürst seinem Volke gab. In der nachstehenden Schilderung dieses Festes folge ich wörtlich dem Historiker

Philipp Losch:

„Der Sonntag Rogate der 15. Mai 1803 war „der grosse, für Hessen so wichtige Tag“, an dem die feierliche Proklamation stattfand. Vom schönsten Frühlingswetter begünstigt begann er mit Kanonendonner und Glockengeläut, während schon am frühen Morgen die Strassen der sonst so stillen Residenzstadt von zahllosen fremden und einheimischen Schaulustigen wimmelten. Um 8 Uhr verliess der Regierungssekretär Rüppel in altdeutscher Heroldstracht auf einem schneeweissen Zelter das Schloss, ritt unter dem Schmettern der ihn begleitenden Pauken und Trompeten durch die Stadt und verkündete auf allen öffentlichen Plätzen, dass des Herrn Landgrafen Hochfürstliche Durchlaucht die Kurwürde „diese der teutschen Reichsfürsten höchste und der Königlichen am nächsten kommende Würde“ nunmehr angenommen habe und schloss mit einem Vivat auf den neuen Kurfürsten Wilhelm I. Nach einer grossen Gratulationscour im Schlosse begaben sich sämtliche Behörden, Magistrate, Offiziere und der gesamte Hof in feierlichem Zuge durch die Stadt nach der Stiftskirche zu St. Martin, an deren Hauptportal die Geistlichen der christlichen Konfessionen den neuen Kurfürsten empfingen. Mächtig erbrauste der ambrosianische Lobgesang als die Festgemeinde ihre Plätze eingenommen hatte. Bis dahin war alles nach der vom Oberhofmarschall herausgegebenen gedruckten Festdisposition programmäßig verlaufen. Als aber der Superintendent Rommel die Kanzel bestieg, um die befohlene kurze Predigt zu halten, da fing er plötzlich zu stocken an, stammelte ein paarmal: „Der heutige grosse Tag der heutige hohe Tag“ und sank dann auf einmal ohnmächtig um und musste in die Sakristei gebracht werden. Die einfallende Orgel- und Instrumentalmusik riss die Gemeinde zum verfrühten Schlussgesang mit sich fort und machte der peinlichen Szene ein Ende. Der Kurfürst war tief betroffen, doch verwischte der weitere Verlauf des Festtages den Eindruck des bösen Omens. Am Abend erstrahlte die illuminierte Stadt in einem glänzenden Lichtermeer, von dessen Wundern und Einzelheiten noch viele Jahre im Hessenlande erzählt wurde. Bemerkenswert ist, dass bei der Abendcour die Damen von den sonst gebräuchlich gewesenen Reifröcken und steifen Robes de cour dispensiert waren und dass der später ausgegebene officiële Bericht schreiben durfte – „so war es ihnen um so leichter, in den jetzt herrschenden, so vorteilhaften Damenkostüm alle Erwartungen des feinsten Geschmacks zu befriedigen“ – – Es war der erste grosse Sieg in dem modefeindlichen Kassel, allerdings nur ein Amazonensieg. Am zweiten Festtag war grosses Ordenskapitel, Bankett der Chevaliers und abends allegorisches Schauspiel [124] „Hesus oder der Lohn der Vaterlandsliebe, dessen Stoff der Museumsinspector Döring angeblich der chattischen Vorzeit entnommen hatte. Den Schlusseffect bildete ein Blick in Walhalla's Wonnen, wo die Bildsäulen sämtlicher Ahnen des hessischen Hauses nach den Wachsfiguren im Museum prangten. Ein grosser Maskenball in der Orangerie, wo unerwartet zur grossen Freude des Kurfürsten sein eben angekommener Bruder Carl ihn überraschte, beschloss am dritten Tag die Feier die nach der Nationalzeitung der Deutschen im ganzen Hessenlande“ mit anständiger Würde und teilnehmenden Herzen begangen wurde. ...“

Selbst bei der ärmsten Bevölkerung weckte die Rangerhöhung ihres Landesherrn begeisterten Widerhall. Bei der festlichen Ausschmückung der Stadt wollte Niemand vor dem Anderen zurückstehen, auch nicht bei der grossen Illumination. Noch lange Jahre später haben sich die originellen Inschriften der Transparente im Gedächtnisse der Kasseler erhalten. In einem kleinem Hause in der

Fischgasse, wo ein armer Schuhmacher wohnte bestand die Illumination nur aus zwei Lampen. Die eine erleuchtete oben das Bodenloch und die andere unten die Kelleröffnung, während in der mittleren Etage ein kleines Transparent hing, auf welchem dem Kurfürst in gutgemeinter, aber in etwas holprig gereimter Form also gehuldigt wurde:

„Unser Kurfürst lebe hoch
Vom Keller bis zum Bodenloch.“

Ein anderer Schuster in einem kümmerlich erleuchteten Hause der Altstadt entschuldigte seine Armut mit dem Verse:

„Hier wohnt ein armer Schuster
drum brennt sein Licht so duster.“

Dagegen hatte ein reicher Metzger sich eine grosse Wurst malen und die Worte darunter setzen lassen:

„Was der Gunter ist unter den Würsten
Das ist der Kurfürst unter den Fürsten.“

(Gunter ist der Ausdruck für den gewöhnlich grosse Dimensionen annehmenden Schwartemagen.)

So trieb der Volkshumor bei diesem Fest die eigenartigsten Blüten.

Dem nunmehrigen Kurfürsten Wilhelm I. war es aber nur kurze Zeit vergönnt, in seiner neuen Würde zu regieren. Schon nach drei Jahren musste er vor den anrückenden Franzosen flüchtend in die Verbannung ziehen und als er erst nach sieben Jahren aus der Verbannung wieder in seine Hauptstadt als Kurfürst einziehen konnte – (dieser Einzug ist bereits vorher eingehender behandelt worden) – hätte man meinen können, dass unterdessen auch der Kurfürst von dem Wandel der Dinge, der sich allenthalben vollzogen hatte, erfasst worden wäre. Aber weit gefehlt! Trotz der französischen Revolution und der Freiheitskriege, deren Auswirkungen viele veralteten Anschauungen weggefegt hatten und dadurch moderneren Ideen Platz gemacht wurde, hielt der Kurfürst starr am Alten fest und entfremdete sich dem Volke, insbesondere durch seinen jetzt beinahe schon krankhaft gewordenen Geiz immer mehr.

Als Kurfürst Wilhelm I. im Jahre 1813 nach dem Zusammenbruche des russischen Feldzuges wieder hoffnungsfroh sich aus seinem Prager Exil nach Breslau begab, wo sich auch der König Friedrich Wilhelm III. von Preussen und der russische Kaiser Alexander befanden, erregte der alte preussische Feldmarschall – welchen Rang er ja im preussischen Heere bekleidete – mit seinem altmodischen weiten Generalsrock und seinem gepflegten Zopfe gegenüber den hohen preussischen Offizieren mit ihren neuen engen Uniformen und knrzgeschnittenen Haaren nicht geringes Aufsehen, ja, er wirkte – wie von Boyen erzählte – wie ein Bote aus dem Grabe. Tatsächlich war dieser Fürst mit seinen vielen trefflichen Eigenschaften nach zeitgenössischer Ansicht hundert Jahre zu spät auf die Welt gekom-[125]men. In seinem äusseren Auftreten hat er als alter Mann nicht sehr fürstlich angemutet, zumal ihm auch die Balggeschwulst am Halse, die ihm den Spitznamen „Schwamm-

backen“ beim Volke eintrug, stark entstellte. Auch Emil Ludwig Grimm schilderte in seinen Erinnerungen den Eindruck, den der alte Kurfürst auf ihn machte, als er im Jahre 1815 seinen Abschied erhalten hatte und sich im Schloss Bellevue beim Kurfürsten abmeldete. Grimm wurde gleich vorgelassen. „Der Kurfürst sass – so schreibt er – an seinem Arbeitstisch in einem altmodischen Uniformrock, schwarzsamtenen Gamaschen bis über die Knie und der Zopf hing über dem Sessel herunter. ...“

Vom Zopfe wollte sich nun einmal der alte Kurfürst nicht mehr trennen. In der Abneigung gegen den Zopf, der für ihn nun einmal das Sinnbild vergangener Zeiten war, sah er ein Zeichen sträflicher Neuerungssucht. In Preussen hatte man schon 1807 beim Militär den Zopf entgültig abgeschafft, nachdem andere Länder schon vorher zur Abschaffung der Soldatenzöpfe geschritten waren. Hessen jedoch, das nach wie vor selbstherrlich regiert wurde, behielt ihn nicht nur bei, nein, der Zopf feierte in diesem Lande sogar eine neue Renaissance, die noch sieben Jahre bis zum Tode des Kurfürsten andauern sollte. Eine kurfürstliche Order vom 2. Januar 1816 bestimmte nämlich:

„Die Hinterhaare werden bei den Leuten nicht mehr geschnitten und sollen sobald wie möglich wieder wie sonst Zöpfe eingebunden werden. ...“ Bärte und Backenbärte ausser bei den Grenadiern waren natürlich verpönt. „Diejenigen Regimenter, welche zuerst nach meiner Order angezogen sein werden, erhalten auch zuerst meine Approbation und deren Commandeurs werden sich besonders recommandieren.“ schloss die denkwürdige damals schon anachronistisch wirkende Ordre. Auch das Pudern (für die Offiziere allgemein, für die Mannschaften bei der Parade) wurde wieder eingeführt. Bei den Paraden besichtigte der Kurfürst fast stets nicht nur die Vorderfront, sondern auch die Hinterfront der Truppenaufstellung zwecks Untersuchung der Zöpfe. Es war dann auch begreiflich, dass man z. B. einen Kanonier, der infolge einer Krankheit alle Haare verloren hatte und dem der Zopf, da er ja nicht geflochten werden konnte, an einem Rand an den Kopf gehängt wurde, bei Paraden lieber zu Hause liess. Mit solchen Schrullen schädigte der Kurfürst seinen Ruf und setzte sich insbesondere dem Gespött der jüngeren Generation aus. Die Göttinger Studenten kamen nach Kassel, um die historischen Zöpfe zu sehen und zu verulken. Beim Wartburgfest 1817 erfolgte sogar eine von den Studenten veranlasste feierliche Verbrennung des hessischen Zopfes in effigie. Obwohl der Kurfürst hiervon erfuhr und indigniert darüber war, liess er keine Remedur eintreten.

Mit einem Gesuch um Gehaltserhöhung, das 1816 wieder sämtliche kurhessischen Offiziere (mit Ausnahme von dreien) beim Kurfürsten einreichten, hatten diese seinen Zorn heraufbeschworen, der nur dadurch besänftigt werden konnte, dass die drei an der Spitze der Bewegung gestandenen Offiziere schleunigst um ihren Abschied einkamen. Aber die drei Offiziere, die sich ausgeschlossen hatten und denen der Spitznamen „die heiligen drei Könige“ von ihren Kameraden beigelegt wurde, konnten sich vor diesen nicht halten und mussten wohl oder übel auch ihren Abschied nehmen.

Die unglückliche Ehe des Kurprinzen mit Auguste von Preussen verbitterten dem alten Kurfürsten die letzten Lebensjahre. Die Kurprinzessin war ihrem Gatten, der nur über eine sehr oberflächliche Bildung verfügte, geistig weit überlegen und da sie ihm oft ihre geistige Überlegenheit zeigte, reizte sie den ohnedies sehr jähzornigen Mann schliesslich zu maßloser Wut. Bei ihrem Schwieger-

vater musste schliesslich die Kurprinzessin Schutz suchen, als es am 22. August 1815 zu einem sehr heftigen Zusammenstoss zwischen den Eheleuten kam. Mit gezogenem Degen war der Kurprinz auf seine Gattin losgegangen und nur das Dazwischen-[126]treten seines Adjutanten von Bothmer, der ihm den Degen entriss, verhütete Schlimmeres. Der Kurprinz wurde auf ein Gut für einige Zeit in die Verbannung geschickt, lebte dann aber von seiner Gattin getrennt und suchte Zerstreuung bei seiner Maitresse und Geliebten, der Berliner Goldschmiedstochter Emilie Ortlöpp, die er mit nach Kassel genommen hatte und die er sofort nach seinem Regierungsantritt zur Gräfin Reichenbach erhob. Nachdem im Jahre 1821 erfolgten Tode des Kurfürsten Wilhelm I. setzte die Bevölkerung auf seinen Nachfolger Wilhelm II. manche Hoffnungen, denn seiner Naturanlage nach war letzterer gutmütig, auch nicht so geizig als sein Vater und fortschrittlicher gesinnt. Aber diese Hoffnungen sollten bald enttäuscht werden. Der Maler Ludwig Emil Grimm schreibt in seinen Erinnerungen: „... So kam das Jahr 1821. Da starb der alte Kurfürst. An dem Morgen, nachdem der Kurfürst gestorben war, zog die Madame Ortlepp, nachherige Gräfin Reichenbach, mit Sack und Pack in sein Palais ein. Ich wusste nicht, was ich dazu sagen sollte und habe mich innerlich darüber geschämt.“ Sie wohnte nämlich dem Palais gerade gegenüber Friedrichsplatz 6 und der Umzug geschah vor den Augen der auf dem Friedrichsplatz versammelten Truppen und einer grossen Menschenmenge. Solche Scham- und Würdelosigkeiten erweckten natürlich bei der Bevölkerung wenig Sympathien für den neuen Landesherrn und so ist auch das Verhältnis zwischen Fürst und Volk während seiner ganzen Regierungszeit sehr getrübt gewesen. Wie sich die Favoritin seines Vaters die Gräfin von Hessenstein von jeder Einmischung in politische Dinge mit peinlichster Diskretion fernhielt, war die Gräfin Reichenbach eine ausgesprochene politische Intrigantin, der man einen unheilvollen Einfluss auf den Kurfürsten zuschrieb. Den Hass, den ihr die Bevölkerung entgegenbrachte verdiente sie vollauf. Der Aufsehen erregende Drohbrief, den der Kurfürst im Jahre 1823 in Nenndorf, wo er sich zur Kur aufhielt, empfing, erhellt die Situation besser als jede umständliche Darstellung der damaligen Zustände. Er hatte folgenden Wortlaut:

Kurfürst!

Das Maß Deiner Greuel ist voll bis zum Rande! Hundert Jünglinge eines Sinnes und eines Herzens haben sich auf Leben und Tod vereinigt zu Deinem Untergange zur Befreiung ihrer leidenden Brüder von Deiner Tyrannei. Von heute binnen Jahresfrist wirst Du unfehlbar das Opfer unserer gerechten Rache, wenn Du nicht folgende Bedingungen, nur Dir zur Warnung mitgeteilt, schleunig und pünktlich erfüllst:

- 1) Du gibst Deinem Volke, dessen Fürst Du durch die Macht verjährter Gewohnheit, nicht durch seinen Willen bist durch die klügsten und besten Deiner Rätthe eine rechtmäßige vollgültige Verfassung so wie es ihrem Worte in der deutschen Bundesakte vom 8. Juni 1815 gemäss schon mehrere deutsche Fürsten tathen, damit wir, die wir vor zehn Jahren Deines Vaters Deine und unsere Freiheiten zu erkaufen willig waren, nicht länger Spielwerke Deiner zügellosen Laune sind.
- 2) Du erlaubst von nun an Deiner Hure nicht mehr den allermindesten Einfluss auf die Regierungs-

geschäfte. Folgst Du dieser Bedingung nicht, so ist auch ihr Leben unfehlbar verwirkt.

- 3) Du zorniger Unhold, unnatürlicher versoffener Menschenfeind! Prügelst niemals mehr mit eigener Hand einen Deiner Untergebenen!

Handelst Du nach diesen Bedingungen und besserst Dich, dann wirst Du glücklich seyn mit Deinem treuen Volke. Aber hoffe nicht uns durch Ausflüchte zu entgehen, die Folge steht jetzt noch in Deiner Hand. Sie wird schrecklich sein, wenn Du der bleibst, der Du bisher gewesen.

Geschrieben am Jahrestage der Befreiungsschlacht bei Belle-Alliance.

F r e i m u t h

im Namen des Rächerbundes

Die in dem Drohbrief über den Kurfürsten gegebene Charakteristik war für ihn nichts weniger als schmeichelhaft. Trotzdem muss sie wohl in [127] mancher Beziehung zutreffend gewesen sein. Die eigentlichen Verfasser dieses Drohbriefes und anderer ähnlicher Briefe sind trotz strengster Untersuchung nie ermittelt worden. Dagegen haben viele wackere Männer oft sogar jahrelang schuldlos hinter Gefängnis- und Festungsmauern schmachten müssen. Die Periode zwischen 1830 bis 1850 war die Zeit der Verfassungskämpfe, die die Kassler Bevölkerung nicht zur Ruhe kommen liessen. Dem Kurfürsten wurde schliesslich, nachdem er vom Anbeginne seiner Regierung die Stände des Landes nicht mehr einberufen hatte, nach den Kravallen von 1830 eine von Professor Sylvester Jordan nach belgischem Muster ausgearbeitete und den liberalistischen Anschauungen jener Zeit entsprechende Verfassung abgetrotzt, die dann am 8. Januar 1831 feierlich verkündet wurde. Zuerst schien es, als ob nun eine Versöhnung zwischen dem Landesherrn und seinem Volke zustande gekommen wäre, aber die Gräfin Reichenbach, die man nicht mehr in Kassel sehen wollte, blieb nach wie vor der Stein des Anstosses. Merkwürdigerweise war die Erbitterung über die Gräfin Reichenbach bei den einfachen Bürgersfrauen, insbesondere bei den unteren Volksschichten am allergrößten. In diesen Kreisen wurde die Freundin des Landesherrn kurzweg die „Person des Kurfürsten“, also seine „Person“ genannt. Als nun in diesen Schichten der Text der neuen Verfassung bekannt wurde, in dem es u. a. hiess: „Die Person des Kurfürsten ist heilig und unverletzlich“ sollen die Frauen ganz entrüstet ausgerufen haben: Ne das hat noch gefehlt, nun soll sie sogar noch „heilig“ sein. Indes der Kurfürst wollte sich unter keinen Umständen von ihr trennen. Um ihretwillen gab er lieber seine Residenz auf und zog sich noch im Januar 1831 nach Wilhelmsbad in Hanau zurück. Nach Kassel ist er trotz aller Versuche, ihn wieder zur Rückkehr zu bewegen, nicht wieder gekommen. Den Kurprinzen ernannte er zum Mitregenten. Jedenfalls war von den drei Kurfürsten Wilhelm II. der unfähigste und unbeliebteste. Zum Jähzorn neigten sie alle drei, aber Wilhelm I. wusste sich zu beherrschen, während sein Nachfolger im Jähzorn maßlos war. Der Absolutismus, der nun einmal in ihrem Blute lag und der, im 18ten Jahrhundert von den Landgrafen maßvoll gehandhabt, von der Bevölkerung als etwas der Zeit durchaus Angemessenes empfunden wurde, passte nicht mehr in das 19te Jahrhundert. Das hatte auch der letzte Kurfürst Friedrich Wilhelm I. nicht begreifen wollen. So schlug auch seine ziemlich lange Regierungszeit zuerst als Mitregent und nach dem im Jahre 1847 erfolgten Tode Wilhelm II. als Kurfürst nicht gerade immer zum Segen des Landes aus. Wie sein Vater war auch er keine besonders glücklich organisierte Natur und scheinbar nur mittelmäßig begabt sowie geistigen Interessen wenig oder garnicht zugewandt. Seine Eigentümlichkeiten und autokratischen Maßnahmen hatten es dahin

gebracht, dass schliesslich das ganze Land, seine nächste Umgebung nicht ausgenommen, gegen ihn Front machte. Insbesondere auf dem Gebiete der Verwaltung wirkte sich in vieler Hinsicht seine unglückliche Charakteranlage besonders ungünstig aus. Jedem Fortschritt stand er von vornherein feindlich gegenüber und in der Wahl seiner Ratgeber hatte er selten eine glückliche Hand. Ein Briefauszug, der den Aufzeichnungen eines im Jahre 1847 in diplomatischer Sendung in Kassel weilenden preussischen Generals (Leopold von Gerlach, General der Inf. und Generaladjutant des Königs Friedrich Wilhelm IV., Band I Denkwürdigkeiten, von seiner Tochter herausgegeben) entnommen ist, wirft ein bezeichnendes Schlaglicht auf das Verhalten des Kurfürsten kurz vor Eintritt der 48er Revolution wie überhaupt auf die damaligen politischen Verhältnisse:

„... Kassel den 11. December 1847 Nach 24 ständiger Fahrt kam ich hier an und ging zunächst zu G a l e n , unserm hiesigen Gesandten, der ganz der alte und sehr freundlich war. Bei der Audienz bei dem Kurfürsten fiel nichts vor – Es ist doch ein sonderbares Wesen jetzt in der Welt. Hier im Lande regiert ein Fürst, der, wie es scheint, ein böses Herz, absolutistische Gesinnung, Habsucht und Mangel an Liebe zu seinem Lande hat. Lieber heute als morgen würde er sich der Verfassung entledigen, was einige Entschuldigung darin findet, dass dieselbe durch Aufruhr und böse Dinge entstanden ist. [128] Die Regierungen seiner beiden Vorgänger hatten aber zu diesem Aufruhr gereizt durch Geiz, Maitressen-Wirtschaft und dergleichen. Der jetzige Herr ist nicht besser, behandelt seine Diener mit Laune und Härte so dass alles vor ihm zittert, kein Wort zu sagen wagt und des Ärgsten gewärtig ist. Dessenungeachtet hat der Kurfürst Diener, die seine Rechte besser zu wahren wissen gegen den Andrang des Geistes durch die Stände, als die unseres Königs. Trotzdem fehlt hier die Basis mehr als bei uns. Heute traf Metternichs Antwort ein auf des Kurfürsten Anfrage, ob er nicht mit der Verfassung abfahren könnte, natürlich eine abweisende. Ich würde den Kurfürsten jetzt sich selbst überlassen. Dem König habe ich heute Bericht erstattet, morgen reise ich ab. ...“

Eine den letzten Kurfürsten in allen Beziehungen gerecht werdende Biographie ist bislang in der Literatur noch nicht erschienen, aber eine solche, die den bekannten hessischen Historiker Dr. Philipp Losch zum Verfasser haben soll, ist im Entstehen begriffen oder soll sogar schon ihrer Vollendung entgegengehen. Inzwischen ist aber dem letzten Kurfürsten in dem bekannten Schriftsteller Will Scheller ein warmherziger Apologet erstanden, der es verstanden hat, in einem sehr lesenswerten Buche das Wesen und Schicksal des Kurfürsten in den uns über ihn überlieferten Anekdoten in überzeugender und interessanter Weise zu erschliessen. Gerade dadurch dass Will Scheller die Atmosphäre beleuchtete, in welcher der ehemalige letzte Kurfürst als Kind aufwuchs, macht vieles in seiner Entwicklung als Mensch und Fürst verständlich. Sein eigentlicher Erzieher und natürlich auch sein Vorbild war sein Grossvater Wilhelm I., ein Autokrat strengster Observanz. Schliesslich ist auch nicht zu verkennen, dass es diesem in völlig absolutistischer Anschauungen erzogenen Fürsten vom Schicksal vorbehalten blieb, gerade während seiner Regierung in eine Zeit hineingestellt zu sein, in der sich die unausbleiblichen Konflikte zwischen dem früher allgemein üblichen selbstherrlichen Regime und der erst neu sich bildenden konstitutionellen Regierungsform abspielten. Der neu erstandene Parlamentarismus, der in kleinen Ländern wie Kurhessen sich nicht gerade mit weltbewegenden Problemen zu befassen hatte – in der ersten Zeit der Landtagsdebatten, die in Kassel wie eine

neue Sensation wirkten, wohnten auf der Galerie im Ständeheus viele Frauen mit ihren Strickstrümpfen bei und betrachteten die oft sehr lebhaften Diskussionen als eine willkommene Abwechslung im täglichen Allerlei – gravitierte ganz nach dem damals im Schwange befindlichen liberalistischen Anschauungen, die sich nun einmal mit der absolutistischen Denkweise schwer in Einklang bringen liessen. Wäre der Kurfürst, wie es bei anderen deutschen Fürsten der Fall war, eine mehr zu Kompromissen geneigte Natur gewesen, dann hätte er sicherlich die ihn und sein Regiment bedrohenden Klippen besser umschiff. Vielleicht haben gerade die politischen Kämpfe, in die er sich mehr als seine Vorgänger hineingestellt sah, dazu beigetragen, der Nachwelt ein Zerrbild seines Charakters zu vermitteln, das doch manche Korrektur bedarf. Durch viele menschliche Züge gewinnt seine ganze Person in den von Will Scheller sehr wirkungsvoll erzählten Anekdoten, die so sorgfältig gesichtet zu sein scheinen, dass man an ihrer Authentizität kaum zweifeln darf und der Kurfürst durch sie ungleich sympathischer wirkt, als wenn sein Bild nur im Lichte der politischen, während seiner ganzen Regierungszeit vorherrschenden Kampf Stimmung der Bevölkerung gezeichnet wird. Hoffentlich wird die schon erwähnte Biographie Licht und Schatten richtig verteilen und seine Würdigung gerechter ausfallen als das in die Geschichte eingegangene autoritative Urteil des grossen deutschen Historikers von Treitschke, das nach der Ansicht aller hessischen Patrioten als sehr anfechtbar angesehen wird. Nach Treitschke soll der letzte Kurfürst „ein boshafter Menschenverächter gewesen sein, dessen seltsamer, halb scheuer, halb stierer Blick verriet, dass er alle fürchtete, keinen ehrte. Schüchtern und linkisch im Verkehr und kaum fähig einen längeren Satz zu Ende zu sprechen und doch zuweilen in rasendem Jähzorn auffahrend. ...“ [129]

Die Darstellung des immerhin problematischen Charakters dieses Fürsten stellt seinem Biographen eine schwierige Aufgabe, auf deren Lösung man gespannt sein darf. Die recht unglückliche Ehe seines Vaters und die wenig erfreulichen Folgen, die sich aus dem Zusammenleben seines Vaters mit seiner Maitresse der Gräfin Reichenbach ergaben, lassen es durchaus begrifflich erscheinen, dass der letzte Kurfürst eine wirkliche Liebesheirat zu schliessen vorzog. Merkwürdigerweise traf seine Wahl nicht eine Frau aus fürstlichem Geblüt. Vielmehr war es die sehr schöne Tochter des Weinhändlers Falkenstein, die bereits mit einem um 20 Jahre älteren Rittmeister Lehmann nicht sehr glücklich verheiratet war. Nachdem diese Ehe geschieden war, heiratete sie der damalige Kurprinz und spätere Kurfürst, was ihm zunächst eine Entfremdung mit seiner von ihm heissgeliebten Mutter, deren Fürstenstolz diese nicht standesgemäße Ehe seines Sohnes nicht verwinden konnte, eintrug. Gleich nach der Hochzeit wurde seine Gattin zur Gräfin von Schaumburg und später zur Fürstin von Hanau erhoben. Zum Unterschied von seinem Grossvater und Vater, die sich neben der rechtmässigen Frau noch verschiedene Favoritinnen zur linken Hand antrauen liessen, blieb er seiner Gattin während seines ganzen Lebens treu und das eheliche Verhältnis ist, von einigen vorgekommenen Zwistigkeiten abgesehen, dauernd ein mustergiltiges gewesen. Sechs Söhne und drei Töchter sind dieser Ehe entsprossen. Seine Söhne waren natürlich nicht thronfolgeberechtigt, was ihn später auch sehr verbittert haben mag. Trotz der bestehenden Verfassung führte er wie gesagt getreu den Gepflogenheiten seiner Väter ein absolutistisches Regiment, das eben nicht mehr in die Zeit hineinpasste. Viele seiner bekannt gewordenen Aussprüche wie z. B. derjenige „Gewerbefreiheit, grässlicher Gedanke“ liessen allein schon auf seinen fortschrittsfeindlichen Sinn schliessen, den er eben leider sehr zum

Schaden der wirtschaftlichen Entwicklung seines Landes bekundete. Ungeachtet seiner merkwürdigen Ausdrucksweise, die eigentlich keine günstigen Schlussfolgerungen auf seine Allgemeinbildung zulassen sollte – er drückte sich stets in einer Art Lapidarstil aus, wie etwa ein Ausländer, die deutsche Sprache in Ermangelung genügender grammatikalischer Kenntnisse anwenden möchte – war er doch nicht unintelligent, ja, er galt sogar als recht schlagfertig. So soll er dem König Wilhelm I. von Preussen nicht lange vor 1866, als letzterer seinem Kasseler Vetter gesagt hatte: „Weisst Du, Fritz, wir haben keine Polizeistaaten mehr, sondern Rechtsstaaten“ geantwortet haben. „Drum führe ich auch immer Prozesse, habe aber noch keinen gewonnen.“

An einem seiner einflussreichsten Minister in der Hauptkonfliktszeit, nämlich an Hassenpflug, der ohne Frage grosse staatsmännische Fähigkeiten besass und dem er sein besonderes Vertrauen entgegenbrachte, hat er eigentlich wenig Freude erlebt. Hassenpflug, ein Mann von ausgezeichneter humanistischer Bildung und durch seinen langen Verkehr mit seinen Schwägern Gebrüder Grimm geistig sehr gefördert, wird ebenso wie der Kurfürst je nach der politischen Einstellung der ihn Beurteilenden sehr verschieden eingeschätzt. Jedenfalls hat sich das Verhältnis seiner Schwäger Gebrüder Grimm, die seiner politischen Auffassung niemals beizustimmen vermochten, zu Hassenpflug bald sehr stark abgekühlt. Nach dem Tode ihrer Schwester, seiner Gattin, zogen sie sich fast ganz von ihm zurück. Obschon Hassenpflug den hessischen Staatsdienst infolge eines unbedeutenden Zerwürfnisses mit dem damaligen Kurprinzen in dessen Eigenschaft als Mitregent schon im Jahre 1837 verlassen musste, berief ihn der spätere Kurfürst im Februar 1850 als Nachfolger des Staatsrates Scheffer, der übrigens auch bei der Bevölkerung sehr unbeliebt war, wegen seiner Polizeichikanen, Unterdrückung der öffentlichen Meinung und religiösen Intoleranz durch Verfolgung der Deutschkatholiken. Das Revolutionsjahr 1848 ging wie in anderen deutschen Städten auch in Kassel nicht spurlos vorüber. Es fehlte nicht an Aufständen und Krawallen. Wie die anderen deutschen Landesherren musste auch der Kurfürst nachgeben [130] und für verfassungsmäßige Zustände sorgen. Für das vom Volke geforderte liberalistische Regime hatte er nun einmal wenig Neigung und so änderte sich der Kurs bald wieder. Die sich allenthalben in Deutschland wieder zeigenden reaktionären Bestrebungen entsprachen ganz der Sinnesart des Kurfürsten, der sie mit umso grösserer Genugthuung aufgriff, als er ja nur unwillig dem Volke entgegengekommen war und ihm das Ständeparlament längst ein Dorn im Auge war. Ihm erschien eben Hassenpflug als der rechte Mann für die Reaction. Unterstützung fand dieser nur bei einem kleinen Adelskreise und selbst auf den Adel konnte er nicht einmal unbedingt rechnen. Beim Volke wurde er bezeichnenderweise „Hessenfluch“ genannt. Für den Kurfürsten war der Landtag längst zu einer „quantité négligeable“ geworden und von Hassenpflug wurde derselbe noch im Jahre 1850 einfach ausser Kraft gesetzt. Die vom Kurfürsten Wilhelm II. im Jahre 1831 gewährte Verfassung, die ja eigentlich immer nur ein Scheinkonstitutionalismus gewesen war, stand nur noch auf dem Papier. Kampfstimmung und Differenzen zwischen Volk, Landtag und dem Kurfürsten spitzten sich immer mehr zu und die Berufung Hassenpflugs wurde von der Bevölkerung geradezu als eine Kriegserklärung angesehen.

Das unter dem frischen Eindrucke der Ereignisse von 1850 geschriebene Buch des natürlich ganz ultraliberal eingestellten Dr. A. Pfaff „Das Trauerspiel in Kurhessen“ gibt ein höchst unerfreuliches Bild dieser Zeit. Angeberei und Aufpasserei zogen sich durch alle Kreise der Gesellschaft. Ein aus den angesehensten Bürgern und Staatsbeamten bestehende Gesellschaft „Der Abendverein“ wurde sofort geschlossen, weil darin ein Hoch auf die Verfassungsurkunde ausgebracht wurde. Die wegen politischer Vergehen zu Freiheitsstrafen verurteilten hessischen Patrioten sollen im Kastell so unbarmherzig behandelt worden sein, dass sogar die Strafgerichte sich veranlasst sahen, die Gefangenen zu reklamieren, nur um sie unter ihrer Aufsicht zu haben. Hassenpflug verweigerte dies indes. Von Fremden wurde Kassel damals fast ganz gemieden. Unter diesen traurigen Verhältnissen litt schliesslich auch die Landesuniversität Marburg. Keiner auf seine Ehre etwas haltender Gelehrter wollte einen Ruf nach Marburg annehmen. Ein bekannter preussischer Rechtsgelehrter lehnte einen an ihn ergangenen Ruf mit der lakonischen Antwort ab: „er ginge nicht dahin, wo man den Professoren die Taschen visitiere.“ Obschon rein äusserlich Ruhe und Frieden im Lande herrschte, verhängte der von Hassenpflug übelberatene Kurfürst am 7. Septb. 1850 den Kriegszustand, nachdem das Ständeparlament aufgelöst wurde mit einer allgemein als fadenscheinig angesehenen Begründung, das Verhalten der Stände sei verfassungswidrig gewesen. Schliesslich erfuhr die Lage eine derartige Zuspitzung, dass sich der Kurfürst durch seine Ratgeber bestimmen liess, seine Residenz am 12. Septb. fluchtartig zu verlassen. Auch die Unabhängigkeit der Gerichte von jeher der Stolz der hessischen Fürsten, war bedroht und die Tätigkeit der Gerichte unzulässigen Eingriffen ausgesetzt. Gegen die Zeitungen wurden Gewaltmassnahmen ergriffen, die Bürgergarde wurde entwaffnet und aufgelöst und doch hielt die Bevölkerung trotz aller dieser Massnahmen strengste Disciplin und nahm alles mit einem gewissen Humor und einer offen zur Schau getragenen Gleichgültigkeit auf. Es kommt dies auch in dem Knittelvers:

„Der Kriegszustand thut Niemand drücken
als die armen Soldaten auf ihrem Rucken.“

zum Ausdruck. Auf dem Umwege über Hannover, wo er vergeblich bei dem damaligen Könige um Unterstützung bat, war der Kurfürst schliesslich nach Schloss Philippsruh bei Hanau gelangt und machte durch Erlass vom 17. Septb. das benachbarte Wilhelmsbad zum Sitz der Regierung. Zur Ordnung der kurhessischen Verhältnisse wurde bekanntlich durch den deutschen Bund eine militärische Execution beschlossen und ein bairisch-oesterreichisches Executionskorps von 25000 Mann rückten in Hessen und am 22. Decb. 1850 die Baiern – im Volksmunde auch die Straf-[131]baiern genannt – in Kassel ein. Durch das Eingreifen der kgl. preussischen Regierung und ihres Kommissars Generalleutnant von Peucker hoffte man die Bundesexecution überflüssig machen zu können, aber dies war nicht mehr zu erreichen. Einen Tag vor Einrücken der Baiern und Österreicher zogen die preussischen Bataillone nach Warburg ab und die Bevölkerung Kassel's musste den bitteren Kelch der Bundesexecution bis zur Neige auskosten. Die fremden Truppen bekamen praktisch bei der vollkommen ruhigen Bevölkerung nichts zu tun. Appelle und Paraden waren an der Tagesordnung. Der Bevölkerung aber wurden grosse Lasten auferlegt durch die Einquartierungen, die besonders drückend für die renitenten Bürger und Beamten waren. Zu ihnen zählten ausser den Bürgergardeoffizieren Aerzte, Advokaten, ja sogar Geistliche und Lehrer. Ihnen allen wurde die Auflage gemacht

für 10 - 30 Mann Wohnung und Beköstigung zu beschaffen, was für sie eine Strafe bedeuten sollte. Dem ernannten Zivilkommissar Graf von Leiningen war die Aufgabe gestellt, durch entsprechende Maßnahmen, die ins Stocken geratenen Staatsmaschine wieder leidlich in Gang zu bringen und die kurfürstliche Autorität wiederherzustellen. Dies erforderte kaum besondere Anstrengungen, denn die Mehrzahl der Bürger hatte sich nicht in den Strudel republikanischer Umtriebe hineinziehen lassen, denn trotz aller Antipathie gegen Hassenpflug bestand bei den Bürgern wenig Neigung zur Abschaffung des Kurfürstentums. Bei der kleinen fast ganz einflusslosen Clique der republikanisch Gesinnten erklang damals häufig ein Schlachtgesang, der sich wohl recht revolutionär anhörte, aber bei dem grössten Teil der Bevölkerung kaum eine nennenswerte Resonanz fand.

„Vivat hoch die Republik!
Unsern Kurfürst hoben wir dick!

Weil er sich so schlecht betragen,
Wollen wir ihn zum Teufel jagen!“

Eine Deputation prominenter Bürger, die damals den Kurfürsten in Wilhelmsbad aufsuchten, machte den Versuch, ihn wieder zur Rückkehr nach Kassel zu bewegen. Während die Deputation in Wilhelmsbad weilte, richtete der sehr einflussreiche Volksmann Obergerichtsanwalt Henkel einen offenen Brief an den Kurfürsten, worin er ihn in kräftigen Worten und mit allem Freimut aufforderte, „das Otterngezücht – womit er Hassenpflug und seinen Anhang meinte – fortzujagen, wie einst auch Jesus Christus die Geldwechsler mit der Geissel aus dem Tempel trieb.“

Am 26. December endlich hielt der Kurfürst wieder seinen Einzug in Kassel, aber der Empfang seitens der Bevölkerung, die sich grabesstill verhielt, war recht eisig. Erst am 31. Juli 1851 verliessen die sogenannten Strafbaiern Kassel, wo es ihnen recht gut gefallen hatte. Eine Besserung in dem Verhältnisse zwischen Landesherrn und Bevölkerung trat aber erst allmählich wieder ein. Immerhin bleibt es verwunderlich dass der letzte Kurfürst nach seiner Entthronung im Hessenlande eine beträchtliche Anzahl ihm treu ergebener Anhänger behielt. Er muss also neben seinen Eigentümlichkeiten doch auch manche schätzenswerten Eigenschaften besessen haben. Zwar war er wie sein Vater und Grossvater von leidenschaftlichem Temperament, konnte bei den geringsten Anlässen in Wut geraten, die er an fremden Leuten ausliess und die oft lange andauerte. In seinem Lande durfte nichts ohne seinen Willen geschehen. Gegen jeden, der seine Herrscherlust verletzte, ging er rigoros vor. Mit seinem Übelwollen und seiner Härte traf er aber oft ganz Unschuldige. Viele brave Hessen mussten sinetwegen ihre Heimat verlassen und sich in der Fremde eine neue Existenz aufbauen. Was aber wieder für ihn einnahm, war sein sehr stark ausgeprägter Rechtssinn der, obwohl er sich nicht scheute, selbst das Recht zu brechen, nicht duldete, dass den unter ihm Stehenden Unrecht geschah. Auch der bei anderen Fürstenhöfen vorherrschende Nepotismus und persönliche Protection konnten unter seiner Regierung nicht gedeihen. In der Politik aber war und blieb er kurzsichtig und starrsinnig. [132]

Wie es Bismarck in der von mir schon vorher angeführten Unterredung mit Herrn von und zu Gilsa zum Ausdruck brachte, hatte er schliesslich den Verlust seines Thrones nur seinem Starrsinne zuzuschreiben. Tatsächlich ist in den kritischen Tagen des Jahres 1866 bis zum letzten Augenblick von vielen Seiten versucht worden, ihn umzustimmen. Ganz besonders bestürmte ihn der Oberbürgermeister Nebelthau, nachzugeben. Aber alle Versuche blieben ergebnislos. Bei seinem engen politischen Horizont hatte er die Zeichen der Zeit offenbar nicht erkannt noch erkennen wollen. Zudem stand er anscheinend ganz unter dem Einflusse seiner Gattin, der Fürstin von Hanau, die sich möglicherweise von einer Anlehnung an Oesterreich vieles für ihre Söhne versprach, insbesondere die Durchsetzung des Erbfolgerechtes für dieselben. Unter völliger Verkennung der realen politischen Verhältnisse setzte der Kurfürst auf das „österreichische“ Pferd und verlor so das Rennen. Vom König von Preussen Wilhelm I. beauftragt erschien der preussische Gesandte General von Roeder, der am 16. Juni schon Kassel verlassen hatte, am Freitag den 22. Juni nochmals beim Kurfürsten, um mit ihm ein gütliches Abkommen zu versuchen. Es wurde ihm ein Bündnis mit Preussen unter der Bedingung angeboten, dass er ein die Beobachtung der von ihm so mißachteten Verfassung von 1831 verbürgendes Ministerium einsetze. Bei Annahme dieses Vorschlages wurde ihm die Garantie seines Besitzstandes und seine Souveränitätsrechte zugesagt (laut Staatsanzeiger vom 24. Juni). Aber unentwegt beharrte der Kurfürst auf seiner Weigerung und erst als der am nächsten Tage von Berlin zurückgekommene kurhessische Gesandte Herr von Schachten ihm das Missliche der Verhältnisse aus seiner Kenntnis der Lage dargelegt hatte, entschloss sich der Kurfürst nachzugeben. Nun war es aber zu spät, denn inzwischen war schon die Ordre, ihn als Kriegsgefangenen abzuführen, eingetroffen. Wie bedauernswert sein Schicksal nun auch erschien, so hatte er es doch einzig durch seinen Eigensinn selbst heraufbeschworen. Nicht nur verlor er den grössten Teil seiner Einkünfte, sondern er musste auch fern von der teuern Heimat im fremden Lande sterben. Gar mancher empfand Mitgefühl für den Verbannten, aber viele sahen in dieser Wendung seines Geschickes das Walten einer höheren Gerechtigkeit, die das Unheil vergalt, das dieser von einem falsch verstandenen Fürstenstolz erfüllte Mann über viele hessische Patrioten, die um seinetwillen einst auch in der Fremde leben und sterben mussten, gebracht hatte. Trotz seines Despotismus ist es den Kurhessen in jenen guten alten Zeiten doch nicht übermäßig schlecht gegangen. Mit seinem autokratischen Regimente, das im übrigen Deutschland oft bspöttelt wurde hatte sich wohl der grösste Teil der Bevölkerung abgefunden. Im Grossen und Ganzen gab es im alten Kurhessen keine Standesvorurteile. Der nicht sehr wohlhabende, hessische Adel lebte in vollster Eintracht mit den bürgerlichen Kreisen. Man traf sich auf dem Kasseler Felsenkellern, im Theater und im Lesemuseum. Man ärgerte sich auch wohl auch dann und wann über den Kurfürsten. Insbesondere mag bei den Männern sein für die Umgebung der Schlösser in Kassel und Wilhelmshöhe erlassene Rauchverbot wenig Gegenliebe gefunden haben. Ja, man schalt auf den Kurfürsten, wenn er nützliche Bauten verbot oder zu sonstigen fortschrittfeindlichen Handlungen sich herbeiliess. Man ärgerte sich auch, wenn er Beamten, die um Urlaub für einen vom Arzte empfohlene vierwöchige Kur nach dem „ausländischen“ Pyrmont einkamen, diesen einfach abschlug, ihnen dafür einen weniger willkommenen achtwöchigen Urlaub nach Bad Hofgeismar bewilligte. Wenn dann seine Isabellen auftauchten, verschwanden solche Verärgerte oft in den Häusern der Strassen, um ihn nicht grüssen zu müssen, andere auch, weil sie sich vielleicht gerade

gegen das vom Kurfürsten verordnete Verbot des Rauchens in den Strassen der Oberneustadt und in Wilhelmshöhe versündigt hatten. Dieses Rauchverbot, das in der Aussenwelt auch nicht gerade zu Gunsten des Kurfürsten ausgelegt wurde, schuf daher manchmal auch recht heikle Situationen. Wer es wagte, an einem Wachposten mit der Zigarre im Munde in jener Stadtgegend vorbeizugehen, konnte gewärtig sein, von demselben mit der derben Aufforderung „Zigarre us em Mülle“ angefahren oder [133] gar arretiert zu werden. So soll ein solcher Wachposten in seinem Pflichteifer auch einmal den französischen Gesandten, ohne vielleicht zu ahnen, wer es sei, in des Schilderhaus eingesperrt haben. Dies hatte natürlich eine Beschwerde an die französische Regierung zur Folge und die Genugthuung, die der Kurfürst zu leisten hatte, bestand darin, dass er zweimal Arm in Arm mit dem Gesandten um den Friedrichsplatz gehen musste. Gäbe es noch viele Überlebende aus der Zeit des letzten Kurfürsten, dann würde noch manche amüsante Episode ans Tageslicht kommen.

Als das frühere Kasseler Tageblatt sein 75jähriges Jubiläum im Jahre 1928 feierte, hatte der Lokalredacteur der Zeitung es sich nicht nehmen lassen, den damals schon 91 Jahre alten Heinrich Schüssler oder „Henner“ wie er im Volksmunde hiess – heute lebt er wohl kaum noch – zu interviewen. Der konnte dann aus seinen Jugenderinnerungen auskramen. Der wusste dann auch Einzelheiten über die berühmte Garde du corps Nacht zu berichten, ferner, wie später die zwei Schwadronen Gardes du Corps sang- und klanglos aus Kassel auf Drängen der Kasseler Bevölkerung nach Hofgeismar abziehen mussten, begleitet nur von der Strassenjugend, die ihnen wenig schmeichelhafte Titulaturen wie z. B. Fleischhacker nachriefen. Erlebt hatte auch der alte Schüssler die Zeit der Revolution 1848 und später die Jahre der Reaction, als die Strafbaiern in Kassel sich auf Kosten der Bevölkerung mästeten und ein faules Leben führten. Auch wie es in der Stadt zuging, wenn in der Nacht mal ein Feuer ausbrach, wusste der alte Herr eindrucksvoll zu schildern. Zuerst tutete der Turmwächter von St. Martin und hisste die rote Fahne in der Brandrichtung, dann fingen sämtliche Nachtwächter und Polizisten ein so ohrenbetäubendes gellendes Getute an, dass selbst ein Murmeltier aus dem Schlafe geweckt werden konnte. Ausserdem wurde bei Bränden einerlei ob bei Tag oder Nacht die gesamte Garnison alarmiert und musste auf dem Friedrichplatze antreten. Dass dies für die Kasseler Jugend eine Mordsgaudi gab, kann man sich leicht vorstellen. Aber gerade vom letzten Kurfürsten wusste der alte Schüssler allerhand zu erzählen. Wegen seiner nicht standesgemäßen Ehe wurde der Kurfürst von verschiedenen feudalen fürstlichen Vettern geschnitten. Deshalb gelangte vor 1866 der Bahnhof Guntershausen und das dabei gelegene Hotel Bellevue zu einer eigentlich unverdienten Berühmtheit. Die streng an dynastischen Formen festhaltenden Monarchen umgingen auf ihrer Durchreise die Hauptstadt und übernachteten, wenn es nottat, in diesem Hotel in Guntershausen. Mitglieder der kurfürstlichen Familie dagegen, die es mit ihrem Oberhaupt verdorben hatten, gingen nach Spiekershausen, das bekanntlich schon zu dem einstigen Königreich Hannover gehörte, insbesondere wenn sie etwas Verbotenes ausfressen wollten, denn hier hörte die Macht des Kurfürsten auf. Dass sogar seine eignen Söhne im Kindesalter schon dem Vater nach Möglichkeit aus dem Wege gingen, das wusste Schüssler auch ergötzlich zu schildern. Seine Frau unterhielt auf dem Friedrichsplatz eine Blumenbude. Hinter dieser versteckte sich öfters der Prinz Karl von Hanau, wenn er seinen häufig nicht ganz ohne Grund ungnädig gelaunten kurfürstlichen Vater kommen sah. Der Prinz

duckte sich dann hinter die Verkaufsstände und flüsterte der Frau Schüssler zu, die ihn aus der ungemütlichen Lage zu befreien suchte „Der Ahle muss erst vorbeie sinn“. Herr Schüssler bestätigte auch, dass man den Kurfürsten, wenn er seinen Morgenspaziergang nach der schönen Aussicht machte, am liebsten zu meiden suchte, eben so bildete das Rauchverbot und manche daraus resultierenden Vorkommnisse natürlich ebenfalls Gegenstand seiner Erzählungen. Die freiheitlich grossdeutschen Bestrebungen waren dem autokratischen Fürsten bekanntlich von jeher in tiefster Seele verhasst. Deshalb sah er die Vereinigungen der Turner und Schützen mit scheelen Augen an. In seiner abgehackten Serenissimus- Redeweise sagte er einmal „Turner alle Republikaner sind, taugen nichts.“ Als es dann einige Zeit darauf in der Nähe des roten Palais brannte und der Brand [134] hauptsächlich durch die Bemühungen der freiwilligen Turnerfeuerwehr gelöscht wurde, revidierte der Kurfürst sein früheres herbes Urteil über die Turner mit den Worten: „Gut gelöscht, doch nette Leute, die Turner.“

Bekanntlich lebte der Kurfürst nach seiner Entthronung in Prag und auf seinem grossen böhmischen Landgute Horschowitz. Am 6. Januar 1875 ist er gestorben und erst als Toter kehrte er nach Kassel zurück. Am 12. Januar fand ohne jegliches Gepränge, ohne Glockenklang und Trauermusik, aber mit einem grossen Trauergefolge die Beisetzung auf dem alten Kasseler Totenhof in der Familiengruft zwischen seiner Mutter und Schwester statt. Schon am Bahnhofe hatte sich eine grosse Menschenmenge eingefunden und bis zum Totenhofe säumten neugierige Kasseler die Strassen, um Zeuge des Leichenbegängnisses zu sein.

Von den acht Isabellen aus dem kurfürstlichen Marstalle, die von den Kasselerern hierbei zum letzten Male bewundert werden konnten, wurde der Leichenwagen gezogen. Voran schritten als Vertreter der Landesgeistlichkeit die von der neuen Regierung wegen ihrer Rechtstreue abgesetzten „renitenten“ Pfarrer. Die ganze Fahrt bis zum Totenhofe vollzog sich in lautloser Stille. Die Einsegnungsworte an der Gruft sprach ein Pfarrer aus Prag.

Über das Schicksal der acht Isabellen waren in Kassel zu jener Zeit verschiedene Versionen im Umlauf. Nach der einen sollen sie sofort nach dem Begräbnisse erschossen worden sein, nach einer anderen und wahrscheinlicheren waren sie vom Kurfürsten dem Kaiser Franz Joseph als Andenken hinterlassen und wurden von einem früheren kurfürstlichen Stallmeister nach Wien gebracht.

Von den Söhnen des Kurfürsten hat der vorhin schon erwähnte Prinz Karl von Hanau am längsten in Kassel gelebt. Bei den Kasselerern genoss er wegen seiner fast bürgerlichen Einfachheit eine grosse Popularität. Lange wohnte er in einer einfachen Villa auf dem Möncheberg, wo auch ich im Jahre 1902 ganz in seiner Nachbarschaft meine Wohnung hatte. Oft hatte ich daher Gelegenheit, den ziemlich korpulenten Herrn zu sehen, allerdings manchmal in einer Situation, die wenig fürstlich anmutete. Wenn ich auf dem Nachhausewege über die Moritzstrasse den Möncheberg zustrebte, da wusste ich gleich, wenn eine Droschke dahertrottete und den kleinen Berg heraufschlich, wen sie beförderte. Darinnen sass dann auch der sehr trinkfeste Prinz den Kopf herunterhängend und als dann der Wagen vor der Villa ankam war ich indiskret genug, mitanzusehen, wie ihn Kutscher und

Kammerdiener aus dem Wagen hoben, da er meistens zu schwer geladen hatte, um selbst in sein Haus gelangen zu können. Als treuester Stammgast der Madame Le Goullon holte er sich in dieser gemütlichen Weinstube manchen Rausch. Vor der Weinstube hielten schon die Droschken, die sich gern um die Ehre stritten, den Fürsten nach Hause zu fahren, da die Fahrt ihnen jedesmal einen blanken Thaler einbrachte. Aber von seiner kleinen Schwäche für einen guten Tropfen Wein abgesehen war der Fürst Karl von Hanau ein sehr sympathischer Mensch, dessen im Stillen geübte Wohltätigkeit von einem wirklich gutem Herzen zeugte. Erst im Jahre 1902 wurde er Majoratsherr in Horschowitz. Trotzdem blieb er seiner Vaterstadt treu und behielt auch seinen Wohnsitz in Kassel bei. Nur erlaubten ihm nun seine weit grösseren Einkünfte die bescheidene als Wohnung dienende Villa auf dem Möncheberg mit einer vornehmeren und grösseren Villa auf der Terrasse zu vertauschen. Übrigens hat die berühmte Sängerin Lilli Lehmann, die den letzten Kurfürsten und dessen Gattin im Prager Exil manchmal besuchte wie auch mit seinen Söhnen in Deutschland häufig in Gesellschaften zusammentraf, in ihren Lebenserinnerungen den Fürsten Karl von Hanau unter seinen Brüdern als denjenigen bezeichnet, der wegen seiner natürlichen Art und grossen Liebenswürdigkeit die meisten Sympathien ver-[135]diene. Am 27. Januar 1905 ist Fürst Karl von Hanau gestorben und mit ihm auch in Kassel die letzte Erinnerung an die kurfürstliche Familie erloschen.

In dem der Annection (1866) folgenden Jahrzehnt erfuhr die Physiognomie der Stadt grundlegende Veränderungen. Zunächst verschwanden allmählich die altertümlichen Stadttore, die einer Erweiterung der Stadt stets hindernd im Wege standen. Die Bautätigkeit setzte allenthalben ein. Es entstanden viele Neubauten. Unter anderm verschwand im Jahre 1869 die Ruine der Kattenburg. An ihrer Stelle wuchs aus der Erde der weniger romantisch, viel eher recht nüchtern wirkende Riesenbau des Regierungs- und Justizpalastes heraus. An der schönen Aussicht gewann das Stadtbild eine wesentliche Bereicherung durch den Neubau der Gemäldegalerie. Viele Fesseln des früher bestehenden Zunftzwanges fielen wie auch sonstige Hemmnisse des Handels und Verkehrs aus der Kurfürstenzeit von der neuen Regierung entgültig beseitigt wurden. Im Gegensatz zum früheren Landesherrn, mit dem ein grosser Teil der Bevölkerung viele Jahre auf dem Kriegsfusse stand, war der nun an seiner Stelle regierende Oberpräsident von Möller die Liebenswürdigkeit selbst, wodurch es ihm auch schliesslich gelang, die noch widerstrebenden Elemente für das neue Regime zu gewinnen. Und doch dauerte es noch lange, bis ein grosser Teil der Kasseler sich mit den neuen Verhältnissen abgefunden hatte. Wie unpopulär der Kurfürst, dem man kaum eine Thräne nachgeweiht hat, auch gewesen sein mag, so trauerte man doch vielfach um den Verlust des mit ihm auch dahingegangenen prunkvollen Hoflebens. Den Charakter einer vornehmen Residenzstadt büsste nun Kassel, dessen wenn auch langsame, aber stetige Entwicklung zur Industrie- und Handelsstadt nicht mehr aufzuhalten war, fast ganz und gar ein. Und das blieb lange der Schmerz manches Kasseler, zumal der Hesse zäh am Hergebrachten und Überlieferten hängt. Gab auch der letzte Kurfürst seine reichen Mittel weder für grossartige Bauten noch für die bildenden Künste her, da er nur für seine Familie, die nach seinem Tode auf irgendwelche Apanage nicht rechnen durfte, sparte, so zeigte er sich aber nicht knauserig, wenn es sich um die Entfaltung einer glänzenden Hofhaltung, die an Prunk diejenige vieler anderer deutscher Landesfürsten übertroffen haben soll, handelte. Der Verkehr und das Leben

auf der Wilhelmshöher Allee und in der Oberneustadt war in der Kurfürstenzeit recht lebhaft, wenn man auch die heutigen Verkehrsverhältnisse nicht als Maßstab anlegen darf. Aber der damaligen Bevölkerung bot das Leben und Treiben in der Residenzstadt viel interessante Abwechslung. Waren doch bei dem kurfürstlichen Hofe viele fremde Gesandtschaften beglaubigt, ja, die preussische, österreichische und französische Gesandtschaften hatten in Kassel sogar ihren eignen Sitz. Die Gesandten, die Minister, der hessische Adel, die hohen Militärs, die in ständiger gesellschaftlicher Fühlung mit dem Hofe waren, gaben, neben dem Hofe selbst, dem Strassenbilde stets ein exclusives Gepräge. Die herrschaftlichen Equipagen mit edlen Pferdegespannen trugen ungemein zur Belebung des Strassenbildes bei, insbesondere wenn die kurfürstlichen Wagen mit dem Isabellenacht- oder sechsgespann vorüber sausten oder die Gemahlin des Kurfürsten mit ihrem schmucken Viergespann. Die völlig gleichmäßig gefärbten Isabellenhengste mit ihren langen Mähnen und den bis zur Erde reichenden Schwänzen müssen schon einen prachtvollen Anblick geboten haben. Im heutigen motorisierten Zeitalter ist solche Romantik im Stadtbilde kaum noch vorstellbar. Auch der grosse militärische Pomp, den der Kurfürst wie auch seine Vorfahren weder missen konnte noch wollte, war aus dem einstigen Kassel nicht wegzudenken. Seit mehr als zwei Jahrhunderte war Kassel eine richtige Soldatenstadt. Es wimmelte in der Stadt von Soldaten. Man sah sie nicht nur im Dienste. Auf allen Strassen gingen sie in ihrer Uniform bürgerlichen Beschäftigungen nach. Hier schoben sie Karren, dort spalteten sie Holz und suchten noch manch anderen kleinen Nebenerwerb, der ihnen bei ihrem geringen Sold höchst willkommen war. Neben dem kurfürstlichen Heere, [136] das im Verhältnis zu dem kleinen Lande zahlenmäßig recht ansehnlich war, gab es seit 1831 auch eine Bürgergarde, die zum Schutze der Verfassung ins Leben gerufen wurde. Erst in den Jahren der Reaction wurde sie wieder aufgelöst. Jeder selbständige waffenfähige Bürger war verpflichtet, in dieselbe einzutreten. Es war eine Formation von drei Bataillonen und ein Bataillon war sogar beritten. Die einstige Bürgergarde erinnert mich an die nach der Revolution im Jahre 1918 zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit Anfang 1919 geschaffenen Kasseler Stadtwehr. Dieselbe bestand bis zum März 1921. Ihr gehörte ich ebenfalls lange Zeit an. Den ausgesprochenen militärischen Charakter wie die einstige Bürgerwehr hatte diese Stadtwehr nicht. Sie ähnelte vielmehr der auch in der Revolutionszeit 1848 aus allen Kreisen der Bevölkerung gebildeten Schutzwache, die damals allerlei Unfug wie Katzenmusiken, Fenstereinwerfen, die drohenden Plünderungen von Bäckerläden verhindern sollte. Tag und Nacht waren damals grössere und kleinere Patrouillen in der ganzen Stadt auf den Beinen. Aber in der Biedermeierzeit ging es dabei noch ganz gemütlich her. Es kamen kleine Idyllen vor, die so richtige Spitzwegmotive abgaben. Es war einer von den Schutzwachmännern von seinem Standorte fortgegangen und hatte sein Gewehr stehen lassen, ein anderer wer in der Nacht auf seinem Posten eingeschlafen und auf der Wache wurde tapfer gezecht. Auch die Stadtwehr von 1919 hatte den Wachtdienst in der ganzen Stadt zur Unterstützung der damals nicht ausreichenden Polizei zu versehen. Doch diesmal waren die Zeiten viel ernster. Die Stadtwehr, die sich zu 60 % aus Arbeitern und zu 40 % aus anderen bürgerlichen Kreisen, aus Kaufleuten, Handwerkern und Beamten zusammensetzte, stand unter der Leitung des Landesrat Schellmann und zweier Kommandanten des Architekten und Stadtverordneten Catta und des Schlossers Carl, die von Zeit zu Zeit die Wachen revidierten. Die grösste Wache von etwa 20 Mann, der auch ich zugeteilt war, befand sich auf dem

Polizeipräsidium. Jeder erhielt ein Militärgewehr mit scharfer Munition. Das Gewehr musste mit nach Hause genommen werden. Der Dienst bei der Stadtwehr war natürlich freiwillig und jedes Mitglied brauchte nur jeden 15ten Tag auf Wache ziehen. Dann allerdings musste man immer zu zwei Mann mit umgehängten Gewehr zum Streifendienst antreten. Im Winter war in den Nächten der Patrouillendienst, der immer mit entsprechenden Ruhepausen durchgeführt wurde, weniger angenehm. Und die Nachtruhe auf den Pritschen war sehr problematischer Art. Bei den im Juni 1919 einsetzenden Unruhen und Plünderungen hat die Stadtwehr sich sehr gut bewährt. Für mehrere Wochen befand sich Kassel damals unter Belagerungszustand, der erst am 2. Juli aufgehoben werden konnte. Einmal wurden wir vom Polizeipräsidium im Lastauto weit vor das holländische Thor hinausbefördert, wo Plünderungen stattgefunden hatten. Wir nahmen einige von den Plünderern fest, die dann der Polizei übergeben wurden. Harmlosere Gesellen liessen wir wieder laufen. Die ganze Nacht blieben wir dort draussen und ich erinnere mich während des Krieges nicht soviel Gewehrfeuer gehört zu haben, wie in dieser Nacht, das um so unheimlicher anmutete, als man nie wusste, wo es eigentlich herkam. In Wirklichkeit hatten die Stadtwehrmänner auf dem Rangierbahnhof zu ihrem Zeitvertreib hin und wieder ihre Schüsse in die Luft gefeuert. Ein anderes Mal wurden wir nach dem Gefängnis in der Unterneustadt herausgefahren, da der Mob im Begriffe stand, die Gefangenen zu befreien. Diese Situation war schon etwas brenzlicher. Auch die damals erst im Entstehen begriffene und noch wenig disziplinierte Reichswehr war mit Maschinengewehren aufgeboten worden. Die Gefangenenbefreiung wurde natürlich auf diese Weise verhindert, aber die nicht sehr angenehme Begegnung mit dem Mob, der johlend hinter unserm Lastauto herlief, liess den Ernst der damaligen Situation zur Genüge erkennen.

Nach diesem Seitensprunge in die jüngste Vergangenheit möchte ich aber noch der kurfürstlichen Paraden gedenken. Ohne Frage bildeten sie eine Hauptsensation des kurfürstlichen Kassels. Die tägliche [137] Wachtparade auf dem Friedrichsplatze wurde fast stets vom Kurfürsten selbst abgenommen und wenn dann die Wachen für die verschiedenen Stadttore und für die anderen Stellen, die mit Wachtposten belegt wurden, verteilt waren, zog das Musikkorps mit der Hauptwache nach dem Auetor. Dort wurden dann vier Nummern gespielt und diese täglichen Militärkonzerte lockten immer eine grosse Menge Zuhörer herbei, insbesondere wenn die Kapelle des Leibgrenadierregimentes, die in Deutschland den Ruf als einer der besten Militärkapellen genoss, spielte. Diese Kapelle war stolz auf ihre echt silbernen Instrumente, die ihr einst der Landgraf Friedrich, der präsumtive Thronerbe geschenkt hatte. Noch grössere militärische Pracht wurde aber bei den Paraden an schönen Sonntagen entfaltet, denn nun kam noch die Kirchenparade nach Schluss des Gottesdienstes in der Garnisonkirche hinzu. Von jeher hat zweierlei Tuch – und die Uniformen des kurhessischen Heeres und der Bürgergarde müssen recht geschmackvoll gewesen sein – auf den weiblichen Teil der Bevölkerung nicht geringe Anziehungskraft ausgeübt. Es ist daher begreiflich, dass die täglichen Aufmärsche nicht nur von der Jugend, für die in den Schulferien dieselben der Inbegriff aller Lust und Seligkeit waren, sondern auch von den Kasseler Mädchen mit wahrer Begeisterung begleitet wurden. Aber auch sonst war fast jeder Kasseler stolz auf seine Wachtparaden. Schliesslich verdienen auch noch die von Zeit zu Zeit abgehaltenen Paraden und Fahnenweihen der Bürgergarde Erwähnung so dass es an

militärischen Schaustellungen im kurfürstlichen Kassel wirklich nicht fehlte. Auch diese Romantik im Strassenbilde vermißten viele Kasseler nur ungern in der ihnen nun viel nüchterner anmutenden preussischen Zeit. Mehr als acht Jahrzehnte sind inzwischen verflossen. Die Generation, die noch bewusst die kurfürstliche Zeit erlebte, ist beinahe ausgestorben. Aus der einstigen kurfürstlichen Residenz ist im Laufe der Jahrzehnte eine Grossstadt geworden, aber trotz der inzwischen eingetretenen industriellen Entwicklung kann das teilweise, recht elegant gebliebene Kassel auch heute noch nicht seinen einstigen Residenzcharakter ganz verleugnen.

Doch nun stelle man sich einmal vor: Ein alter biederer Kurhesse, aus gebildeten Kreisen, ein seinem einstigen Herrscherhaus treu ergebener Kasseler, der um die Hälfte des vorigen Jahrhundert die irdischen Gefilde in hohem Alter verliess und daher als Jüngling sogar noch die Landgrafenzeit miterlebt hatte, ist wieder auferstanden. Nun treibt es ihn vor allen Dingen, seine einstige, von ihm so heiss geliebte Vaterstadt, sein altes Kassel, wiederzusehen. Aber nicht auf den gewohnten Wegen findet er den Zugang in die alte Heimat, nein, wie es nun einmal einem dem Totenreiche Entstiegenen zukommt, schwebt er durch die Lüfte und schwebend lässt er sich auf den Herkules herab. Von dieser hohen Warte des Habichtswaldes zum erste Mal wieder in das Kasseler Talbecken herabblickend ist er natürlich wie in seiner einstigen irdischen Existenz über das nun erschaute Bild wieder von neuem entzückt. Vor Wonne bebt das alte Kasseler Herz. Ja, wo gibt es auch in grösster Nähe einer deutschen Stadt einen berückenderen Blick, der sich an Grösse, Weite und Schönheit der Linien mit dieser Fernsicht vergleichen liesse. Aber bald bemerkt er doch eine auffallende Veränderung, die ihn aufs Höchste überrascht. Von dieser Höhe sah er einst die Türme und Häuser der Stadt nur in ziemlich weiter Ferne hervorschimmern. Nun klettern aber die Behausungen der Urenkel seiner einstigen Landsleute sozusagen bis zum Habichtswald heran. Ja, eine ungeheure Stadtmasse dehnt sich da unten vor seinen Blicken aus. Gewiss, in sein Totenreich drang niemals eine Kunde von dem, was inzwischen in den acht verflossenen Jahrzehnten sich alles ereignet hat. Noch glaubt er ja, dass die hessische Dynastie immer noch auf dem angestammten Throne sitzt. [138]

Was er jetzt aber sieht, erscheint ihm kaum vorstellbar. Gleich wie die Jahresringe um einen Baum hat sich um den alten Kern der Stadt ein neuer Häusering um den anderen gelegt. Bis zu den Toren von Wilhelmshöhe ist die Stadt weiter angewachsen. Verwundert aber das Gesehene tritt er nun weiterschwebend seine Wanderung an, zuerst durch den Park, den er in seiner alten Pracht wiedererkennt. Dann flattert er um die Osthänge des Habichtswaldes herum und überall wo einst Felder, Wiesen, Acker, Gärten, Hutten und kleine Waldstücke zu erblicken waren, am Brasselsberg, an der Dönche, an der Kohlenstrasse, rechts und links vom Langenfelde, im Tannenwäldchen, in Wahlershausen, Kirchditmold und Harleshausen entdeckt er nun eine menschliche Siedlung neben der anderen, grosse und kleine Villen, sogar stattliche und prächtige Wohnhäuser, hier auch schöne Anlagen, dort einen wahren Schulpalast. Ja, um das stattliche Rote Kreuzkrankenhaus hat sich gar ein ganzes Stadtviertel angesiedelt. Aus der Vogelperspective jedoch kann unser noch immer dahinschwebender Geist nicht alle die grossen Veränderungen, die seine Vaterstadt seit seinem Abscheiden von dieser Welt erfahren hat, beobachten. Unter die ihn jetzt so fremdartig anmutenden Menschen muss er sich mischen, muss mit ihnen sprechen, wenn er erfahren will, wie seit jener Zeit sich Alles

gewandelt hat. Geister besitzen bekanntermaßen selbst grosse Wandlungsfähigkeit. Schnell „tarnt“ sich unser alter kurhessischer Geist als Fremder und schreitet nun wie wir anderen Sterblichen durch die Strassen. Folgen wir seinen Spuren und ergötzen wir uns an seinem Erstaunen! Wie seltsam wirkt auf ihn allein schon das für ihn völlig ungewohnte Strassenbild. In seliger Erinnerung denkt er an das oft gesehene, durch die Wilhelmshöher Allee jagende Isabellengespann des einstigen Kurfürsten, ja, er denkt an all die eleganten Equipagen, die immer eine Augenweide für den spazierengehenden Bürger gewesen sind. Nichts von all' dieser Pracht ist zu erblicken. Was er aber nun erschaut, jagt ihm eher Schrecken ein. Ungeheuern gleich fauchen da mit rasender Schnelligkeit sich selbst bewegende Vehikel heran. Auf Schienen fahren mächtige mit Menschen gefüllte Wagen vorbei, ohne dass man eine Kraft bemerkt, die sie fortbewegt. Wohl hat er noch in den letzten Jahren seiner irdischen Existenz die neu eröffnete Eisenbahn angestaunt, er hatte also das Dampfross noch erlebt; aber hier fehlt es vollständig. Hier sind überall geheimnisvolle, für ihn völlig unsichtbare Kräfte tätig. Ja, geheimnisvoll dünkt ihm alles, was er in dieser Art auf den Strassen erblickt. Doch halt, da endlich schleichen mit Pferden bespannte Wagen heran, hier ein städtischer Lastwagen, dort ein richtiges Bauerngefährt. Jetzt erst findet er sich wieder. Das hatte er als Lebender auch schon auf der Strasse gesehen. Indes noch ganz verwirrt von den neuen Errungenschaften der Kultur, von denen er in seiner irdischen Existenz sich nie etwas hätte träumen lassen, wird er durch ein Surren über sich, das sich zum fürchterlichen Lärme steigert, von neuem erschreckt. Über sich erblickt er wahre Riesenvögel. Ein alter Traum der Menschheit scheint hier Wirklichkeit geworden zu sein. Nun will er sich aber in dem völlig neuen, vor den einstigen Toren der Stadt entstandenen Westviertel umblicken. Von Weitem winkt ihm schon der Monumentalbau der neuen Stadthalle entgegen. In die prächtige Avenue der Kaiserstrasse wirft er einen Blick, einen weiteren in das Hohenzollernviertel. Wie seltsam erscheinen ihm all die Wohnkasernen dieses Stadtteiles. Nicht sonderlich konnte ihm diese nichtssagende und nüchterne Architectur, die in den letzten drei Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts den Grossstädten Deutschlands vielfach das Gepräge gab, gefallen. Da waren Häuser mit Türmen und Türmchen, die man nicht besteigen kann, andere mit Erkern, Giebeln, Kuppeln und Ausbauten aller Art. Wie dies alles ganz anders aussah als auf der einstigen oberen und unteren Königsstrasse, in der Oberneustadt und in der Kasseler Altstadt. Dort war doch ein gewisser einheitlicher, ruhig wirkender Stil zu finden, hier aber [139] ein wildes Stilchaos, ohne eigentliche schöpferische Kraft. Ja, unser Geist empfindet es sofort, dass er hier eine ganz neuentstandene Kulturschicht durchschritten hat. Aber wonach er sich sehnt, das ist das Stadtbild, wie es noch in seiner Erinnerung lebt. Wird er es noch erblicken in seiner alten Pracht? Erst an dem der Stadt sich zuwendenden Ende der Wilhelmshöher Allee wird ihm plötzlich heimatlicher zu Mute. Er glaubt nun Häuser und Villen zu erblicken, die auch schon zu seinen Lebzeiten standen und je mehr er sich dem Weinbergviertel nähert, desto mehr fühlt er sich wieder als ehemaliger Kasseler. Jetzt schreitet er durch das einstige Wilhelmshöher Tor. An den stehen gebliebenen alten Wachthäusern erkennt er es wieder. Hier steht er nun auf dem heutigen Adolf Hitlerplatz. Vieles hat sich auch an dieser Stelle der Stadt geändert. Bewundernd blickt er auf das neue Landesmuseum und auf die dahinter liegende Murhardbibliothek. Alles erscheint ihm grossartig, aber heimatliche Erinnerungen erwecken in ihm erst die Fassade des Oberpräsidiums und des gegenüberliegenden einstigen Palais der Adelsfamilie von der Malsburg.

Diese Erinnerungen verlassen ihn nun nicht mehr. Auf der Oberen Königsstrasse, besonders in der Oberneustadt, auf dem Friedrichsplatze, auf der Schönen Aussicht ist er wieder ganz in seinem alten schönen Kassel. Wohl bewundert er die inzwischen geschaffenen prachtvollen Neubauten wie das machtvolle neue Rathaus, aber sie haben die alten im Rokoko-, Barock- und klassizistischen Stile errichteten Schlösser und Museen, die Bauten der Landgrafen weder ganz verdrängen noch ersetzen können. Ja hier fühlt er erst den Anhauch jener jetzt schon so entlegenen Kulturepoche des Rokoko und Barock. Nun drängt ihn aber das stürmische Herz in die Altstadt. Doch ehe er dahingelangt, will er noch schnell die Kattenburgruine aufsuchen. Aber auch sie ist verschwunden. Ein mächtiger, nüchtern wirkender Bau beherrscht nun jenes früher so romantisch anmutende Stadtviertel. Gewiss vieles ist wohl verschwunden, aber vieles hat den Zeiten getrotzt. Da stehen unverändert der alte Zwehrener Turm, das Kunsthause, das alte Elisabethhospital, der Renthof, ja der Marstall ist auch noch da! Nun tritt er an das Rondel. Hier erschliesst sich ihm das altbekannte Fuldabild. Zwar hat auch da die Zeit manchen Wandel herbeigeführt. Nicht sieht er mehr die Unterneustädter Mühle mit dem prachtvollen, so malerisch die Landschaft beherrschenden Baum, aber das alte Kastell, die Stätte, wo in den letzten aufgeregten Zeiten, die er noch miterlebte, so viele seiner Landsleute, die für ihr Vaterland sicherlich das Beste wollten, oft lange Zeit, ja, jahrelang in Gefangenschaft gehalten wurden, erkennt er wieder. Jetzt aber drängt es ihn doch in die ihm aus seinem irdischen Dasein so ganz besonders vertraut gewordene Altstadt, die er noch unverändert wiederzusehen hofft. Schon guckt wohl aus dem Häusergewirr der alte Druselturm, eines der ältesten Wahrzeichen der Stadt hervor, aber vergebens sucht nun sein in die Weite schweifendes Auge den ihm nicht minder vertrauten, alten helmartigen Turm der Martinskirche. Dagegen winken unserm alten Kurhessen, als er noch am Elisabethenspital stand, zwei prächtige himmelwärtsstrebende gotische Türme entgegen und erst als er sich dem Martinsdome genähert hatte, erkennt er, dass es die beiden Türme sind, die jetzt den alten Dom krönen. Schon hier erscheint ihm das alte Stadtbild grundlegend verändert, wenngleich er nicht leugnen kann, dass die alte Martinskirche sich nun doch wesentlich imposanter präsentiert. Hier steht er nun in der Kasseler Freiheit, jenem Stadtteil, der im Mittelalter neben der Altstadtgemeinde neu entstand. Sein Blick, den er nun an der Martinskirche rundum nach allen Seiten streifen lässt, entdeckt im Antlitz dieser ihm so ans Herz gewachsenen Altstadt nicht mehr die altbekannten Züge. Vieles erscheint ihm verändert. Nicht sieht er mehr von dieser Stelle aus, die ihm aus seiner Jugendzeit so vertraut gewordenen dunklen, winkeligen und doch so traulichen Gassen und Gässchen. Vielmehr trifft sein verwunderter Blick auf eine neue schöne und breite Strassenflucht. Zuerst flammt zwar der Zorn in ihm auf über die Pietätlosigkeit der lebenden Generation, die auch vor der Vernichtung des so ehrwürdigen Altstadtbildes nicht zurückschreckte. Doch bald wieder erhellt sich sein umdüstertes Gemüt, als er nun die neue Strasse durchschreitet. Gewiss hat man die alten, sicher auch schon baufälligen Häuser niedergerissen, aber bei den neuerstandenen Strassenfronten hat man den Altstadtcharakter in völliger Reinheit zu erhalten verstanden. Das musste selbst unser alter Kurhessen, als er sich den Freiheits Durchbruch ansah, wohl oder übel anerkennen. Hier war nicht sinnlos zerstört worden, hier hatte man vielmehr die Elemente mittelalterlicher Baukunst zu einer reizvollen Neugestaltung wieder verwertet und neue Wirkungen in dem romantischen Stadtbild hervorgebracht, ja, hier war ein wirklich zielbewusst arbeitender Stilwille zur schönsten Geltung

gekommen und hatte tatsächlich etwas Vorbildliches geschaffen. Unser alter Kurhessen zeigte sich schliesslich ganz versöhnt mit den Menschen, die nachschöpferisch dieses neue ungemein wirkungsvolle Stadtbild, das sich so harmonisch und Stimmungsvoll in den Rahmen der nächsten Umgebung einfügt, geschaffen haben. Ja, sein Erstaunen wuchs noch ganz erheblich, als ihm nun erst die ganze Monumentalität des alten Marstalles, dessen eine Fassade früher dem Blicke ganz verborgen blieb, durch diese baulichen Veränderungen ganz erschlossen wurde in einer Weise, wie er es kaum hätte ahnen können. Wie er nun kreuz und quer durch die übrigen Altstadtgassen, und Gässchen schritt und erst sein altes Kassel im früheren Gewande fast unverändert wiederfindet, da endlich gab sich sein altes, sehnsuchterfülltes Herz ganz zufrieden. Schliesslich gelangte er auch in die Nähe des Königsplatzes. Der Lärm, der heute an diesem Verkehrsmittelpunkte tobt, machte ihn ganz wirr. Wie friedsam war es doch hier zu seinen Lebzeiten und wie wenig ist noch von den ehemaligen Bauten zu entdecken, aber das eine oder andere Gebäude, an das seine Erinnerung anknüpfen kann, findet er doch wieder. Nochmals durchquerte er die alte Stadt, suchte auch das „Dörfchen“, die Unterneustadt auf und ermüdet landet er dann endlich in einer gemütlichen Wirtschaft der Altstadt. Jetzt will er aber wissen, was aus den Kurfürsten und wie überhaupt alles so völlig anders geworden ist. Bekannte Kasseler Urlaute schlagen an sein Ohr und verraten ihm, dass er hier zu einer Unterhaltung geneigte Landsleute finden dürfte. Er darf sich aber nicht zu erkennen geben. An einen Tisch setzt er sich, an dem schon ein ergrauter Kasseler Platz genommen hat. Diesem enthüllt er, dass er der Sohn eines nach Amerika ausgewanderten alten Kurhessen sein und nun gern wissen möchte, was seit der Zeit, als sein Vater in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Kasseler Heimat verlassen hatte, sich alles zugetragen habe. Und nun packt der ahle Kasseler aus und gibt ihm den gewünschten Bericht mit aller erdenklichen Ausführlichkeit. Er erfährt nun alles. Wie es dem letzten Kurfürsten ergangen ist, wie die Preussen Kassel annektierten, wie Kassel preussisch wurde und wie nun eine grossartige Entwicklung einsetzte, die bis in die neuste Zeit angehalten hat. Auch erfuhr er vieles von der Heimsuchungen, die unser liebes Vaterland inzwischen durch die Kriege, insbesondere den Weltkrieg hat erdulden müssen. Erstaunt und mit schwer zu verbergender Ergriffenheit lauschte der seine Maske gut wahrende alte Kasseler dem Erzähler, der als hessischer Patriot, ihm schliesslich auch die günstige Wendung nicht vorenthielt, die für seine alte Vaterstadt eingetreten ist, als das dritte Reich entstand und ein Nachkomme des ehemaligen Herrscherhauses, ja der eigentlich thronfolgeberechtigte Spross zur Regierung des ehemaligen Kurhessens, zwar nicht in der einstigen Form, aber doch mit allen erdenkbaren Machtbefugnissen berufen wurde. Nichts vermochte das Herz des alten Kurhessen höher schlagen zu lassen als diese letzte ihm so willkommene Kunde, zumal, wie er weiter erfuhr, dieser neue Oberpräsident fürstlichen Geblütes pietätvoll an die besten Traditionen seiner Ahnen, der tüchtigen hessischen Landgrafen, wieder anzuknüpfen sucht. Die ganze Bitterkeit, die er empfand, als er von dem Sturze der hessischen Dynastie unterrichtet wurde, war wieder ver-[141]schwunden. Von seiner kurzen Erdenpilgerfahrt war er voll befriedigt. Bald war seine Sanduhr abgelaufen. Nochmals durchwanderte er wehmütig die Stadt, aber seine Sehnsucht war nun gestillt. Bald musste er seine Reise ins Totenreich wieder antreten. Rasch fiel die irdische Hülle wieder von ihm ab und schwebend, wie er zur Erde aufgestiegen war, trat er seine Rückreise an. Schon wehte ihn stygische Luft an. Ja, er sieht schon von ferne den wackeren Fährmann Charon, der mit seinem Nachen auf dem Styx

ihn schon ungeduldig erwartet. Nun betritt er Charons Kahn, der ihn zum Hades wieder zurückbringt. Gleich wird er von der ganzen Kolonie der im Totenreiche weilenden Kurhessen umringt, die nun beglückt seiner Erzählung, wie er die alte Heimat wiedergefunden hat, lauschen.

Um in einem Sinnbilde die Sehnsuchtsgefühle, von denen alle ihre Heimat liebenden Hessen beseelt sind, darzutun, habe ich aus dem Schattenreiche den Geist des alten Kurhessen und einstigen Kasselerers heraufbeschworen. Noch fahre ich selbst im Kahn des Lebens. Auch gelüstet es mich noch nicht nach einer Fahrt auf Charon's Nachen in den Hades, aber in meinen Sehnsuchtsempfindungen könnte ich mit jenem alten Kurhessen und Kasselerer, den ich dem Totenreiche habe entsteigen lassen, rivalisieren. Zwar bin ich kein Hesse. Mir ist Kassel nur für mehr als ein Vierteljahrhundert zur Wahlheimat geworden, aber auch die Wahlheimat kann man ebenso, ja auch heisser lieben als den Ort, wo man zur Welt kam und seine Jugend verlebte. Als ich 1927 Kassel verliess und sich damals die Wirtschafts- und Finanzkrise viel stärker auswirkte als in andern Teilen unseres Vaterlandes, da schien Kassel wieder die alte stille Stadt zu werden. Überall war die Ruhe des Kirchhofs zu verspüren. Es rauchten immer weniger Fabrikschlote, ja, das wirtschaftliche Leben verödete immer mehr und mehr. Fast ein Drittel der Bevölkerung musste aus öffentlichen Mitteln unterstützt werden. Die Aussichten für Kassel, das sich in einem agonieähnlichen Zustande befand, wurden immer ungünstiger. Ja, man sprach ganz offen von einer „sterbenden“ Stadt. Die Sehnsucht trieb mich nun die letzten zehn Jahre fast alljährlich vom Neckarstrand zur Fulda noch dem lieben alten Kassel, wo ich meine schönsten Lebensjahre zugebracht habe, um es immer wieder neu zu erleben und in den letzten vier Jahren verliess ich es stets wieder mit der neugewonnenen Überzeugung, dass des Lebens Pulse in dieser Stadt wieder frischer und lebendiger schlagen. Der Rhythmus der wirtschaftlichen Tätigkeit ist wieder viel beschwingter geworden und die Jahre des Umschwunges sind auch an Kassel nicht spurlos vorübergegangen.

Kassel ist in der Tat eine „lebendige“ Stadt geworden und die aufsteigende Entwicklung auf allen Gebieten ist noch längst nicht zum Stillstand gekommen. Auch in der Architektur erlebt man erfreuliche Überraschungen. Ohne ihre alte Physiognomie einzubüssen, hat Kassel alle Grundsätze moderner Stadtbaukunst zur Geltung zu bringen gewusst und Jahr um Jahr findet man Gelegenheit, Spuren organischen und planmäßigen Wachstums auch in dieser Hinsicht zu entdecken.

Spaziergänge und Wanderungen in K a s s e l s Umgebung

W i l h e l m s h ö h e , wie es mit meinen Augen und in geschichtlicher Perspective gesehen, in der Erinnerung fortlebt

Schwer in Worte zu bannen ist die tiefe Wirkung des Zaubers, der mich stets übermächtig umfängt, wenn in meiner Erinnerung die landschaftlichen Schönheiten und reizvollen Szenerien des schönen und anmutgesegneten Wilhelmshöher Hochwaldparkes lebendig werden, wenn die Sehnsucht nach diesem herrlichen Erdenfleck in mir aufsteigt, ja, wenn die Bilder, die ich einst während eines Vierteljahrhunderts fast täglich genoss, vor meinem geistigen Auge wieder vorübergleiten. In unserm deutschen Vaterland gibt es gewiss genug Landschaften, die an Schönheit und Grossartigkeit Wilhelmshöhe noch Übertreffen mögen, aber die selten harmonische Vereinigung von Natur und Kunst, die den Wilhelmshöher Park in so hohem Grade auszeichnet, drückt ihm nun einmal den Stempel der Einzigartigkeit auf. Vergebens wird man wohl anderswo in Deutschland einen Park wiederfinden, der in so kunstvoller Weise, ja, fast ohne merkbare Übergänge, in einen prächtigen Hochwald hineinprojectiert ist und sich darin einfügt. Jedesmal wenn in meiner Einbildungskraft die intimen Reize, die jeder Spaziergang durch den Wilhelmshöher Park mir immer wieder von Neuem offenbarte, Form und Gestalt annehmen, möchte ich diese Bilder festhalten, ja, ich möchte die Sprachgewalt eines Dichters besitzen, um in hymnischen Worten diese Landschaft zu preisen. In unserm Vaterland kann immer nur ein sehr kleines Gebiet unsere engere Heimat sein, aber nicht immer ist man mit seiner wirklichen Heimat mit Leib und Seele so verwachsen, dass man sich unwiderstehlich nach ihr zurücksehnt, zumal wenn man gleich mir seine Heimat schon sehr früh hat verlassen müssen. Auch Blutsverwandte stehen uns oft nicht so nahe wie Menschen, zu denen wir uns durch Wahlverwandtschaft hingezogen fühlen. In einem ähnlichen Sinne ist Wilhelmshöhe im Habichtswalde, an dessen Fusse ich mehr als 25 Jahre wohnte, meine Wahlheimat geworden, an der mein ganzes Herz hängt, denn dort, wo ich die schönsten Jahre meines Lebens verbringen durfte, ist auch meine Seele verankert. Ist es da zu verwundern, wenn das übervolle Herz nach einem Ausdruck ringt, ja, dass ich eingedenk der auf zahllosen Spaziergängen durch den Park gewonnenen Eindrücke diese der Feder anvertrauen möchte, um Mit- und Nachwelt an ihnen teilnehmen zu lassen. Immer wieder hat mich der Park mit gleichsam magischer Gewalt angelockt. Ja, einst, wenn ich meditierend die anmutigen und gepflegten Anlagen durchschritt, dann war ich angesichts der vielen Baumriesen leicht geneigt zu glauben, dass dieser Park, dessen Einfügung in den Hochwald so kunstvoll und doch so organisch erscheint, in dieser Gestalt schon Jahrhunderte existieren müsste und dass in ihm auch schon unsere Altvorderen auf denselben Pfaden lustwandelten und sich seiner Naturschönheiten erfreuten. Gab ich mich einen solchen Phantasiespiele hin, dann war es mir als ob aus den Zweigen der alten Baumrecken eine Waldesstimme mir zuraunte und diese fast mitleidig klingenden Worte mein Ohr erreichten: „Du, armer Erdenpilger, Du irrst! Wir, die wir schon Jahrhunderte überdauert haben, können Dir verraten, auch aus den Überlieferungen unserer längst geborstenen Vorfahren, das

hier, wo wir wurzeln, es vor tausend Jahren recht öde und wüst war und dass kaum ein menschlicher Fuss diese urwaldartige Einöde betrat. Hier hausten Wild, ja, sogar Raubtiere, vielleicht schon längst ausgestorbene Arten!“ Und wirklich, so mag es gewesen sein. Denn erst vor 800 Jahren [143] sollen aus dem nahegelegenen Dietmelle, dem heutigen Kirchditmold Mönche als erste Ansiedler sich hier niedergelassen haben. In stiller Waldeinsamkeit, auf dem sogenannten Weissenstein, dessen Namen wohl dem weissen Quarzfelsen entlehnt ist, schufen sie im Jahre 1143 oder 1145 ein Kloster – „Monasterium oder Ecclesia in lapide albo“ wie es in den alten Chroniken heisst. Über das Gründungsjahr ist nichts Genaues bekannt. So wird auch das Jahr 1137 als Gründungsjahr angenommen. Seit der Regierung des Erzbischofes Adalbert I. von Mainz (1090-1137) muss eine Siedlung bestanden haben. Als Privilegien war dem späteren Kloster das Recht der Taufe, des Begräbnisses und des Krankenbesuches verliehen. Als ursprüngliches Mönchskloster war es noch der Regel des heiligen Augustinus bestätigt worden. Wie auf dem Weissenstein wussten die Mönche zu allen Zeiten sich immer die landschaftlich schönsten Stellen auszusuchen. Man denke nur an Maria Laach in der Eifel, an Marienstadt im Westerwald und Beuron im oberen Donautal. Von einem Konvent beiderlei Geschlechts ist bereits im Jahre 1184 die Rede. Schwestern und Brüder dienten daselbst gemeinsam Gott und der heiligen Maria. Ausser Probst Isaack werden in den alten Chroniken noch 5 Priester genannt. 1193 kommen aber nur noch Nonnen vor. Das Zusammenleben derselben mit den Mönchen soll aus mancherlei menschlich erklärlichen Gründen – wenn man der „fama“ Glauben schenken darf – nicht gut getan haben und so verschwanden im Jahre 1193 die Mönche, die eigentlich die rechtmässigen Besitzer und Gründer waren, wieder und die Nonnen, zumeist Töchter wohlhabender Familien, insbesondere des hessischen Adels mit dem schönen Namen „die unbescholtenen Jungfrauen des Tales der heiligen Maria“ nahmen allein von dem sicherlich wundervollen, in schweigender Waldesruhe eingebetteten Kloster Besitz. Allmählich wurde das Kloster eine Versorgungsanstalt für Töchter begüterter Familien. Als letzte Priorin wird Mater Margaretha von Freissbach genannt, unter welcher Prinzessin Mechtildis, Tochter des Landgrafen Wilhelm I. als Subpriorin fungierte. Eine Chronik verrät allerdings auch, dass im Jahre 1480 der Prior des Augustinerklosters zu Bodecke im Hochstift zu Paderborn mit der Aufsicht des Klosters betraut wurde, weil die Zucht der vornehmen Damen in Verfall geraten war. Es schien daher die Unbescholtenheit der Nonnen recht fragwürdiger Art gewesen zu sein. Erst nach Einführung der Reformation verliessen auch die Nonnen und zwar im Anfange des 16ten Jahrhunderts ihr Klosterasyl. Zur Erhaltung des nunmehr verlassenem Klosters geschah leider nicht viel. Es verfiel gänzlich, wurde sogar teilweise als Jagdquartier benutzt. Im Jahre 1606 wurde es abgebrochen und an seiner Stelle baute sich der damalige Landgraf, der wie seine Vorgänger im Habichtswalde zu jagen pflegte, ein kleines Tuskulum, ein schönes Jagdschloss das Mauritiolum Leucopatraeum. Ob damals dafür lediglich Jagdeifer, wirkliche Naturliebe oder Freude an der schönen Landschaft entscheidend waren, ist heute schwer zu beurteilen. Jedenfalls war vom Jahre 1606 ab der Habichtswald von der hessischen Dynastie als Sommerresidenz erkoren und sollte es bis zu ihrem Ende bleiben.

Aber wie dieses erste Schloss und dessen Anlagen ungefähr ausgesehen haben mögen, das würde auch die heutige Generation noch interessieren. Hiervon gibt einen ungefähren Begriff die ziemlich ausführliche Schilderung, die sich in Winkelmann's Beschreibung des Fürstentums Hessen und

Hersfeld (Bremen 1697) befindet. „... Das Schloss an sich selbst – so heisst es darin in der uns heute etwas fremdartig und archaisch anmutenden Sprache des späteren Mittelalters – und dessen mittlerer Bau sind voll schöner fürstlicher Gemächer und Säle, haben einwärts den Prospect gegen den Wald, aussenwärts aber über ein sehr breites Tal gegen Kassel, welches man allda wie auch noch sonst noch etliche Meilen [144] wegsweit sehen kann. Die anderen beiden Seiten sind wegen der guten Viehzucht des Orts lauter Ställe und Scheuern, auch andere zur Haushaltung gehörige Gebäu, doch alles von Stein. Auf der Süderseiten liegt in der hochehobenen Ringmauer ein schöner, weit umfangener Lustgarten, darbey auch ein fein steinernes Lusthaus mit einem ansehnlichen Saale, worunter gleich wie in Kassel ein schön zinnernes Bad, auf der anderen Seite wie unten am Berge sind schöne Räume und Küchen, Gärten, vorm Walde aber und unter dem Lustgarten heraus viel stattliche Fischteiche, wie auch einer im Walde, darbey eine sehr lustige Grotte gebauet mit einem Springbrunnen und allerhand mineralischen Sachen geziert, oben auf ist ein Altan und auf beyder Seiten mit geschweiften hohen Mauern Bildwerke, welches aber alles wie auch die schönen Portalen von lebendigem Heckwerk um den Teich her in dem leidigen Kriegswesen sehr verderbet worden. ...“ Die ausgedehnten Wirtschaftsanlagen, die sich um dieses Jagdschloss nach obiger Beschreibung gruppieren, deuten allerdings daraufhin, dass nicht nur Schönheitssinn und ausgesprochene Freude an der Natur den Landgrafen zu dem Bau des Jagdschlusses bestimmten. Vielmehr war dafür Vorsorge getroffen, dass die Natur auch alles hergab für die landgräflichen Tafelfreuden. Das so entstandene Jagdschloss Weissenstein blieb nun auch für die Nachfolger des Landgrafen Moritz des Gelehrten Sommerresidenz, die sie zu erweitern und verschönern bestrebt waren. Die grossartigen Parkanlagen, die auch noch die heutige Generation nicht genug bewundern kann, sind in erster Linie der Initiative des Landgrafen Carl zu verdanken. Es ist und bleibt ein kühner Gedanke dieses Landgrafen, die prächtigen, aber etwas verwilderten Waldungen durch eine in damaliger Zeit einzigartige Bergarchitektur verschönert zu haben. Hat man sich in der Geschichte über das Entstehen und die Ausgestaltung der nun schon mehr als zwei Jahrhunderte bestehenden Parkanlagen orientiert, dann heften sich an die Betrachtung der teils auch heute noch sehr interessanten Bauwerke, die man immer wieder bewundert, allerhand geschichtliche Reminiscenzen, von denen man so leicht nicht wieder loskommt. Erst dann versteht man aber auch welch' reichen Gewinn für die Kasseler Bevölkerung die schon an anderer Stelle von mir erwähnte Reise des Landgrafen Carl gebracht hat. Was er in dem an Kunstschätzen und Antiken reichen Italien, insbesondere in Rom und Neapel, gesehen hatte, gab ihm die Anregung, die für ihre Zeit wahrhaft grandiosen Anlagen im Habichtswalde zu schaffen. Mit seiner Schöpfung begann er diesen Hochwald teilweise in einen in seiner Art unvergleichlichen Park umzuwandeln. Für sein Unternehmen sicherte er sich die Mitarbeit des Baumeisters Giovanni Francesco Guernieri, der ihm zunächst einen Plan ausarbeiten musste. Nach diesem noch heute existierenden Plane sollte sogar das ganze mächtige Waldgebirge in eine ungeheure Terrassenanlage, deren alles beherrschende Hauptachse eine riesige, bis zu dem heutigen Schlosse herunterführende Kaskadenanlage bildete, umgeschaffen werden. Im Naturalienmuseum hängt ein Ölgemälde von J. van Nicole, das den Entwurf dieser ursprünglich geplanten Anlage darstellt und einen deutlichen Begriff von der Kühnheit dieses Entwurfes gibt. Weitere Pläne sahen sogar vor, die Anlagen bis an das Herz der Stadt auszudehnen. Wäre allein schon dieser erste grosszügige Plan zur Ausführung

gekommen, dann würde allerdings ein Werk zustande gekommen sein, das in seiner gewaltigen Grösse und imponierenden Geschlossenheit nicht viel seinesgleichen in Europa gehabt hätte. Aber dazu reichten schon damals die Geldmittel des ohnedies von seinen Zeitgenossen wegen seiner kostspieligen Bauleidenschaft viel geschmähten, von der Nachwelt umsomehr gepriesenen Landgrafen nicht aus und so stellt das, was heute noch von all den Bauwerken vorhanden ist, nur einen geringen Teil des ursprünglichen Projectes dar. Lediglich der oberste Teil des ganzen Werkes ist zur Ausführung gekommen.

Auf der Höhe des Karlsberges erstand als die [145] ganze Parkanlage krönende Spitze nach etwa 18 jähriger Bauzeit im Jahre 1717 das wuchtig wirkende drei Stockwerk hohe Riesenschloss, ein richtiges Octogon, über dessen Plattform eine über 30 m hohe Pyramide sich erhebt. Die aus Kupfer getriebene Kolossalfigur des farnesischen Herkules mit dem nach unten gerichteten Blicke thront auf der Spitze der Pyramide. Wie aus dem Felsen herausgehauen erscheint das dreistöckige im Innern von Kreuzgewölben durchbrochene, mit vielen Nischen und Grotten ausgestattete cyklopische Wasserschloss auf der Kammhöhe des Habichtswaldes. Bei aller Bewunderung für die Grossartigkeit des Bagedankens und für das von dem Schöpfer bewiesene Geschick in der Verteilung der Baumassen ist man immer wieder erstaunt, wie man das Bauwerk angesichts eines so ganz ungeeigneten Baumaterials, wie es der für diesen Zweck verwandte Tuffstein nun einmal war, Jahrhunderte hindurch hat erhalten können. Unter voller Würdigung seiner Genialität haben Fachleute den Schöpfer von dem Vorwurfe in der Bauausführung grosse Nachlässigkeit bekundet zu haben, *nie* ganz freisprechen können. Schon aus dem Jahre 1754 ist ein Bericht des Hofbaubeamten bekannt, der bemängelt, dass „die Grundmauern schlecht verwahrt, an etlichen Orten mit einer Mengen Schutt beschwert und ausgeschoben waren.“ Die Reparaturbedürftigkeit des Octogon war daher auch zu allen Zeiten sehr gross und die Erhaltungskosten haben so grosse Summen verschlungen, dass der eine der Kurfürsten, die für ideale Zwecke nie viel übrig hatten, schon drauf und dran war, dem Verfall des Bauwerkes keinen Einhalt mehr zu gebieten. Tatsache war, dass in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Riesenbau des Octogon mit dem Herkules so zerfallen war, dass Einsturzgefahr drohte. Der Kurfürst war zur Bewilligung der Kosten nicht zu bewegen. Er soll sich mit der bezeichnenden Drohung „Er werde den Bau mit Kanonen zusammenschliessen lassen, wenn die Stände nicht die Kosten zur Wiederherstellung bewilligten“ aus der Affäre gezogen haben. Nur freuen wir uns, dass uns dieses Phantasieschloss in seiner ursprünglichen Form trotzallem erhalten wurde. An seinem Fuss schliesst sich dann die mächtige 250 m lange und 11 ½ m breite Kaskadenanlage an, auf welcher die Wassermassen in die Tiefe herabstürzen. Auf der obersten der drei Terrassen der Kaskaden befinden sich verschiedene Grotten und Nischen mit grossartigen Barockbildwerken. Man findet darin auf der Hirtenflöte blasende Pane, Kleopatra die Schlange am Busen haltend, Chronos mit dem Stundenglas und Sense sowie Zentauren und Tritonen, die auf kupfernen Hörnern blasen. Überhaupt ist der phantasievolle Gedanke, der der ganzen Anlage zu Grunde liegt, der griechischen Mythologie entnommen. Ein Streit des Herkules mit dem Riesen Enceladus ist wohl die Grundidee der dargestellten Handlung. Nachdem sich die beiden mit mächtigen Felsblöcken, welche man in den Waldpartien bis zum Lac herunter liegen sieht, beworfen haben, bringt Herkules den Riesen zu Fall und wälzt ganz besonders grosse Felsblöcke auf denselben. So erblickt man in der einen Grotte zur

Veranschaulichung dieses Vorganges das Haupt des von den Felsmassen erdrückten steinernen Riesen Enceladus, der gleichsam in ohnmächtiger Wut aus seinem Munde einen 12,3 m hohen Wasserstrahl, der seinen Besieger treffen soll, emporspeit. In ziemlich freier Ausdeutung ist hier die künstlerische Einbildungskraft mit dieser der griechischen Götterlehre entnommenen Sage umgegangen, die die Erstürmung des Himmels behandelt, welche durch die Giganten versucht, durch die olympischen Götter aber unter dem Beistande des Halbgottes abgeschlagen wurde und mit dem Untergange der Giganten, auf deren Leiber ungeheure Felsmassen gewälzt wurden, endete. [146]

Wie nun der weitere Zusammenhang der Handlung, wie sie an den Bildwerken und Bauten des Parkes zum Ausdruck gebracht wird, mit der Sage verknüpft ist, das entzieht sich meiner mangelhaften Kenntnis der griechischen Mythologie und auch aus den in Wilhelmshöhe geschaffenen Anlagen, wie sie von Uranfang bestanden, wird es schwer sein, sich den ganzen Hergang zu rekonstruieren. Jedenfalls hatte aber Landgraf Karl versucht alles, was der italienische Renaissancegeist in Gartengestaltung, Architectur und Wasserkünsten hervorgebracht hatte, in einer die italienischen Vorbilder noch übertreffenden Form auf deutschen Boden zu verpflanzen. In den Villen von Frascati, Aldobrandini, Tivoli, Terni und in den Gärten des Vatikans müssen die dort gesehenen Wasserkünste, wasserspeienden Figuren, Fontänen, Wasserorgeln, Vexierwässer und ähnliche Scherze offenbar grossen Eindruck auf den Landgrafen gemacht haben und alles dies später in seinem Lande und seinen Parks auch zu verwirklichen, war bei ihm schon in Italien beschlossene Sache. Aber die Vexierwässer, die er lange und eingehend mit seinem Gefolge im Garten des Kardinals Chigi besichtigte, müssen ihm ganz besonderen Spass bereitet haben. Wie dort sein ahnungsloser Leibarzt eine kalte Dusche empfing, das ist in den über die Reise geschriebenen Erinnerungen festgehalten, denn es heisst darin „... wo unser Leibmedicus zu Serenissimi nicht geringem Plaisir redlich benässet wurde“. So mögen alle die den feuchten Scherz erstmals an den auch heute noch viel harmlosen Spass verursachenden Vexierwässern an sich selber erleben, an den fürstlichen Urheber dieser wässrigen Überraschung denken, dem gewiss allein schon der Gedanke, einst seine eignen Landsleute gleichfalls als Opfer ihrer Neugierde bei der Besichtigung der die Vexierwässer bergenden Grotte zu sehen, diebische Freude bereitet haben mag. Schon aus dem Jahre 1780 liegt ein Zeugnis vor, wie unterhaltsam die Vexierwässer auf das damalige Publikum wirkten. Der Chronist schreibt darüber: „... In vielen Grotten und an einigen Orten der Stiege können Vexierwässer angelassen werden, welches dann auch meist geschieht, wenn ein solcher Ort eben stark mit Menschen besetzt ist und allemal ein sehr rauschendes Gelächter unter dem häufig versammelten Pöbel umsomehr verursacht, weil sie für das weibliche Geschlecht hauptsächlich beunruhigend sind, indem die verborgenen Röhren von allen Seiten, ja sogar auch von unten hinauf spielen können.“ Der Frankfurter Patrizier Uffenbach, der noch mehrere Jahrzehnte früher als der ebenerwähnte Chronist die Vexierwässer kennen lernte, schilderte sein Erlebnis noch viel drastischer:

„... es begegneten uns im Hinuntergehen verschiedene Frauenzimmer, welche nach hiesigem Brauche so weydlich angefeuchtet wären, dass ihre Reifröcke eine förmliche Cascade darstellten und den Zustand der Hemden an Tag legten. Denn der Röhrenmeister zeigt uns Orte, wohin man sich gemeiniglich vor denen Vexierwässern flüchtet, alsda aber unversehens von gerade aufsteigenden photendücker Strahlen begrüset wird, dass solche in freyer Luft wohl zwanzig Schu hoch springen.

Was für ein Wiederprellen also das unter einem Reiffrocke veruhrsache, lasse ich jeden urteilen. Wenigstens sähe diese Herunterkommenden gar erbärmlich aus, wie es euch schier nicht wohl möglich ist, sich, ohne ertappt zu werden, retten zu können.“

In ähnlicher Weise wird dies Jahr für Jahr auch noch von heutigen Besuchern erlebt. Die an fast alle Anlagen, Bild- und Bauwerke des Wilhelmshöher Parkes sich knüpfenden Erinnerungen sind von gewissenhaften Forschern aus den Chroniken aufgestöbert worden und mit ihrer Kenntnis gewinnen die uns heute weniger bemerkenswert erscheinenden Punkte noch Interesse. Jedenfalls sind die Urbilder für alle Statuen und Bauwerke immer in Italien zu finden. Die im ganzen Hessenlande volkstümliche Statue des Herkules ist vom Kasseler Volksmund zum „grossen Christoph“ umgetauft worden. Auf seiner Py-[147]ramide steht der herrliche Alcide und schaut, auf der eisernen Keule lehnd, von der luftigen windumbrausten Wetterwarte hinab in das vor ihm liegende Tal. Dieser farnesische Herkules soll ursprünglich ein Werk des athenischen Bildhauers Glycon gewesen sein, der in der Nachbildung eines Broncewerkes des Lysippus im Jahre 1540 in den Thermen des Caracalla in Rom gefunden und im Museum Neapel aufbewahrt wurde. In einer alten Niederschrift, die auch auf die Herkunft des Herkulesstandbildes deutet, heisst es: „Im Palazzo Farnese sah man die Statue von Hercule auf seiner Kolbe stehend, in mehr als Lebengrösse so aus dem Bad des Kaisers Titi Vespasiani anhero bracht worden.“ Dass die aus Kupfer getriebene 9 ¼ m hohe und gigantisch wirkende Herkulesfigur des Werk eines ihrer Landsleute, des Kasseler Kupferschmiedes Otto Philipp Kuper war, das hat die Kasseler fast zwei Jahrhunderte lang mit berechtigtem Stolze erfüllt, bis plötzlich im Jahre 1900 gelegentlich einer Reparatur nach Wegnahme der Schädeldecke man eine kupferne Platte entdeckte, die dem Kasseler Lokalpatriotismus einen argen Stoss versetzte, denn nun konnte man die Version von der Autorschaft Kuper's nicht mehr aufrecht erhalten, denn auf der Kupferplatte war folgendes zu lesen, wie es auch eine später aufgefundene Urkunde bestätigte:

„Carolus Landgraf zu Hessen Hat dieses Bild Machen lassen durch Joh. Jacob Anthoni, Ein Goldschmied, Gebürtig Aus Augsburg. Ist Angefangen Anno 1714 Und Verfertigt Worden Anno 1717 D 30. Nov. ...“

Als junger Mann an der Herstellung mitgearbeitet zu haben, blieb als einziges Verdienst des Kasseler Kupferschmiedes Kuper übrig.

Einer der Nachfolger des Landgrafen Carl der Landgraf Friedrich II. erweiterte nach des ersteren Tode die Parkanlagen, aber sein sich mehr an den französischen Parkstil anlehnender Geschmack hielt nicht mehr die grosse Linie seines Vorgängers ein, sondern er bevorzugte Spielereien aller Art, die unter seinen Nachfolgern wieder zum Teil verschwanden. Der spielerische Geist des Rokoko löste den feierlich erhabenen, aus der italienischen Renaissance erwachsenen Barockstil, dem der Landgraf Carl als Kind seiner Zeit zugetan war, in vieler Hinsicht ab. Friedrich II. schuf aber auch das chinesische Dorf Mu-Lang, von dem noch der chinesische Tempel und einige Häuschen erhalten sind, während anderes, wie die Windmühle, eine türkische Moschee, ein Naturtheater ein Irrgarten wieder verschwunden sind. Ein so guter Haushälter, wie es der Nachfolger des Friedrich II. der Landgraf Wilhelm II. [IX.!] war, liess sich bei seinen Schöpfungen in Wilhelmshöhe nicht allein von ästhetischen Rücksichten leiten, als er z. B. in Mu-Lang eine Ökonomie einrichten liess. Um 1797 herum befand sich nämlich dort eine Laiterie, in der 38 Stück Rindvieh gehalten wurden die jeden-

falls auf den Wiesen weideten, auf denen heute die Villenkolonie in Mu-Lang steht. In dieser Ökonomie fanden auch Schafe, Parforce Jagdhunde und Packesel ihre Unterkunft. Ob die kleineren Bauten, die im Parke als Staffage dienten wie die Pyramide des Cestius, die Eremitage des Sokrates – das heutige Birkenhäuschen – das Grabmal des Virgil noch unter Friedrich II. entstanden sind, ist mir nicht mehr genau erinnerlich, aber es ist sehr wahrscheinlich. Als diese kleinen Bauwerke entstanden, passten sie sicherlich besser in das Landschaftsbild des noch nicht bewachsenen Parkes. Heute findet der Fremde sie in dem Walddickicht kaum. Vieles hat man wohl aus reiner Pietät nicht entfernt. Hatte zwar die ursprüngliche bescheidene Schlossanlage Moritz des Gelehrten in baulicher Beziehung unter dem Landgrafen Friedrich [II.] nur wenige Veränderungen erfahren, so verschwand doch unter diesem Fürsten, der insbesondere bei der Gestaltung seiner Feste ganz dem Zeitgeschmacke des Rokoko folgte, die frühere Parkeinsamkeit.

Den sonst so stillen Park erfüllte nun ein bis dahin ungewohntes Leben. Neben der schon angedeuteten toten Staffage, die aus mythologischen Kuriositäten und sogar aus angemalten Holzkullissen bestand, belebte dieser manchen bizarren Ideen zugängliche Fürst den Park durch Menschen, die sozusagen als Statisten in allerhand Verkleidungen im [148] Parke herumliefen und teilweise einen exotischen Charakter vortäuschen sollten. So konnte ein Kasseler zu damaliger Zeit seinen Landsleuten als Chinese Türke und Indianer verkleidet begegnen. Er konnte aber auch Eremiten und Mönche treffen, die es ebenfalls nicht waren, sondern nur diese Rolle zu spielen hatten. Nur die Mohren, denen er begegnete, waren nicht abwaschbar. Sie waren echt aus Amerika importiert. So hatte der spielerische zu theatralischen Excessen neigende Sinn der ganzen Hofgesellschaft des Landgrafen Friedrich II. in den grossartigen Naturpark eine Verkünstelung hineingetragen, die seinen mit lebhaften Natursinn begabten Nachfolger, dem Landgraf Wilhelm IX. nicht gefallen konnte. „Mein seliger Vater – so erzählte der Letztere – hatte mir dieses schöne Fleckchen Erde in einem traurigen Zustande der Unordnung hinterlassen. Seit 25 Jahren arbeitete man hier überall ohne einen bestimmten Plan. Kaum hatte man an einem Ende des Parkes eine Arbeit in Angriff genommen, so tauchte eine neue Idee für das andere Ende auf, die wieder Gelegenheit bot, irgend etwas Neues anzufangen, um dessen Ausführung sich in Wirklichkeit doch Niemand richtig kümmerte. Rechts und links hatte man die schönsten Eichen und Buchen niedergehauen, Symbole vergangener Jahrhunderte, von denen sie zuweilen mehr als fünf gesehen hatten, ohne dass man wusste, warum das geschah. Seit 1783 hatte ich das alles mitangesehen, ebenso wie die Anhäufung von falschen und schlechten Bildwerken und ich entschloss mich schon damals einen vernünftigen Plan zu einer Neugestaltung zu entwerfen. Ich arbeitete beharrlich daran und die Zukunft wird zeigen mit welchem Erfolge. ...“

Bei der Umgestaltung des Parkes nahm sich der Landgraf Wilhelm IX. den Wörlitzer Park bei Dessau, den er im Jahre 1788 genau studierte, ganz besonders zum Vorbild. Alles sollte in den unverdorbenen Naturzustand zurückversetzt werden. Wald, Wiese, Bach und See kamen wieder zu ihrem Recht, Freie Durchblicke wurden geschaffen, um die herrliche Aussicht in die Ferne zu erschliessen. Aus der Freude an der Ruinenkunst, wie sie die englische Gartenbauaesthetik pflegte und in Anlehnung an die in den Gartenanlagen der italienischen Renaissancekunst, vorwiegend wohl auch in Caserta oder Villa d'Este gefundenen Vorbildern ist auch die Idee des Aquäduces geboren. In den Jahren 1788-1792 schritt man zu seiner Ausführung. Er stellt eine vollständige Nachahmung

einer römischen Wasserleitung dar. Auf den immer höher werdenden Pfeilern ruhend, endigt die Rinne, in der das Wasser entlang geführt wird, in einem zerfallenen Turm. Von dort stürzt das Wasser dann 34 m tief herab. Herum um diesen künstlich aus Tuffgesteinemäuer und Felsenstücken gestalteten Wasserfall, der überaus prächtig und schön zur Wirkung kommt, gruppiert sich prachtvoller Baumwuchs. Aus den Spalten des Felsen- und Tuffsteinemäuers brechen Sträucher und Farrenkräuter hervor und wenn dann das Wasser herunterstürzt, erfährt durch diese wildwachsenden Vegetation der ohnedies malerische Eindruck noch eine erhebliche Steigerung. Auch hier strömt das Wasser über verschiedene Felsenstufen herab, um dann in einem 51 ½ m hohen Wasserstrahl, die durch das natürliche Gefälle erzeugte grosse Fontäne zu bilden, die nun schon weit über 100 Jahre immer wieder das erwartungsvolle Publikum in grösstes Entzücken versetzt. Die grossen Mengen Wasser, die zur Speisung der umfangreichen, im Sommer periodisch springenden Wasserkünste benötigt werden, sind hauptsächlich in Wasserbehältern hinter dem Herkules untergebracht und darin den Wintermonaten durch Regen und Schnee stets ergänzte Wasservorrat wird meist während des Sommers nicht einmal aufgebraucht. Am 17. Mai 1792 am Himmelfahrtstage wurde übrigens der neue Wasserfall des Aquäduces für das Publikum zum ersten Male angelassen. Von der Höhe kommend passiert man auf dem Wege zum Aquäduct auch die Teufelsbrücke, unter welcher auch das Wasser über Felsen und Steingeröll in einen Sammelteich herunterstürzt. An diesem Teiche liegt die Plutogrotte, die zusammen mit dem Teufelsbrückenwassersturz in den Jahren 1788-91 unter der Regierung des Landgrafen Wilhelm IX., des späteren ersten Kurfürsten Wilhelm I. entstanden ist. [149]

Das Innere der Plutogrotte, heute ein vollständig leerer Raum, barg früher ein wahres Museum von Göttern, Halbgöttern und mythischen Figuren, die darinnen zusammengedrängt aufgestellt waren. Wo diese ganze antike Gesellschaft, für die in unserer Zeit man kaum noch Interesse bekunden würde, geblieben ist, dürfte nicht mehr zu ermitteln sein. Ungleich grösser war das Interesse, das die damaligen stummen Bewohner dieser Grotte an der Teufelsbrücke den Reisender am Ende des 18ten Jahrhunderts boten, wie es aus einer Selbstbiographie des Ludwig Lindemeyer, der darin eine Reise nach Kassel beschreibt, hervorgeht:

„... Über diesen Felsen ist die Brücke geführt, die Teufelsbrücke genannt, und nicht weit von derselben kommt man an das Reich des Pluto, eine Grotte, tief in einen Felsen gehauen. Auf der einen Seite des Eingangs steht Herkules mit Alecesten, welche er aus der Unterwelt zurückbringt, von drei Furien verfolgt. Auf der anderen Seite sieht man Orpheus mit Euridice in dem Augenblick, wo er sich nach seiner Geliebten umsieht und die Furien sich ihrer von Neuem bemächtigen. Ein kleiner Amor beweint das harte Schicksal der beiden Liebenden. Alle diese Figuren sind von Gips und haben ausserordentlich viel Ausdruck. Neben denselben befinden sich drei Parzen. Lachesis hält den Rocken, Klotho zieht den Faden und Atropos schneidet ihn ab. Inwendig am Eingang der Grotte steht abermals Herkules, der seine Keule gegen den Zerberus schwingt. In der Mitte sitzt auf einem Throne Pluto und Proserpine nebst den drei Richtern des Tartarus, Minos Aekus und Raddomanthus, ferner Tantalus angeschlossen, im Wasser Ixion mit Schlangen, auf ein Rad geflochten Sisypus, im Begriffe seinen grossen runden Stein den Berg hinaufzuschieben, Tityus, welchem ein Geier die Leber zernagt, die Danaiden, welche ein durchlöcherteres Fass mit Wasser füllen. Zwei grosse Flügel-

türen dienen zum Eingang in die Grotte und sind durchaus mit gelben Glasscheiben versehen, welche eine grausende Dämmerung darin verbreiten, und wenn man von Innen heraus sieht die ganze Gegend in einem gelben Lichte darstellen. ...“

Das Felseneck am Fuss der Kaskaden, der Merkurtempel, die wohl beide noch das Werk Friedrich II. sein dürften, geben heute noch den Plätzen, auf denen sie errichtet sind, einen eigenartigen Reiz. Unter Friedrich II. war ja die Parkanlage während mehrerer Jahrzehnte der Schauplatz grosser Festlichkeiten, die im Stile der Versailler Parkfeste seines grossen Vorbildes Ludwig XIV., sich abwickelten. Erst unter dem Landgrafen Wilhelm IX. wurde das alte Jagdschloss „Weissenstein“ abgerissen und nach den Plänen des Architecten Louis Simon du Ruy [!] mit dem Mittelgebäude des heute noch bestehenden Schlosses, seit 1789 nach dem Erbauer „Wilhelmshöhe“ genannt, unter Leitung des sehr verdienstvollen Baudirectors Jussow begonnen. Durch Kurfürst Wilhelm II. wurden erst 1829 die auf den Verbindungsbögen ruhenden Zwischenbauten errichtet, welche das Schloss zu einem einzigen Gebäudekomplex vereinigten. In dieser Gestalt steht das nach der Waldseite wie auch nach der Talseite imponierend wirkende Schloss mehr als 150 Jahre. Trotz der herrlichen Säulenordnung ist in dem allmählich entstandene Bau der klassizistische Stil nicht in voller Reinheit gewahrt. Romantische Ideen und aus der französischen sowie englischen Baukunst übernommene Stilelemente finden sich in der Architectur vereinigt, deren Gesamtstil von Kennern als romantischer Klassizismus angesprochen wird. Übrigens war Jussow auch der Schöpfer der am Abhang des Hunrodsberges errichteten Felsenburg, zu der der Grundstein am 2. December 1793 gelegt wurde. Mit seiner Favoritin der Gräfin von Hessenstein, geb. von Schlotheim und anderer seiner Maitressen wollte hier der Landgraf unbeobachtet schöne Schäferstunden verleben und zu solchen Zwecken wurde weder bei diesem Landgrafen noch bei den späteren Kurfürsten mit dem Gelde geknausert. Jedenfalls verdankt die Nachwelt diesem illegitimen landgräflichen Verhältnis [150] und sicherlich der im letzten Viertel des 18ten Jahrhunderts in Deutschland grassierenden Ruinenschwärmerei die noch heute allgemein bewunderten Löwenburg, eine ziemlich getreue Nachbildung einer im Verfall begriffenen mittelalterlichen englischen Burg des 14ten Jahrhundert im gotischen Stile. Zugbrücken, Sperrgräben, Eingangstürme, Wehrgänge, kurz alles, was zu einer regelrechten Burg gehört, findet man in täuschender Nachahmung vor. Die von Paul Heidelbach und vor ihm auch schon von anderer Seite aufgestellte Hypothese, dass Goethe im Faust II. Teil Vierten Akt „Im Hochgebirge“ an jener Stelle, wo Mephistopheles dem Faust in verführerischen Worten den Ort der Sinnenlust ausmalt, durch Wilhelmshöhe inspiert wurde und insbesondere auf die Löwenburg und seinen Erbauer anspielen wollte, hat viel für sich und es ist durchaus denkbar, dass Goethe Wilhelmshöhe hierbei vorschwebte:

„Dann baut ich – so heisst es dort – grandios mir selbst bewusst,
Am lustigen Ort ein Schloss zur Lust.
Wald, Hügel, Flächen, Wiesen, Feld
Zum Garten prächtig umbestellt.
Vor grünen Wänden Sammetmatten,
Schnurwege, kunstgerechte Schatten,
Kaskadensturz, durch Fels zu Fels gepaart.

Und Wasserstrahlen aller Art;
Ehrwürdig steigt es dort, doch an den Seiten,
Da zischt's und pisst's in tausend Kleinigkeiten.
Dann aber liess' ich allerschönsten Frauen
Vertraut – bequeme Häuslein bauen
Verbrächte da grenzenlose Zeit
In allerliebste – geselliger Einsamkeit.

Ungemein reizvoll ist der Blick auf die Löwenburg und über sie hinweg auf die Waldberge am Horizont von der oberhalb des Turnierplatzes gelegenen Anhöhe aus, während vom Turnierplatz selbst die Burg etwas gekünstelt wirkt. Bei dem seltener unternommenen Aufstieg zur Löwenburg über die Burgtreppe durch die sogenannte Wolfsschlucht wird man weit mehr gefesselt durch den romantischen Stimmungszauber, in den uns die ganze Szenerie des mit wildwuchernden Gestrüpp überwachsenen Gemäuers der allmählich vor den Blicken auftauchenden Burg hineinversetzt. Hier nimmt man den architectonischen Betrug, der uns eine verfallene wirkliche Burg vortäuschen will, wirklich gern mit in Kauf. Ein tosender, in die östlich der Burg gelegene Wolfsschlucht hinabstürzender Wasserfall, wie er ursprünglich als Ablauf des Aschteiches, geleitet durch den jetzt trockenen Burggraben, in der Tat geplant war, hätte den eben beschriebenen Aufstieg durch die Wolfsschlucht natürlich noch pittoresker gestaltet und den romantischen Reiz der ganzen Szenerie noch wesentlich erhöht. Mag man über die Ruinenschwärmerei des damaligen Landgrafen, die ihm 175000 Thaler gekostet hat, denken wie man will, selbst heute noch möchte man dieses Wilhelmshöher Juwel nicht missen. Alle Fremden pilgern gern zur Löwenburg hin und lassen sich teils aus Neugier teils aus wirklich historischem Interesse auch die inneren Räume vom Kastellan gerne zeigen, der dann sicherlich auch die mit den Inneneinrichtungen verknüpften historischen Erinnerungen in der Art wie man sie bei Fremdenführern gewöhnt ist, aufischt. Ich bin dieser Art historischer Belehrung stets aus dem Wege gegangen und so kann ich nicht einmal aus eigener Anschauung sagen, was der Kastellan alles von den Geheimnissen der Löwenburg verrät. Vielleicht bekundet er mehr Pietät als ich, der ich mich nicht scheue, die Unbekümmertheit des Landgrafen, mit der er bei der Ausstattung der Innenräume seiner Burg verfahren ist, zu geisseln. Althessische Schlösser, die Kirchen des Landes und das Zeughaus wurden von ihm geplündert, um die Innenräume wohnlich und stimmungsvoll auszustatten, die Fenster der Kapelle mit den wundervollen Glasmalereien, die die Kirchen von Immenhausen, Dagoberts-[151]hausen und Oberkirchen hergeben mussten, zu schmücken und die Rüstkammer mit alten Rüstungen und Waffen zu füllen. Schon wenige Jahre nach ihrer Errichtung beherbergte die Löwenburg in dem preussischen Königspaar Friedrich Wilhelm III. und seiner Gemahlin Louise hohe Gäste. Unter Jérôme diente die Burg anfänglich als Gefängnis, bis der König Lustig nun einmal beherrschende Spiel- und Amüsiertrieb ihre Eignung für die Veranstaltung von rauschenden Festen aller Art, Theatervorstellungen, prunkvollen Turnierspielen und Parkmaskenfeste entdeckte. Eine ganze Zeit lang wurde die Löwenburg von Jérôme zum Mittelpunkt seines geräuschvollen höfischen Treibens erkoren. Aber ein an sich harmloses Vorkommnis sollte ihm den Aufenthalt dort für immer verleiden. In der Feststimmung von Jérômes Geburtstagsfeier kam einer seiner Pagen auf die bizarre

Idee die vom Kurfürsten zurückgelassene Uniform sich anzuziehen. Von dem zufällig in sein Arbeitszimmer zurückgekehrten Jérôme überrascht stellte der Page sich rasch aus Angst, wie eine Bildsäule vor den Schreibtisch des Kurfürsten auf. In dem bewegungslos dastehenden, verkleideten Pagen glaubte nun in dem nächtlichen Dunkel Jérôme das Gespenst des Kurfürsten zu erblicken. Gruseln überfällt ihn und schnell verlässt er wieder den gespenstischen Raum. Seit dieser Zeit soll er die Löwenburg, die nun wieder gänzlich vereinsamte, nicht mehr betreten haben. Mehrere Jahre später gaben die Bestattungsfeierlichkeiten für den Kurfürsten Wilhelm I. der in der von ihm geschaffenen Löwenburg begraben sein wollte, wieder Anlass zu grosser Prachtentfaltung. Unter dem Donner der auf dem Octogon aufgestellten Geschütze bewegte sich der riesige Leichenzug vom Schlosse zur Burg hinauf und der in schwarze Rüstung gekleidete Totenritter, der Jagdjunker Christian von Eschwege sprengte vor das verschlossene Burgtor, aus schwerem Visiere heraus dem Torwart nach dem feierlichen Ceremoniell die Worte zuzurufen: „Der Fürst von Hessen will seinen Einzug halten!“ Vier Monate später nach diesen Beerdigungsfeierlichkeiten erlag der junge von Eschwege selbst einem Nervenfieber. Um den plötzlichen Tod dieses hoffnungsvollen jungen Mannes, den die Bevölkerung sofort mit seiner Funktion als Totenritter in Zusammenhang brachte, woben sich jahrelang die geheimnisvollsten Geschichten. Den Charakter als Residenzschloss hat wohl die Löwenburg nach dem Tode des Kurfürsten Wilhelm I. ganz verloren. Bewohnt wurde sie wohl ausschliesslich vom Kastellan oder Hofbeamten, aber es erfüllten auch die späteren Kurfürsten stets mit Stolz und Genugthuung ihre Gäste auf der Löwenburg, insbesondere im Sommer, zu bewirten. So weilte auch in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts König Friedrich Wilhelm IV. mit Gefolge, zu dem auch Bismarck gehörte, als Gast auf der Löwenburg, wo auf dem Bergfried der Thee serviert wurde. Überwältigt von der entzückenden Aussicht über die Waldpracht hinweg nach den fernen Berglinien des Hessenlandes mag wohl der preussische König etwas Neid empfunden haben über den stolzen Besitz seines fürstlichen Verwandten und das unterdrückte Neidgefühl machte sich dann in einem Scherze Luft. Vor der ganzen Gesellschaft versprach der preussische König dem Kurfürsten, dass, wenn einmal die Türkei aufgeteilt werde, er ein grosses Stück davon bekommen solle, aber er wolle sich dieses Land hier dafür nehmen. Dass aus den leichthin gesprochenen Scherzworten während eines Theegespräches einmal bitterer Ernst werden sollte, ahnte sicherlich damals keiner der an der Gesellschaft Beteiligten.

Einen entzückenden Aufenthalt bietet übrigens auch der dem Publikum erst seit der Revolution 1918 zugänglich gemachte Burggarten. Dieser Ziergarten ist natürlich ganz in dem steifen französischen Gartenstil angelegt und zwar mit einem bereiten, von Rondels unterbrochenen Mittelweg. Parallel zu diesem laufen dann schmalere Seitenwege. Mit hochgeführten und beschnittenen Lebensbaumhecken [152] sind fast alle diese Wege eingesäumt. Ausserdem führen nach oben sich wölbende Laubengänge durch den Garten, in dessen Mitte ein Springbrunnen mit antiken Statuen und Ruhebänken sich befinden. Vom Rande des Burggartens geniesst man einen prächtigen Blick auf die Burg selbst, auf einen Teil des Parks mit der Kuppel des Schlosses und auf die Berge in der weiten Ferne. Die geschützte Lage des Burggartens erlaubt selbst in den kühleren Jahreszeiten bei einigermassen sonnigen Wetter dort Rast zu halten. Betrachtet man alte Stiche und Zeichnungen, auf denen die Parkanlagen, wie sie in längst vergangenen Zeiten aussahen, abgebildet sind, dann wirken die uns

heute so vertrauten Parkszenarien mit den verschiedenen Baulichkeiten in ganz anderer Art. Letztere kamen fraglos mehr zur Geltung und passten sich besser dem Landschaftsrahmen an, weil alles noch viel lichter war, aber nachdem die einstigen Neuanpflanzungen sich mächtig entwickelt haben, tritt die frühere Parkidylle vor der grossartigen Hochwaldnatur mehr zurück und manchmal kann man sich nicht ganz der Ansicht verschliessen, dass heute noch vieles sozusagen als Theaterkulisse wirkt. Im Wechsel der Zeiten wandelt sich eben der Geschmack und mit ihm jeder Stil, auch der Garten- und Parkstil. Von all den zahllosen Ausstattungsbauten und teilweise theatralisch wirkenden Herrlichkeiten, die am Ende des 18ten Jahrhunderts unter dem Einfluss der klassischen, romantischen und sogar orientalischen Anwandlungen, von denen insbesondere der Landgraf Friedrich II. beherrscht war, zum Schmucke des Wilhelmshöher Parkes dienten, sind nur noch der Pagode, das Felseneck, die Pyramide des Cestius, das Grabmal des Virgil, die Eremitage des Sokrates – das heutige Birkenhäuschen – der Brunnen am Marstall, die Sibyllengrotte, die Pluto- und Neptungrotte übriggeblieben. Welchen Eindruck das Schloss, insbesondere aber der Park in der Ausgestaltung, wie der letztere sie am Ausgange des 18ten Jahrhunderts gefunden hatte, bei einer Autorität der Kunstgeschichte jener Zeit dem Prof. Hirschfeld in Kiel hervorrief, kommt in einer Würdigung desselben vom Jahre 1785 sehr treffend zum Ausdruck: „... Eine grosse Mannigfaltigkeit von Auftritten, die Schöpfung einer fruchtbaren Einbildungskraft – so schreibt Hirschfeld – bricht hier auf allen Seiten hervor. Man hat die Zeiten des Homer und Virgil zurückgeführt, eine Menge von Vorstellungen der alten Welt ist in Statuen und Gemälden erneuert. Die Fabeln der Dichter sind in täuschenden Gestalten wieder aufgestellt. Götter der ersten Grösse und Halbgötter wohnen hier unter den Sterblichen und neben den elysäischen Feldern hat auch Pluto sein Reich mit allen seinen Ungeheuern eröffnet. Den Göttern sind hier Tempel, den Philosophen Griechenlands Einsiedeleien und selbst den Zauberinnen Höhlen erbauet. Man hat nicht bloss das Grabmal des Virgil erneuert, man ist selbst in die grauen Jahrhunderte der Pyramiden Aegyptens zurückgestiegen. Noch mehr! Man glaubt selbst aus den Romanen der Ritterzeiten, aus den Gedichten des Tasso schöpfen zu dürfen und Armide hat hier nicht allein ihren Palast, sondern auch ihre Gärten wiedergefunden. Noch nicht genug! Der Türke erblickt hier seine Moschee und der Chinese seinen Pagoden und sein Dorf. ...“

Die deutschen Fürsten des 17ten und 18ten Jahrhunderts, deren Souveränitätsgefühl in der Schöpfung prächtiger Residenzen ihren sichtbarsten Ausdruck fand, sahen zumeist im Versailler Schloss und dessen Park, der bekanntlich den grossen Gartenkünstler Le Nôtre zum Schöpfer hatte, das nachahmenswerteste Vorbild. Le Nôtre's Ruf drang bald über den Rhein und von ihm wie von seinen Schülern sind auch die schönsten und bekanntesten deutschen Parkanlagen, die sich ganz an den Versailler Park anlehnten, geschaffen worden wie z. B. Sanssouci bei Potsdam und Herrenhausen in Hannover, ferner Schwetzingen bei Mannheim. In Wilhelmshöhe findet sich eigentlich in der Bergarchitectur, in den Schmuck- [153] und Zweckbauten sowie in den Gartenanlagen eine glückliche Mischung der verschiedensten Stilarten vor. Der vorhandene Hochwaldcharakter des Parkgebietes verhinderte eine zu akademisch-schematische Anwendung des Versailler Parkstiles, der doch bei seinen mehr oder weniger glücklichen Nachbildungen vor einer gewissen Erstarrung nicht bewahrt blieb. Im Wilhelmshöher Park gehen die gärtnerischen Anlagen, also der eigentliche Kunstgarten, gewissermaßen organisch in freundliche Waldlandschaftsbilder über und bieten somit dem

schönheitslüsternen Auge und der für Naturgenüsse besonders aufgeschlossenen Seele etwas Erfrischendes und Befreiendes. Die Physiognomie des gesamten Parkes hat sich wohl seit hundert Jahren nur unwesentlich geändert, soweit natürlich nicht der Landschaft durch die inzwischen mächtig herangewachsenen Baumgruppen ein anderer Charakter aufgeprägt wurde. Unter König Jérôme und den späteren Kurfürsten sind kaum noch nennenswerte Neuschöpfungen entstanden. Aber man würde dem König Jérôme Unrecht tun, wenn man nicht die einzige Schöpfung, die Wilhelmshöhe ihm wirklich verdankt, verschweigen wollte. Seinen spielerischen Neigungen getreu bleibend, schuf er nördlich vom Schlosse zwischen demselben und dem jetzigen Schlosshotel eine kleines Theater, das er durch den sogenannten chinesischen Gang mit dem Nordflügel des Schlosses verbinden liess. Dieser aus buntfarbigen Glaswänden bestehende Gang, der mit allerhand Spielereien, Volieren, Springbrunnen, Teppichen und Blumenschmuck geziert war, liess der aus der Verbannung zurückkehrende Kurfürst Wilhelm I. bald wieder verschwinden, während der kleine Theaterbau noch heute vorhanden ist. Nur wurde in späterer Zeit dort kaum noch Komödie gespielt. Um das Jahr 1828 fand der Bau Verwendung als Ballhaus, später wurde er für gottesdienstliche Zwecke verwertet, ja, die kaiserliche Familie soll auch darin bei ungünstigen Wetter Tennis gespielt haben. Als Wilhelm I. noch Landgraf war, entstand, etwa um 1793 der prächtige Waldwassersturz, nach seinem Schöpfer der „Steinhöfer’sche“ Wasserfall genannt. Seine Zeitgenossen nannten Steinhöfer den „Wassergott“, der die Wassergeister zu beschwören wusste. Nach Paul Heidelbach, dem Historiker von Wilhelmshöhe, sind es die Namen Guernieri, du Ry, Jussow und Steinhöfer, die mit den interessanten baulichen Schöpfungen in diesem Hochwaldparadiese untrennbar verbunden sind, aber für die originelle Gestaltung der einzigartigen Wilhelmshöher Wasserkünste gebührt der Haupttriumph allein dem Italiener Giovanni Guernieri und Karl Steinhöfer und keiner als gerade der Letztere hat es so prächtig verstanden, die künstlichen Waldwasserstürze ganz an die Natur anzulehnen und zwar in einer Weise, dass man bei seinen wesentlichen Schöpfungen (Steinhöfer’scher Wasserfall, Teufelsbrücke und neuer Wasserfall) den Eindruck des künstlich Geschaffenen wirklich ganz verliert. Wer weiss, ob ohne die aufopfernde Arbeit dieses schlichten, aber doch genial begabten Mannes, der drei Landesfürsten treu gedient hat – zuerst als einfacher Brunnenknecht, dann als Brunnenleiter über die herrschaftlichen Röhrenstränge, hierauf als Brunneninspector auf dem Karlsberg und schliesslich im Jahre 1823 mit dem Titel „Inspector der Wasserkünste“ belohnt – uns die ursprünglichen Anlagen, also ganz abgesehen von seinen eignen Schöpfungen, erhalten worden wären. Klein von Figur, den Kopf mit gepuderter Frisur und Zopf bekleidet mit einem langschössigen Rocke und in der Hand das wehende weisse Tuch, so sieht man ihn auf einem in der Löwenburg hängenden Ölbilde abgebildet, in der Tat eine possierliche originelle Gestalt. Die anschauliche Schilderung, die ein Zeitgenosse, der frühere Akademiedirector, Maler und Schriftsteller Ludwig Sigismund Ruhl in seinen Erinnerungen aus Kassels Vergangenheit von dem in Kassel ausserordentlich populär gewesenen Karl Steinhöfer gibt, ergänzt das über ihn bereits Gesagte in vorteilhafter Weise: „... Sein Anzug wie sein ausgeschauelter dreieckiger Hut, aber mehr noch sein beim Verlust des Haares immer dünner werdendes Zöpfchen trotzten dem Wandel der Mode, wie denn auch alles, was nicht zu den Wasserwerken gehörte o-[154]der damit in Verbindung stand, seinen Geist unbewegt liess. Dennoch war Steinhöfer für Einheimische wie Fremde ein bedeutender Mann, er war der Neptun von Wilhelmshöhe, der

Beherrscher der springenden Wasser. Und gar mancher, der den Anblick des Aquäduces, der Teufelsbrücke u.s.w. nicht versehen wollte, hat Sonntags dort zwischen den grünen Gebüschten sein von der anstrengenden Tätigkeit rot erhelltes Gesicht gesucht. ...“

An seine Arbeitsstätte ist Steinhöfer bis in sein hohes Alter täglich zu Fuss hinaufgepilgert und erst als dem alten Manne die tägliche Wanderung von seiner Wohnung in der Marktgasse bis zum Schloss hinauf zu beschwerlich und einfach nicht mehr möglich war, soll ihm der Kurfürst Wagen und Pferd geschenkt haben. Im Alter von 83 Jahren ist er gestorben. Von hohen Buchen beschattet liegt der Steinhöfer Wasserfall an einem Hange des Hüttenberges, der auf den von der Löwenburg zum Herkules sich hinziehenden Hauptwege herunterführt. Über ein steinmeerartiges Gelände aus vielen Felsen, vielfachen Klippen und Rinnen stürzt wildschäumend das Wasser herab und wirkt auf diese Weise so natürlich, dass man kaum ahnt, dass auch hier eine Künstliche Anlage geschaffen wurde. Selbst noch als 79jähriger Greis gab Steinhöfer einen bewunderungswürdigen Beweis seiner Schöpferkraft, als unter seiner Leitung im Jahre 1826 der Neue Wasserfall geschaffen wurde. Zunächst verlangte der Kurfürst von Steinhöfer einen Bauplan der Anlage. Jedoch in Ermangelung jeglicher technischer Vorbildung konnte Steinhöfer dem Kurfürsten keinen liefern. Dafür zeichnete er ihm aber mit seinem Stock, der überhaupt sein Universalgerät bei allen Messungen der Röhren und Steine war, die von ihm in Aussicht genommene Anlage in den Sand. Über künstlich an einer Bergwand aufgetürmten Quarzfelsen stürzen hier die Wasser in einer Breite von 16 m und aus einer Höhe von mehr als 40 m in die Tiefe. Von einer Felsenstufe zur anderen, von denen jede wieder als ein Wasserbassin ausgebildet ist, bahnt sich das Wasser seinen Weg. Gestrüpp und Baumwuchs an den Felsen sowie wildwachsende Wasserpflanzen in den Sammelteichen verleihen dem Ganzen einen romantischen Charakter und trotz der künstlichen Anlage kommt vielleicht dieser Wasserfall der Naturwahrheit am nächsten und entspricht noch am ehesten dem modernem Naturempfinden. Äusserst naturwahr wirkt auch die schon gegen Ende des 18ten Jahrhunderts von Jussow unterhalb der Löwenburg zwischen der Fontäne und dem Lac unter geschickter Anpassung an das Park und Waldgelände kaskadenartig geschaffene Wasserfallanlage. Angesichts des grossen Wasserreichtums des Habichtswaldes fliesst hier das Wasser fast das ganze Jahr und ehe es sich in den Lac ergiesst, bildet der dauernd fliessende, einem Wildbach gleichende Wasserstrom der sich auch manchmal gabelt, kleine Teiche. In einem dieser Teiche liegt die reizende Roseninsel mit der wundervollen uralten Eiche, dessen schützendes Gezweige vielleicht von manchem galanten Abenteuer Jérômes zu erzählen weiss. Das Element des Wassers, ein Stoff, der zu unendlichen Gestaltungsmöglichkeiten reizt und dem Formtrieb der menschlichen Phantasie immer wieder die interessantesten Aufgaben stellt, feiert in Wilhelmshöhe wirklich seine höchsten Triumphe und wie die berühmtem Wasserkünste schon viele Generationen ergötzt haben, so unterliegt auch heute noch jeder, der sie zum ersten Male spielen sieht, ihrem Stimmungszauber. Den flüchtigen Besucher, der Wilhelmshöhe vielleicht nur an den Tagen sieht, wo die berühmten Wasserkünste spielen und diesen sein Hauptinteresse zuwendet, erschliessen sich kaum die geheimen Parks Schönheiten. Wenn ich jetzt aus der Ferne, sozusagen auf den Schwingen der Erinnerung, den Park im Geiste durchwandere, wird es mir wirklich schwer zu sagen, welche Plätze ich besonders bevorzuge, denn fasst an jeden Fleck knüpfen sich liebe Erinnerungen an anmutige, idyllisch und romantisch wirkende Landschaftsbilder, die sich

auf meinen schier zahllosen Spaziergängen durch den Park sich unauslöschlich in mei-[155]ne Seele eingegraben haben. Wie verschieden blickt doch der Mensch in die Natur! Wie differenziert ist auch hier der Geschmack der Menschen! Liebt der eine vorwiegend die Idylle, so wird der andere wieder mehr durch grossartige Szenerien gefesselt. Sagt dem einen schon die Betrachtung schön gewachsener, durch ihre Structur besonders auffallende Baumgruppen genug, so verliert sich der andere, den Blick auf die Erde gerichtet, in der betrachtenden Anschauung der Fauna und Flora, sich an den einzelnen Gebilden der Natur erfreuend und sie in seinem Geiste zerlegend. Aber mit welcher Geschmackseinstellung man auch den Park durchschreiten mag, überall wird der Blick und das Naturempfinden gefesselt, überall findet das Auge Behagen und Freude. Alle die herrlichen Parkwege in ihrer ganzen charakteristischen Schönheit zu beschreiben, erfordert die grosse Ausdruckskraft einer dichterischen Sprache, die mir leider versagt ist. Aber einiger meiner Lieblingswege will ich doch gedenken und auf ihnen möge der Leser mir folgen.

Strebt man von der Mulangseite hinauf an den jetzigen Tennisplätzen vorbei und betritt den Weg, der rund um den Lac, an dessen Stelle zur Zeit des Klosters Weissenstein sich Fischteiche befanden, führt, dann geniesst man gleich nach wenigen Schritten eins der grossartigsten Parkbilder, dessen Schönheit in Worten kaum eindrucksvoll geschildert werden kann. In jeder Jahreszeit bei sonnigen, ja, selbst bei sehr stürmischen Wetter, wenn die Wolken zerrissen und geballt am Himmel dahinjagen oder auch abends und nachts beim Lichte des fahlen Mondes habe ich, stets von Neuem entzückt, meinen Blick über den Lac nach der gewaltigen Waldwand, vor der das gerade von hier aus imposant wirkende Schloss liegt und über welche dann in weiter Ferne das Octogon mit dem Herkules aufragt, hinschweifen lassen. Unzählige Male ist gerade dieser Bild gezeichnet, gemalt und photographiert worden, ohne dass auch die besten Bilder nur eine annähernde Vorstellung von der Wirklichkeit zu geben vermögen. Die durch das Farbenspiel der Natur in den verschiedenen Jahreszeiten geschaffenen und stets wechselnden Reize sowie überhaupt die Wirkung der Zauberin Sonne sind in ihrem ganzen Umfange durch höchste menschliche Kunst nicht darstellbar. Nicht minder reizvoll ist auch der Blick von der oberen Terrasse des Schlosses über den Lac in die Ferne. Aber wie zauberhaft wirken die Bilder, die sich auftun, wenn man durch die flachgewölbten Durchfahrten des Schlosses nach der Waldseite hin schreitet. Von der Gewalt der sich hier erschliessenden Bilder wird man geradezu gepackt. Geht man zu dem Südostflügel des Schlosses, dann lugt im Hintergrund, wenn man durch herrliche Tannen und Buchen sowie über Felsgrotten und kleine Wasserfälle, jene schon erwähnten sog. Jussow-kaskaden, hinwegblickt, die Turmseite der Löwenburg hervor. Dieser Fleck, von dem aus man diesen Durchblick gewinnt, war übrigens auch ein Lieblingsplätzchen der früheren Kaiserin, die auch gern unweit von diesem Platze in der sogenannten Hortensienlaube Theegesellschaften gab, einer schon von den Kurfürsten gepflogenen Sitte weiter huldigend. Der Aufstieg zu dem Südostflügel des Schlosses von der Mulangseite her auf einem von interessanten, wie Pinien anmutenden Koniferen umsäumten Felsenpfade gemahnt geradezu an Böcklin'sche Romantik. Auch der Weg nach der Löwenburg am früheren Wiederhold'schen Sanatorium vorbei ist reich an malerischen Fernblicken, insbesondere wenn man über die Talsenkung, in der das Haus des Obergärtners Michel, wie in einem stillen Frieden eingebettet liegt am Horizont in weiter Ferne die Waldberge verschwinden sieht. In das saftige Wiesengrün bringt eine prachtvolle, nach allen Seiten weit

ausladende und daher die ganze Waldwiese beherrschende Blutbuche mit ihrem leuchtenden Rotbraun in ungemein wirkungsvoller Kontrastierung einen frohen Farbakzent hinein. Steht man dann nach dem kurzen Aufstieg vor der Löwenburg auf dem Turnierplatz, [156] da reckt sich in mächtigen Schwunge der herrlich bewaldete und von schönen Waldwiesen unterbrochene Hüttenberg auf, über den am Asch, einem kleinen malerisch gelegenen Waldsee vorbei in bequemen Aufstieg man zum Octogon mit dem Herkules gelangen kann. Von der Löwenburg führt auch ein beliebter Spaziergang quer durch den Hochwaldpark, an dem Birkenhäuschen – der einstigen Eremitage des Sokrates – vorbei. Von diesem Birkenhäuschen, einer an sich wenig einladenden Waldhütte inmitten des Waldfriedens genießt man durch eine Waldlichtung hindurch einen entzückenden Blick in das Kasseler Tal. Koniferen, Laubhölzer und junge Birken umrahmen kulissenartig diese Waldlichtung und besonders reizvoll ist der Durchblick auf einen grossen Teil der Stadt mit den im Hintergrunde verblauenden Bergen, wenn der Sonne Gold über die Landschaft ausgegossen ist. Der besondere Reiz so vieler Spaziergänge durch den sich weit ausdehnenden Park liegt ja gerade darin, dass sich die verschiedenen Ausblicke in das Kasseler Becken dem Auge stets in einem anderen Rahmen darbieten. So hat fast jede Szenerie ihr eigenes Relief und man erlebt immer neue Wunder an Stimmungen bei diesen Wandelbildern. Auch die Gegend um den neuen Wasserfall herum ist besonders als Parkszenerie und Waldlandschaft überaus eindrucksvoll und geht man dann in der Richtung nach Wilhelmstal weiter, so wird man wieder durch schöne Fernblicke über das Kassler Becken hinweg nach den bewaldeten Höhenzügen im Hintergrund gefesselt. Was dem grössten Teil des Wilhelmshöher Parkes einen ganz unvergleichlich intimen Reiz verleiht, das sind die selten schönen Exemplare einzelner Bäume und nicht minder die prächtigen Baumgruppen, die in den eigentlichen Buchenwald einst hineingepflanzt wurden. Ist schon der Park in dieser Hinsicht wie auch wegen der vielen seltenen Pflanzen, die er birgt, eine wahre Fundgrube für den Botaniker, so ist er für den weniger botanisch Eingestellten, aber mehr mit dem Auge des Malers Sehenden ein wirkliches Labsal im Frühling Sommer und Herbst. Schon im Jahre 1777 unter Landgraf Friedrich II. sind amerikanische und asiatische Gehölze der verschiedensten Art nach Wilhelmshöhe verpflanzt worden. Inzwischen sind mehr als 150 Jahre vergangen und die einstigen Pflänzlinge sind zu ehrfurchtgebietenden Baumrecken herangewachsen. Meine botanischen Kenntnisse waren von jeher recht mangelhafte, aber sie reichten doch aus, um neben wunderbar gewachsenen Tannen, Fichten und Lärchen, wie man sie auch sonst viel in deutschen Wäldern antrifft, auch Platanen, Ulmen, Eichen und Tulpenbäume von herrlichem Wuchse zu entdecken. Wenn man noch der farbenfrohen Blutbuche, die in vielen Prachtexemplaren im Parke zerstreut vorkommt, gedenkt, kann man sich vorstellen, wie das in allen hellen und dunkeln Nüancen schimmernde Grün des Laubes im Frühling und Sommer mit den weissen und bunten Farben der Blüten und dem in einer prächtigen Skala abgetönten Rot der Blutbuche zu Farbenakkorden von wundersamer Wirkung zusammenklingt. Im Herbst aber, wenn schon jeder Wald in seiner Farbenpracht des Menschen Herz erfreut, steigert sich dieselbe in Wilhelmshöhe zu einer wahren Farbenorgie. Ja, wenn im Herbst am Firmamente die glühende Sonne heraufzieht, durch den Herbstnebel sich durchkämpft und ihre Strahlen, insbesondere die Kastanien und den Ahorn treffen, dann entsteht ein wahrer Flammenzauber im Parke, so dass man meinen könne, der Park brenne. Die vielen fremdländischen Hölzer, die sich in Wilhelmshöhe vereinigt finden, tragen

eine geradezu exotische Note in den Zauber dieses Waldparkes hinein. In unserer Landschaft sieht man sicherlich nur selten die durch gärtnerische Kunst gezogene, kirchturmartig in die Lüfte ragenden Pyramideneichen, ebenso die Weymutskiefer, aber auch der aus wärmeren Zonen stammende Mammutbaum aus Kalifornien und die Zeder aus dem Atlas, die in imposanten Exemplaren vertreten sind, haben sich anscheinend ausgezeichnet akklimatisiert. Durchschreitet man im Februar das Treibhaus, wo dir Azaleen und Kamelien in den herrlichsten Farbennüancen blühen und diese Blütenpracht, die zu geniessen die Kassler Blumenfreunde in grossen Scharen herbeilockt, dann befällt ein Frühlingsrauh die Besucher, das ihnen die Brust neu schwellt. Im Sommer wird nun dieses Gewächs-[157]haus entleert und die wertvollen Palmen, die es birgt, werden in der Nähe desselben aufgestellt, um sie der weichen Sommerluft auszusetzen. In diesem Teil des Parkes geht man dann im Sommer geradezu unter Palmen und man könnte wirklich meinen, sich in einem Parke Brasiliens oder eines anderen tropischen Landstriches zu befinden. Fast jeder Besucher von Wilhelmshöhe wird selbst wenn ihm die Seltenheit der verschiedenen von mir erwähnten Baumarten nicht besonders auffällt, aber einer besonders schönen Baumgruppe, die vor dem Treibhaus steht, staunende Bewunderung entgegenbringen. Hier wird er auch von seinem etwaigen Begleiter über die Seltenheit dieser Bäume belehrt denn wohl jeder Kasseler kennt diese einst von ihrem Landgrafen Friedrich II. nach Wilhelmshöhe aus China oder Japan gebrachten Fremdlinge. Es sind drei zu einer Gruppe vereinigte stattliche Exemplare der in Deutschland nur selten vorkommenden *Gingko Biloba*. Ein meiner Gattin und mir bekannt gewesener Naturforscher und Schriftsteller aus Neigung, der frühere Apotheker Dr. h. c. Hermann Schelenz, der mehrere Jahrzehnte in Kassel lebte, jetzt aber schon viele Jahre verstorben ist und aus der Heimatstadt meiner Frau aus Rendsburg stammte bzw. vorher dort lebte, ist geradezu der Historiker dieses in unseren Gegenden überaus seltenen Baumes geworden und ihm folge ich im Wesentlichen, wenn ich nun Näheres über diesen sonderbaren „Heiligen“ unter den Wilhelmshöher Baumkollegen berichten will. Schelenz nennt ihn den „japanischen Heiligen im Park“. Zuerst brachte ein Arzt aus Lemgo Engelbert Kämpfer, der in den Jahren 1683-94 als holländischer Schiffsarzt eine Forschungsreise nach Persien, Ostindien, Zeylon, Java und Japan machte, Kunde von dem in botanischer Hinsicht besonders interessanten Baum nach Europa. In Japan sollen diese Bäume bis 30 m hoch werden und – was kaum glaublich erscheint – ein Alter bis zu 2000 Jahren erreichen. In Japan und China sind Tempelstätten von diesen beinahe als heilig angesehenen Bäumen umgeben. Die Baumgruppe vor dem Treibhaus soll im Jahre 1781 gepflanzt sein, also wahrscheinlich auch unter dem Landgrafen Friedrich II. Was macht nun gerade diesen *Gingko Biloba* so auffallend und interessant? Das Auge des Beschauers wird allein schon durch den prächtigen Wuchs der Bäume gefesselt. Steil streben die mit Blättern buschig besetzten Aeste in die Höhe in einem grösserem Winkel, als man es sonst von Laubbäumen gewohnt ist, denn, obwohl der *Gingko* den Koniferen zugeteilt wird, trägt er – und hierin beruht seine botanische Seltenheit – statt Nadeln Blätter und erweckt so den Eindruck eines richtigen Laubbaumes. Gleichzeitig trägt er aber auch Zapfen und soll als Blätter und Zapfentragende Konifere der letzte noch lebende seiner Art sein. Interessant ist auch was Bölsche in seiner „Entwicklungsgeschichte der Natur“ über diesen seltenen Baum sagt: „Obwohl ein echter Verwandter unserer *Taxus*pflanzen kann der *Gingko* mit seinen lichtgrünen, seltsam doppellappigen Laubblättern kaum als Nadelholz bezeichnet werden und nicht

mit Unrecht glaubt man sich bei seinem Anblick über so viele Jahrmlionen hinweg noch einmal in die Zeit versetzt, da die Grenze zwischen den zarten breiten Wedel des Farnkrautes und der starren Nadel der Konifere eine schwimmende war. ...“ Ich war früher immer der Meinung, dass fast nur in dem Wilhelmshöher Park diese Baummerkwürdigkeit zu finden ist und sonst nirgends in Deutschland. Dass dies nicht der Fall ist, erfuhr ich zuerst schon durch Schelenz, der nachwies, dass auch im Garten des Goethehauses in Weimar ein Gingko stehen soll, den Goethe selbst aufgezogen hat. Es ist zu begreifen, dass gerade Goethe, dessen Naturstudien sich bekanntlich auch auf die Metamorphose der Pflanzen konzentrierte und bei dem sich schon der Entwicklungsgedanke regte (nämlich die Idee, dass aus einem zwei werden d. i. aus einer Urform zwei divergierende Formen hervorgehen könnten) diesem merkwürdig geformten Koniferenblatte ein ganz besonderes Interesse zuwandte, das – wie wohl die wenigsten wissen dürften – sogar eine bei ihm durchaus verständliche dichterische Erklärung in seinem westöstlichen Divan gefunden hat. An Suleika Marianne von [158] Willemer, die sein Herz und seinen Sinn damals gefangen nahmen, sandte Goethe im Jahre 1815 ein wie aus zwei untrennbar einander zugesellten Blättern entstandenes oder in zwei Hälften auseinanderstrebendes Blatt seines Gingko und seine Phantasie, die ihm in dem Blatte sein Verhältnis zur Geliebten vor Augen führte, gab seinen Gefühlen in den folgenden Versen den dichterischen Ausdruck:

Dieses Baumes Blatt, der von Osten
Meinem Garten anvertraut,
Gibt geheimen Sinn zu kosten
Wie's den Wissenden erbaut.

Ist es *ein* lebendig Wesen,
Das sich in sich selbst getrennt?
Sind es zwei, die sich erlesen,
Dass man sie als *eines* kennt?

Solche Frage zu erwidern,
Fand ich wohl den rechten Sinn.
Fühlst Du nicht an meinen Liedern,
Dass ich eins und doppelt bin?

Blieb der Gingko eine Seltenheit auf deutschem Boden, so war er aber doch häufiger anzutreffen, als ich ursprünglich annahm, denn später fand ich ihn im Schlosspark in Heidelberg, ja, sogar in einem recht schönen Exemplar in einem kleinen Parke, der früher einem reichen Engländer gehörte, dicht bei meiner Wohnung in dem Heidelberger Vorort Handschuhsheim a. d. Bergstrasse. Ohne Frage sind aber die Gingkos im Wilhelmshöher Park die ältesten in Deutschland und sicherlich kommen diesen Patriarchen, wie sie in stolzem Wuchse und trotz ihrem Alter noch in voller Jugendfrische in den Himmel ragen, die anderen nicht nahe. Stetes Entzücken bereitete mit auch in jedem Frühjahre die mächtige Trauerweide an dem Brunnen gegenüber dem Marstalle, wenn ihr hellgrünes

Blätterkleid wie ein weiter seidiger Mantel über dem Brunnen herunterhängt. Schier unermesslich erscheint die Pracht der sich überall im Parke hochwölbenden Bäume. Mögen es die stolzen Kastanien auf der Nordseite des Schlosses, die wundervollen Baumgruppen am neuen Wasserfall sein, unter deren herrlichen, halbrunden Blätterdache man sich wie in einer Kirche wähnt oder mögen es die mächtigen Baumgruppen sein, über deren gewaltigen vielfältig gestalteten Kronen unser Blick von der Ostfront des Schlosses in der geraden Linie der Wilhelmshöher Allee bis in das Herz der Stadt hingeleitet! Auf der Westfront des Schlosses stehend, konnte sich mein Blick niemals satt genug trinken an dem saftigen Grün der weiten Rasenflächen mit ihren auserlesenen Blumenparterres, mit den lieblichen Parkszenarien, besonders in der Nähe der grossen Fontäne, den in bunten Farben strotzenden Blumenarrangements an den Seitenflügeln des Schlosses. Wenn dann der Blick durch die grosse Schneise in der Mitte des Waldhintergrundes hinaufklettert zu dem Riesenschloss mit dem auf der Keule ruhenden, in die weiten Lande blickenden Herkules, dann kann man eben nicht umhin, die überaus sinnige Verschmelzung von Kunst und Natur, wie man sie hier wie überall im Parke wahrnimmt und die künstlerischen Schöpfungen, wie sie sich in den vielen Bauten der früheren Landgrafen und Kurfürsten dokumentieren, einfach bewunderungswürdig zu finden, dann erkennt man auch heute noch die innere Berechtigung des den Kasselern nur zu bekannten Ausspruches des Dichters Klopstock, der Wilhelmshöhe sah, als die Parkidylle noch vorherrschte und die Bauten sich vielleicht noch reizvollen in den Gesamtrahmen einfügten: „... Mein Gott, welch' einen schönen und grossen Gedanken hat Euer Fürst da in Gottes Schöpfung hineingeworfen!“ In dem vierten Band der Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen von Weber „Demokritos“ die im Jahre 1828 erschienen sind, findet man schon eine enthusiastische Würdigung des Wilhelmshöher Parkes, die noch heute ihre volle Geltung behält. Dort heisst es: „... Ganz Deutschland vielleicht ganz Europa bietet nichts Herrlicheres. Was sind alle englischen Parks gegen diesen Naturpark? Was die steifen holländischen die gezierten französischen Gärten des stolzen Franzosenkönigs Ludwig XIV., was die verwahrlosten Villen Italiens gegen dieses Wilhelmshöhe? Selbst Wörlitz, Ludwigslust und andere berühmte deutsche Gärten ermangeln dieser Bergpartien. Alle Wasserkünste, die ich sah, z. B. zu Herrenhausen und St. Cloud müssen die Segel streichen vor den Wasserkünsten in Wilhelmshöhe. Wir haben hundert englische Gärten in Deutschland – aber es gibt nur eine Wilhelmshöhe. ...“

Dem bekannten Kunstschriftsteller Cornelius Gurlitt entlockte der Wilhelmshöher Park mit seinen architectonischen Anlagen ein Urteil, das aus sachkundigem Munde schwerer wiegt als alle Ausbrüche der Begeisterung eines wenn auch warm empfindenden Laien: „... man braucht den Geist dieser Anlage nur mit modernen Denkmälern zu vergleichen, um zu erkennen, welch' gewaltiges Gestaltungsvermögen der autokratischen Herrschaft und welche weitschauende Planung den Künstlern jener Zeit eigen war. Die ganze Anlage steht unzweifelhaft über jener der französischen und italienischen Gärten. Versailles und Caserta sind alle mit in Vergleichung zu ziehen, aber sowohl hinsichtlich der räumlichen Ausdehnung, wie namentlich in Bezug auf die dem Gedanken inwohnende Kraft steht Wilhelmshöhe über jenen beiden, in der Ebene eingezeichneten und daher in ihrer Gesamtheit unübersichtlicheren Gartenwerken.“ Ja, selbst König Jérôme, dem man gewiss nicht allzu grosse Versenkung in Natur- und Kunstschönheiten wird nachsagen können, konnte trotz allem Nationalstolze nicht den Ausruf unterdrücken, dass man über Wilhelmshöhe sogar Saint Cloud

vergessen könne. Und da kann ich ihm aus eigener Anschauung beipflichten. Ich habe mehr als 8 Wochen dicht am Parke von St. Cloud gewohnt und oft mich in diesem an sich sehr schönen Parke, der mir wegen seiner Urwüchsigkeit viel besser gefiel als der in seinem Hauptteilen zu gekünstelt und in der Gartengestaltung zu steif angelegten Versailler Park ergangen, aber trotz mancher Ähnlichkeit mit Wilhelmshöhe schien er mir nur wie ein schwacher Abglanz dieses Hochwaldparkes.

Nun sind schon mehr als zwei Jahrhunderte dahingegangen und immer noch wandeln auf entzückenden Parkwegen und lieblichen Waldpfaden erholungsbedürftige, naturliebende Menschen, immer von Neuem bezaubert von all den Schönheiten, wie sie hier Natur und gärtnerische Kunst in verschwenderischer Fülle darbieten. Vielleicht mögen es in allerfrühesten Zeiten nur vornehmlich die Fürsten, der hohe Adel und die ganze höfische Umgebung gewesen sein, die den Park für sich allein in Anspruch nahmen. Die „misera plebs“ hatte damals nur an besonderen Festtagen Zugang zu dem Parke. Insbesondere unter dem Landgrafen Friedrich II. war der Park in jedem Sommer der Schauplatz prunkvoller Feste im Stile jener von Versailles und in der Entfaltung höfischen Glanzes wird dieser Landgraf der ephemeren Erscheinung des König Jérôme kaum nachgestanden haben. Unter den sehr sparsamer lebenden Kurfürsten und auch unter preussischen Regime war und blieb Wilhelmshöhe die gern aufgesuchte Sommerresident der Fürstlichkeiten. Wie in Sanssouci noch viel von dem Geiste einer Persönlichkeit, von dem historischen Format eines Friedrich des Grossen lebendig ist, und diesem Parke ein individuelles Gepräge verliehen hat, so tritt man auch in Wilhelmshöhe auf historischen Boden. Dabei braucht man natürlich nicht in erster Linie an Jérôme zu denken, denn seines Geistes Hauch ist eigentlich blutwenig zu verspüren. Ihm ist ja nur der geschichtliche Ruhm geblieben, während seines siebenjährigen Königstraumes aus seiner Residenz Kassel und Wilhelmshöhe, welch' letzteres er bald in Napoleonshöhe umgetauft hatte – man sieht am Schlosse noch heute die Löcher, die geschlagen werden mussten [160] um der Höhe das Wort „Napoleon“ anzuhängen – ein Klein Sardanapal gemacht zu haben. In neuerer Zeit sind verschiedene gute Bücher entstanden, die sein Treiben und das seines Hofes sehr anschaulich schildern. Vielleicht hat sogar der interessante Gegenstand die Geschichtsschreiber manchmal verlockt, sich mehr als Geschichtsschreiber zu betätigen. Nicht alles mag buchstäblich wahr sein, was von Jérômes Sünden erzählt wird. Das Klatschbedürfnis war zu allen Zeiten gross und auch der Hofklatsch stand überall stets in üppigster Blüte. Oft waren dies vielleicht die einzigen Quellen, aus denen manche Geschichtsschreiber schöpften. Jérôme wird von der einen Seite als ein mit allen Untugenden belasteter Fürst geschildert, von anderer Seite jedoch wieder als Mensch sehr in Schutz genommen, so dass tatsächlich sein Charakterbild in der Geschichte schwankt. Jérômes Vorliebe für pikante Scherze ist indessen unbestritten. Manchmal, wenn ich um den Lac herumschritt, hätte ich gern wissen mögen, an welcher Stelle wo der Bretterverschlag des Damenbades gestanden haben mag, das Jérôme sich von dem Baumeister Bromeis so hatte bauen lassen, dass es ihm möglich war, durch einen besonderen Kunstgriff die entkleideten Schönen beim Baden zu überraschen. Die auf diese Weise überfallenen Hofdamen sollen sich dann später auf andere Art an ihm gerächt haben. Gewiss kommt diesem und anderem würdelosen Treiben des königlichen Emporkömmlings, keine weltgeschichtliche Bedeutung zu, aber mutet es nicht gleichsam wie eine Ironie der Weltgeschichte an, dass das gleiche Schloss Wilhelmshöhe, in dem Jérôme, wenn auch nur wenige Jahre, als Herrscher und Gebieter weilte, etwa 60 Jahre später

während 6 ½ Monate seinem Neffen, den doch noch zu grösserer Bedeutung gelangten Napoleon III. als Kriegsgefangenen beherbergte? Ja, in dem stillen Park von Wilhelmshöhe verspürte man die letzten Zuckungen des bereits in Agonie liegenden zweiten Kaiserreiches Frankreichs. Hier spielte sich sozusagen die letzte Phase des politischen Lebens des letzten von seiner Höhe gestürzten Napoleoniden ab. Am 4. Septb. 1870 war in Kassel an den Oberpräsidenten ein Telegramm aus dem kgl. Hauptquartier eingetroffen: „Französische Armee gestern bei Sedan kapituliert. Schloss Wilhelmshöhe Kaiser Napoleon als Wohnung angewiesen, wird in den nächsten Tagen unter Führung des Generals von Boyen dort eintreffen. Kaiser am Bahnhof als Souverän zu empfangen. König empfiehlt alle égards. Publikum vom Bahnhof und der nächsten Umgebung des Schlosses fernzuhalten. Allen berechtigten Wünschen des Kaisers nachzukommen. Publikum auf angemessene Haltung diesem gegenüber aufmerksam zu machen. Nachricht über Tag und Stunde der Ankunft wird noch erfolgen.“

Am 5. Septb. 10 Uhr abends kam der Kaiser mit grossem Gefolge per Extrazug an. Ein weiterer Extrazug, der einige Stunden später folgte, brachte einen gewaltigen Tross von Pferden, Stallmeistern und sonstigen Bediensteten. Zum Empfange Napoleons, in dessen Begleitung sich unter Anderen die Generäle Le Douay und Lebrun befanden, waren auf dem Bahnhof Wilhelmshöhe die obersten Zivil- und Militärbehörden erschienen. Jetzt stand Wilhelmshöhe wirklich im Brennpunkt des politischen Interesses. Auch der Park erlebte ein Stück Weltgeschichte. Der Kasseler Volkswitz brachte die Wendung im Geschehe Kaiser Napoleons, die später die Ausrufung des Königs von Preussen zum deutschen Kaiser zur Folge hatte, auf den Namen des Schlosses anspielend auf die kurze Formel des Wortspiels: „Wilhelm’s Höhe zu Napoleon’s Erniedrigung.“ – Napoleon der schon als kranker Mann nach Wilhelmshöhe kam, konnte mit dem ihm als Kriegsgefangenen zugewiesenen Aufenthaltsort wohl zufrieden sein. Wie wohl wenigen bekannt sein dürfte, war er übrigens schon in seiner frühesten Kindheit einmal in Wilhelmshöhe, als er zum Besuche seines Onkels Jérômes dort weilte. Im Schloss hing auch das Bild seiner toten Mutter Hortense und es mag dem entthronten Kaiser eigenartig berührt haben, hier in der Gefangenschaft unvermutet seine Mutter, wenn auch nur im Bilde, wiederzusehen. Der Tod kam sozusagen dem Leben zu Hilfe und vielleicht [161] gab dieses kaum erwartete Zusammentreffen mit dem Bilde seiner toten Mutter seinen geschwächten Seelenkräften wieder einen neuen Impuls. Auf seinen Spaziergängen durch den Park fand man ihn stets in Begleitung mit seinen die Gefangenschaft mit ihm teilenden Generälen und seiner sonstigen Umgebung und die Kasseler jener Tage, bei denen nun die Neugierde begreiflicherweise entfesselt war, strömten in grösseren Scharen als sonst hinauf zum Schloss, um die ungewohnten Gäste, soweit die Absperrungsmaßnahmen es ihnen ermöglichten, zu erblicken. Die vorbildliche Disziplin der Deutschen, die sich genau an die Absperrungsvorschriften hielten, fand bei den Franzosen allgemeines Erstaunen, wie es auch aus einem Zeitdokument hervorgeht. Der Graf Fleury, der die „Memoiren der Kaiserin Eugenie“ herausgegeben hat, sagte in diesem Werke hierüber Folgendes: „... Tag für Tag sammelte sich in Wilhelmshöhe zwischen der grossen Treppe des weitläufigen Schlosses und des Hotels Schombardt eine ganze Menge von Deutschen an, um den gefangenen Kaiser zu sehen, von dem man so viele Märchen und unfassliche Geschichten erzählt hatte. Ein Seil, das quer über die zu der grossen Auffahrt führende Allee gezogen war, wies daraufhin, dass der Zutritt verboten war. Sechs Monate lang und noch länger blieb dieses Seil an derselben Stelle und nicht ein einziges Mal

kam es vor, dass jemand es beiseite schob oder darunter kroch, obwohl an Sonntagen zuweilen mehr als 10000 Menschen einander drängten und schoben, um Napoleon zu Gesicht zu bekommen. Clément Duvernois, der geistreiche Journalist und Politiker des zweiten Kaiserreiches, der damals zu Besuch in Wilhelmshöhe war, sagte einmal zu mir: Dieses Seil hat mehr dazu getan, mich über den deutschen Charakter aufzuklären, als eine ganze Bibliothek von Büchern. Jetzt begreife ich Bismarck's Macht über eine solche Nation. Zeitgenossen, die Gelegenheit hatten, mit Napoleon in persönliche Berührung zu kommen, konnten in seinem Blicke nicht den strengen und grimmigen Ausdruck, den vielfach seine Bilder erkennen liessen, entdecken. Vielmehr fanden sie, dass ein träumerisch umflorter Blick und eine deutlich spürbare Mattigkeit der Augen schon die Schwere des Leidens zu verraten schienen, dem er wenige Jahre später erliegen sollte. Von seiner Verwandtschaft wurde er häufig besucht. Mehrmals besuchte ihn die Herzogin von Hamilton, Tochter der Grossherzogin Stefanie von Baden und Nichte der Kaiserin Josephine. Sie war ihm einst zur Gattin bestimmt. Auch sein Neffe Prinz Joachim Murat war mehrfach zu Besuch auf Wilhelmshöhe und man sah ihn häufig mit Napoleon sich im Parke ergehen. Übrigens wallfahrtete im tiefsten Incognito die Kaiserin Eugenie, die vielfach als eigentliche An-stifterin zum Kriege angesehen wurde nach Wilhelmshöhe, um ihren Gatten wiederzusehen. In einer stürmischen Winternacht kam die einst sehr stolze, jetzt aber gedemütigte Frau in einer Mietskutsche von Kassel nach Wilhelmshöhe, wo sie, schwarz verschleiert, ihren Wagen vor dem Hotel Schombardt entstieg. Nachdem sie eine vom Grafen Monts unterzeichnete Legitimation dem wachhabenden Officier vorgezeigt hatte, wurde sie ehrfurchtsvoll nach dem Schloss geleitet. Sicherlich ist es Napoleon dem Dritten und seiner Umgebung in Wilhelmshöhe nicht schlecht gegangen. Kaum wird er die Gefangenschaft als solche empfunden haben. Der ritterliche Sinn des alten preussischen Königs, des späteren ersten deutschen Kaisers Wilhelm I., liess es nicht zu, dass der ohnedies kränkliche Napoleon sich ungewohnte Entbehrungen auferlegte. So stellte er ihm unter Anderem den nach Wilhelmshöhe entsandten Küchenchef seiner eignen Berliner Hofhaltung zur Verfügung. Nicht minder rücksichtsvoll erwies sich der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm, der an Napoleon ein mit „Officier“ unterzeichnetes Telegramm sandte, worin er ihm anriet, in den Unterhaltungen mit seiner Umgebung vorsichtiger zu sein, da die Wände im Schlosse Ohren hätten und Alles was gesprochen werde, von Spitzeln aufgefangen und dem Hauptquartier berichtet werde. Die deutschen Officiere erhielten strenge Verweise, wenn sie über den gefangenen Kaiser abfällige [162] Bemerkungen machten. Übrigens war Napoleon's Wesen allezeit verbindlich und er schien stets bestrebt, seine Erkenntlichkeit für die ihm zu teil werdende Rücksicht zum Ausdruck zu bringen. Nach dem Falle von Metz kam auch der Marschall Bazaine nach Wilhelmshöhe in Gefangenschaft, in welche ihm auch seine Gattin folgte. Zu welchen bizarren Einfällen ein übertrieben fanatischer Nationalismus gelangen kann, das zeigt eine über Bazaine erzählte Geschichte. Da seine Gattin in Wilhelmshöhe ein Kind erwartete, liess er sich aus Frankreich durch die Vermittlung der deutschen Militärbehörden, die sich auch in diesem Falle sehr gefällig zeigten, in grossen Kisten französische Erde kommen, damit das Kind auf dem so improvisierten Boden zur Welt kam. Unter den Generälen in Napoleons Umgebung war es insbesondere der General Castelnau, ein hochgebildeter Natur- und Kunstfreund, in dem die Schönheiten des Parkes und des Habichtswaldes einen warmen Bewunderer gefunden haben. Wie von ihm erzählt wurde, kannte er

alle schönen Aussichtspunkte, zu denen es ihn immer wieder hinzog. Nicht satt sehen konnte er sich an dem Prachtbau des Schlosses, an den dank dem grossen Koniferenbestande selbst im Winter grünen Parkszenarien auf der Mulangseite und unten am Lac. Mit besonderer Vorliebe besuchte er aber die Löwenburg, dieses Phantasiegebilde eines Herrschers, der die alte Ritterzeit damit wieder-aufleben lassen wollte. Ich kann die Begeisterung des Generals Castelnau für Wilhelmshöhe ihm durchaus nachempfinden und ich würde mich auch gern auf ein halbes Jahr nach Wilhelmshöhe freiwillig in Gefangenschaft begeben. Erst am 19. März 1871 endete Napoleon's Gefangenschaft und an diesem Tage Mittags 12 Uhr verliess er unter militärischen Ehrenbezeugungen mittels Extrazug Wilhelmshöhe, um, vom Grafen Monts geleitet, über Belgien nach England zu reisen, wo er bis zu seinem Tode blieb.

Etwa 5 Jahre vor dem Zeitpunkt, als der sich wieder seiner Freiheit erfreuende Napoleon Schloss Wilhelmshöhe verliess, wo er die Leiden einer Gefangenschaft kaum zu verspüren hatte, wollte es die Ironie des Schicksals, dass sogar der eigne Schlossherr, der frühere Kurfürst Friedrich Wilhelm I. – wenn auch nur für die kurze Zeit bis zu seiner Abführung nach Stettin – in Wilhelmshöhe gefangen gehalten wurde.

Welch' bitteren Gefühle mögen diesen Fürsten, der die tragische Wendung in seinem Geschehisse lediglich seinem Starrsinne zu verdanken hatte, beschlichen haben als er sich in seinem Wilhelmshöhe, der Schöpfung seiner Vorfahren, nun als Gefangener sah und als dann der Augenblick seiner Abführung eintrat, nicht mehr darüber im Zweifel blieb, dass er sein Schloss und seinen Park nie wiedersehen würde. Seine Abführung, die durchaus in einer Form stattfand, wie sie der Bedeutung eines deutschen Fürsten entsprach, verlief doch nicht ohne einen dramatischen Zwischenfall. Einem Augenzeugen, dem Stallmeister a. D. Alban verdankt man einen genauen Bericht darüber. Am 23. Januar 1866 abend 10 Uhr trat der letzte Kurfürst aus dem Schlosse heraus, um einen mit 6 Pferden bespannten Wagen zu besteigen, der ihn zur Bahn bringen sollte. Für seine Begleitung waren zwei Zweispännner vorgesehen. Trotz des Verbotes hatte sich die ganze Hofdienerschaft beim Wagen eingefunden. Als alles zur Abfahrt bereit war, befahl der Major von Griesheim, welcher mit seinem Wagen vorausfuhr, die Abfahrt. Darauf entstand aber ein spannender Augenblick. Der Posten vom Schloss, welcher vorn am Wogen stand, machte sich schussbereit und rief laut „keinen Schritt oder ich gebe Feuer!“ Major von Griesheim, ganz erschrocken, ging auf den vor ihm präsentierenden Posten zu und wollte ihn belehren. Darauf bestieg der Major wieder seinen Wagen und kommandierte abermals „Abfahren“. Doch der Posten tat wieder dasselbe und verhinderte so die Abfahrt von Neuem. Jetzt erst wurde dem Major von Griesheim klar, dass er ja nicht der Kommandant von Wilhelmshöhe sei. Er liess also den Hauptmann von Lettow holen. Dieser gestattete nun die Abfahrt und belobte gleichzeitig den Posten dafür, dass er so korrekt nach seinem Befehl, den Kurfürsten auf keinen Fall fortzulassen, gehandelt habe. Von der ganzen Dienerschaft wurde auf den [163] Kurfürsten bei der jetzt glücklich erfolgenden Abfahrt ein Lebehoch ausgebracht und wie der Wagen am Kirchflügel vorbeifuhr, wurden ihm auch von der Besatzung von Wilhelmshöhe, die dort Aufstellung genommen hatte, mit Trommeln und Pfeifen die militärischen Ehren erwiesen. Um alles Aufsehen zu vermeiden, wurde der Kurfürst über die nach Wilhelmsthal führende Rasenallee nach Station Mönchhof gebracht, woselbst er von einem höheren preussischen Officier in Empfang genommen

und nach Stettin geleitet wurde.

Nachdem die kurhessische Dynastie zu existieren aufgehört hatte und den Hohenzollern diese unvergleichlich schöne Sommerresidenz unversehens in den Schoß gefallen war, ist sie auch von diesen regelmäßig und sicherlich gern zur Erholung benutzt worden. Wie oft der alte Kaiser Wilhelm I. und sein Sohn sowie deren Familien im Sommer Wilhelmshöhe besuchten, weiss ich nicht aus eigener Anschauung, aber von dem letzten Kaiser weiss ich, dass er wohl keinen Sommer vergehen liess, ohne nicht einige Wochen mit seiner Familie in Wilhelmshöhe verbracht zu haben. Während der Zeit, die ich vom Jahre 1903 ab in Wilhelmshöhe wohnte, traf ich die Mitglieder der kaiserlichen Familie alljährlich bis zu ihrem letzten Aufenthalte im Jahre 1918 häufig auf meinen zahllosen Spaziergängen. Dort in dem stillen Park konnten sie sich ganz zwanglos und ohne Furcht, belästigt zu werden, bewegen. Auf ihren Spaziergängen bevorzugte die Kaiserin mit ihren Hofdamen vielfach einsame Park- und Waldwege, wo ich ihr häufig begegnete. Ein ungewöhnlicher Anblick war es, den Kaiser, den man nur in grosser Paradeuniform zu sehen gewohnt war, im Park plötzlich im einfachen Strassenanzug zu erblicken. Hier fühlte er sich gewissermaßen als Landedelmann. Hinter ihm trollten gewöhnlich seine Lieblingsdackel. Während die Kaiserin meistens 4-6 Wochen in Wilhelmshöhe verblieb, hielt es das ruhelose Temperament des Kaisers im höchsten Falle 3 Wochen in Wilhelmshöhe aus. Während seiner Anwesenheit war die ganze Hofhaltung nach Wilhelmshöhe verlegt. Schloss und Park wurden dann der Schauplatz mancher politischer, wenn auch nicht gerade weltbewegender Ereignisse. Mit seinem exotischen Gefolge soll 1889 der Schah von Persien Narsreddin dem deutschen Kaiser in Wilhelmshöhe seinen Besuch abgestattet haben. Im Jahre 1900 sah ich den von den Mächten zum Weltmarschall ernannten Grafen Waldersee in Wilhelmshöhe, als er sich beim Kaiser vor Antritt seiner Chinareise als Weltmarschall meldete. Im gleichen Jahre sah ich auch den heute längst zurückgetretenen Zaren von Bulgarien, der gleichfalls den Kaiser besuchte. Unvergesslich ist mir das freundlich lächelnde Gesicht des Königs von England Eduard VII. geblieben, der im Auto neben seinem finster dreinschauenden Neffen sass, den er im Jahre 1907 in Wilhelmshöhe besuchte und der trotz der verwandtschaftlichen Bande längst seine berühmte Einkreisungspolitik gegen Deutschland betrieb. In demselben Jahre hatte man auch Gelegenheit, eine exotische Majestät in Wilhelmshöhe kennen zu lernen, nämlich, Chulalongkora I. den König von Siam. Höfischer Prunk wurde in manchem Sommer in Wilhelmshöhe entfaltet, wenn dort im August der Geburtstag des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich gefeiert wurde. Die Festtafel wurde dann an ganz besonders schönen Tagen vor der Schlossterrasse aufgeschlagen. Während des Aufenthaltes der kaiserlichen Familie war man in früheren Jahren hinsichtlich der Absperrungsmaßnahmen recht tolerant, aber später wurde das Absperrungsgebiet stets erweitert, woran aber das Publikum wegen seiner Zudringlichkeit zum Teil selbst schuld war. Die Kasseler, die ihr Wilhelmshöhe über alles lieben, waren daher nicht sonderlich entzückt, dass ihnen während der Anwesenheit der kaiserlichen Familie ein immerhin beträchtlicher Teil des Parkes verschlossen blieb. Bei den neuzeitlichen bequemen Verkehrsverhältnissen ist ja der Park für die Kasseler Bevölkerung schnell und leicht erreichbar und sicherlich seit der Zeit, als die Dampfbahn nach Wilhelmshöhe geschaffen wurde, strömten die Kasseler wohl an jedem schönen Sonntag nach dem Parke, dort Erholung suchend. Ob nun auch schon in früheren Zeiten, wo der gewöhnliche Sterbliche zu Fuss gehen musste [164] für die Kasseler

die Anziehungskraft des Parkes immer gleich stark gewesen sein mag, das ist schwierig festzustellen. Wie es um das Jahr 1780 unter Landgraf Friedrich II. gewesen ist, darüber habe ich eine recht anschauliche Schilderung bei dem von mir schon mehrfach erwähnten Gewährsmann aus dem Jahre 1780 gefunden und diese Schilderung mag typisch sein für die zweite Hälfte des 18ten Jahrhunderts: „... In gewissen Tagen des Jahres aber, als am HimmelfahrtsTag, dem dritten Pfingst-Tag und die Sonntage während der Herbstmesse wird dieses Wasserwerk allemal angelassen. Kann sich alsdann ein jedweder dahin begeben. Diese Tage sind immer Freudenfeste für Cassel und für die ganze umliegende Gegend, vorzüglich aber eine Zusammenkunft unzähliger Menschen von aller Gattung und Ständen. Der ganze Weg, alle Wirths- und Brandwein-Häuser so hin und wieder seitwärt an diesem Berg hinaufstehen, sind mit Menschen und Musik angefüllt. Keine Kutsche, keine Reitpferde bleiben müßig und Miethpferde sind sehr schwer zu bekommen. Alles ist bestellt, alles eilt, Pracht und Kunst und zugleich soviel Menschen versammelt zu sehen und eben dadurch vermehrt deren Anzahl ein Jeder noch mehr. Weit über hundert von denen Göttigenschen Herrn Studenten eilten auf ihren Philisters Pferden jugendlich herbey und überzogen des Abends das Comödienhaus wie die Staaren, die im herbstlichen Zug den ausgesuchten Baum bedecken, doch ohne allen Lärmen, ohne die geringste Unordnung, sondern mit allem lobenswürdigen Anstand ...“

In der Kurfürstenzeit, also in der ersten Hälfte des 19ten Jahrhunderts gab es häufig zwischen Fürst und Volk arge Verstimmungen, die auch wohl den Besuch von Wilhelmshöhe ungünstig beeinflusst haben mögen. An den Kurfürsten gelangte z. B. im Jahre 1823 ein Drohbrief, in dessen Folge sehr strenge militärische und polizeiliche Maßregeln getroffen wurden, denen sich weder die Kasseler noch die Fremden unterwerfen wollten. Zu jener Zeit also war der Besuch, mit Ausnahme des traditionellen zweiten Pfingsttages und des Himmelfahrtstages sehr beschränkt und da dies im Laufe der Jahre dem Kurfürsten doch auffiel und er den Grund in der allerdings sehr mangelhaften Fahrgelegenheit zu finden glaubte, besann er sich auf seine landesväterlichen Pflichten und erliess an die Polizei den Befehl, an Sonntagen und Feiertagen Wagen zur Beförderung zu einem ganz billigen Fahrpreis bereitzustellen. Diese Maßnahme des Kurfürsten versöhnte die arg verstimmte Kasseler Bürgerschaft wieder einigermaßen und sie machte von dieser Fahrgelegenheit, die die Hinauffahrt zum Schlosse für 5 Silbergroschen pro Person ermöglichte, mehrere Jahre hindurch reichlichen Gebrauch. Nachdem dann in späteren Jahrzehnten durch Dampfeisenbahn und Electriche Bahnen bequeme und verhältnismässig billige Beförderungsmöglichkeiten geschaffen worden waren, wurde Wilhelmshöhe – wie schon vorher angedeutet – der sonn- und feiertägliche Wallfahrtsort der gesamten Kassler Bevölkerung und nicht minder der aus näherer und weiterer Umgebung herbeiströmenden Fremden, die wohl Kassel in immer grösserer Zahl, hauptsächlich wegen der Wilhelmshöhe und deren Wasserkünste aufsuchten.

Und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Man wird die Grossstädte in Deutschland suchen dürfen, die in unmittelbarer Nähe ein solch' entzückendes Wald- und Parkparadies in frischer nervenkräftiger Gebirgsluft der erholungsbedürftigen Bevölkerung zu bieten vermögen, wie es Wilhelmshöhe und die Habichtswalder Höhen sind und dass die an sich wanderlustigen Kasseler zu allen Jahreszeiten an Sonn- und Feiertagen die elysäischen Gefilde in Wilhelmshöhe bevölkern, ist nur zu leicht begreiflich, aber selbst auf die Gefahr hin, das Mißfallen der Kasseler zu erregen, kann

ich bei ihrer sicherlich unbestrittenen Naturliebe nicht ganz verschweigen, dass nicht nur das edle und ideelle Motiv, sich an der schönen Natur zu erfreuen, Arm und Reich, Jung und Alt an Sonn- und Feiertagen nach Wilhelmshöhe [165] hinaustreibt, nein, es ist auch eine mehr oder weniger grosse Leidenschaft mit im Spiele, welche allerdings die Kasseler mit vielen Menschen in der Welt teilen. Wer an schönen Sonntagnachmittagen früher der electricischen Bahn an der Endstation in Mulang entstieg und sich dann dem Parke zuwandte, dem enthüllte sich sofort diese leidenschaftliche Schwäche der Kasseler in ebenso eindringlicher als anschaulicher Weise. In dicht gedrängter Fülle sitzen an langen Tischen um die Häuschen der Parkaufseher herum Alt und Jung zusammen. Und wenn Dir lieber Leser dann die urwüchsigen Laute der „Fullebriggensproche“ entgegenschallen, dann wirst Du gewahr, dass Du hier in erster Linie die Familien aus der Altstadt und der Unterneustadt vor Dir siehst. Auf den Tischen wirst Du dann Kaffeekannen von riesigen Dimensionen erblicken und Du bist dann an einer der vielen Stellen in Kassel's Umgebung – und hier sogar an der bevorzugtesten – wo es seit altersher heisst:

„Der alte Brauch wird nicht gebrochen,
Hier können Familien Kaffee kochen!

Die begehrte schwarze Flüssigkeit, die aus den Riesenkaffeekannen dampft, vermengt ihren berauschend duftenden Brodem mit dem Wilhelmshöher Ozon. Berge selbstgebackener Kuchen, die Dir entgegenlachen, liegen auf den grossen Tellern zur Vertilgung bereit und man wird leicht begreifen können, welche Kaffeemengen nötig sind, um diese Kuchenmassen herunterzuspülen. Wie lange schon diesen Sonntagnachmittagskaffeeorgien gefröhnt wird, das ist schwer festzustellen.

Aber soviel ist mir aus meinen kulturgeschichtlichen Studien bekannt geworden, dass den Vorfahren der biedereren Kasseler Bevölkerung, die z. B. im 18ten Jahrhundert lebte, es nicht beschieden war, in voller Freiheit sich dieses Genusses, dem sie natürlich auch schon fröhnte, so zu erfreuen wie es den späteren Generationen vergönnt gewesen ist. Im Ausgange des 18ten Jahrhunderts war insbesondere für den kleinen Mann der Kaffeegenuss geradezu eine verbotene Frucht. Wer würde dies heute, wo das verführerische und allgemein geschätzte Getränk auf der ganzen Welt genossen wird, für möglich halten? Ja, wer würde glauben, dass dieses probate Anregungsmittel, das nicht nur Frauen in einem gewissen Lebensalter zur Förderung ihres Aussprachebedürfnisses bevorzugen, am Anfange des 16ten Jahrhunderts in der ganzen morgenländischen Welt, die uns so vertraut geworden ist durch die Märchen aus „Tausend und einer Nacht“ von der hohen Obrigkeit unter schweren Strafen verboten war? Ja, dass die ersten Kaffeefreunde im Orient sogar die Bastonade als Strafe erhielten, weil der Kaffeegenuss als gegen den Koran verstossend für eine schwere Sünde angesehen wurde, die Strafe und Busse erheischte. Aber allen Strafen und Verfolgungen zum Trotz nahmen die morgenländischen Menschen lieber das Martyrium der Strafe auf sich, als dass sie von ihrem Genussmittel ablassen wollten. Schliesslich kam ein ganz schlauer Grossvezier, nach dem er die Nutzlosigkeit der Strafen eingesehen hatte, auf den pffiffigen Gedanken die Kaffeehäuser aufs Höchste zu besteuern und dabei ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Um 1600 herum soll der Kaffee seinen Einzug nach England gehalten haben und sei dort das erste Kaffeehaus entstanden. Nach Wien kam er im Jahre 1683 und nach Paris im Jahre 1672. Die Verbreitung des Kaffeetrinkens wurde in der westlichen Welt immer allgemeiner. Aber auch schon in früheren Jahrhunderten wurde

die gesundheitliche Schädigung, die der Kaffeegenuss herbeiführte, auch in Deutschland richtig erkannt und die Propaganda gegen den Kaffeegenuss hat sogar in der Musik durch die launige Kaffeekantate des Johann Sebastian Bach ihren Niederschlag gefunden. Ist es nicht unter diesen Umständen nur zu begreiflich, dass ein seine Unterthanen so besorgter Landesvater wie es der Landgraf Friedrich II. sicherlich gewesen war, ganz nach morgenländischen Muster gegen die Unsitte des Kaffeetrinkens, das also damals sich schon zu einer grossen Leidenschaft der Kasseler kleinbürgerlichen Kreise ausgewachsen hatte unter Androhung hoher Strafen vorging. [166] Er erliess am 28. Januar 1766 eine landesherrliche Verordnung „gegen das allzu stark eingerissene Caffee-Trinken, diesem landesverderblichen Unwesen, wodurch Unsere getreuen Unterthanen neben der Schwächung ihrer Gesundheit in merklichen Verfall ihrer Nahrung gerathen, nicht länger nachzusehen gemeynet sind, dass wir daher zum Besten derselben Folgendes zu verordnen Uns gnädigst bewogen gefunden.“ Die strengen Verfügungen richteten sich in erster Linie gegen die Kaffeekrämer- und Schenker, die nicht mehr geduldet werden sollten. Der vorrätige Kaffee sollte fortgeschafft werden. Das Verbot erstreckte sich hauptsächlich auf die Bauern, Tagelöhner und das Gesinde, denen das Kaffeetrinken bei 10 Thaler Geldstrafe und 14tägiger Gefängnisstrafe untersagt war. In den Städten erfuhren die besseren bürgerlichen Kreise, „welche in dem Ansehen und Vermögen stehen, dass sie vor dem eingerissenen Mißbrauch des Caffee sich dessen ohne Anstoss bedient, solchen ferner mässig gebrauchen“ eine viel mildere Behandlung. „Es sollten aber die Polizei, Kommissionen und Bürgermeister und Rath auf die geringeren und nicht vermögenden Bürger genau Obacht nehmen, sie von den ihnen in allen Betracht zum Verderben gereichenden Caffeegetränke nachdrücklich abmahnen und bei verspürenden Mißbrauch die Übertreter nach Befinden bestrafen.“ Am 15. März 1770 ist diese Kaffeeverordnung wieder aufgehoben worden, sicherlich weil sie nicht viel genutzt haben mag. Und nun schritt der Landgraf genau wie jener morgenländische Grossvezier dazu, hohe Verbrauchssteuern zu verfügen und als nun auch diese Maßnahme unwirksam blieb und die Kasseler nun eben keine Chin[e]sen waren, die ja bekanntlich den Kaffee ablehnen, erliess er wieder eine erneute und verschärfte Verordnung gegen das Kaffeetrinken. Es wurden dann Strafen bis zu 20 Thaler und 14tägiger Zwangsarbeit festgesetzt. Den sogenannten Honorationen wurde aber Dispens erteilt. Da wurde auch damals schon mit zweierlei Maß gemessen, denn es hiess in der Verordnung: „Honorationes, welche nicht unter den Untergerichten, sondern unmittelbar unter den höheren Gerichten stehen, also vornehmere Kaufleute und Fabrikanten, wurden von dem Verbot des Kaffeetrinkens ausgenommen, weil sie vermögend waren“, sie erhielten Dispensation, wenn sie sich unterthänigst meldeten. „Dass von dem hessischen, um das Wohl seiner Unterthanen so besorgten Landesvater nicht nur das Kaffeetrinken sondern auch der Genuss von Chocolate – was uns heutzutage kaum glaublich und geradezu barbarisch erscheint – zu den strafwürdigen Excessen gezählt wurde, enthüllte mir die in der Literatur aufgestöberte Verordnung vom Jahre 1774, die ich des Interesses halber – auch wegen des damaligen zopfigen Amtsstiles – vollinhaltlich hier wiedergebe.

„... Von Gottes Gnaden

Wir, Friedrich, Landgraf von Hessen Fürst zu Hersfeld, Graf zu Katzenellenbogen, Diez, Ziegenhayn, Nidda, Schomburg und Hanau etc. Ritter des Königl. Gross-Britannischen Ordens vom Blauen Hosenbande wie auch des Königl. Preussischen Ordens vom Schwarzen Adler etc.

Damit die gegen den Missbrauch des Caffé und der Chocolate ergangene heilsamen Verordnungen nach ihrem ganzen Inhalt desto pünktlicher gehandhabet und alle Gelegenheiten zu denen hier wieder angehenden Excessen angeschnitten werden; So finden wir ferner nöthig, dieselbe in folgender Maasse zu erweitern und schärfen.

§ 1. Soll in den Landstädten und auf dem platten Lande gar kein Caffé oder Chocolate-Krämer mehr geduldet, noch von diesen Getränken etwas daselbst verkauft werden, gestalten die Honorarios ihren Caffé en Gros, und wenigstens Viertelzentnerweise in den Hauptstädten an kaufen können.

§ 2. Nicht weniger sollen die an solchen Orten wohnende Wirthe als welchen zwar denen Fremden und Durchreisenden Passagiers, auch denen in der Ordnung Exmittirten Honoratoribus Caffé vorzusetzen nach wie vor erlaubt, andere Caffé-Gelage aber bey sich zu verstatten, oder Caffé zu verkaufen ein für alle Mal verboten bleibt, ein gleiches zu thun schuldig seyn. [167]

§ 3. Es soll ausser der gegen den unerlaubten Verkauf und Respective Gebrauch des Caffé und der Chocolate in denen Ordnungen festgesetzten Strafen der Denunciant, wenn er ein Bauer ist, oder auch die Knechte und Mägde, annoch um einen Rthlr., ein Bürger oder auch ein Livré-Bedienter um fünf Rthlr. und einer welcher mehr als ein gemeiner Bürger ist, jedoch unter den Untergerichten stehet, um 10 Rthlr., überhin gestraft, und diese Geldstrafe dem Denuncianten zur Belohnung gegeben werden. Wonach sich also jedermann in denen ihn betreffenden Fällen unterthänigst zu richten hat.

Urkundlich Unserer eigenhändigen Unterschrift und beygedruckten Fürstlichen Secret - Insiegels
Cassel d. 5. April 1774 Friedrich L. zu Hessen ...“

Aber im Kampfe gegen die nun einmal aufgekommene Gewohnheit des Kaffeetrinkens versagte auch die autokratische Macht der früheren hessischen Landgrafen. Um wieviel resignierter spricht sich der letzte Regierungserlass vom 21. Febr. 1789 im Vergleich zu den früheren drakonischen, mit hohen Strafen drohenden Verordnungen aus. In ihm ist nur noch dem Mißfallen des Landesherrn Ausdruck verliehen, „dass noch in vielen Dorfschaften wie auch in Städten, denen es nicht verstattet ist, auf eine den Beamten nicht unbekante Weise Caffee ohne Schein getrunken und Krämerie damit getrieben wird.“ In diesen Erlassen und Verordnungen spiegelt sich ein Stück „guter alter Zeit“ aus dem 18ten Jahrhundert wieder.

Zu den häufigen Kaffeesündern gehörte ich natürlich auch und so manchen schönen Sommer-nachmittag habe ich unter den herrlichen Buchen bei den Häuschen der Parkaufseher am Ende der Mulangbahn mit einem schönen Buche den verführerischen Trank genossen oder wenn mich das feudalere Milieu vor dem Schlosshotel anzog, in dieser Umgebung meinen Kaffee getrunken. Man möge mir bei meiner Verherrlichung der Wilhelmshöher landschaftlichen Schönheiten diesen kleinen kulturgeschichtlichen Seitensprung verzeihen. Aber die Kasseler, die die Bedeutung des Kaffees, insbesondere des Kaffeeaufgiessens in Wilhelmshöhe nach ihrem ganzen Werte zu würdigen wissen, werden Verständnis für meine Extratour haben und die meisten Kasseler, die in jener balsamischen Luft den Trank geschlürft haben, werden mir von vornherein Absolution erteilen und nicht bestreiten, dass auch die Würdigung des Kaffeetrinkens eine Stelle in meinen Wilhelmshöher Impressionen verdient.

Ähnlich wie nach dem Kriege 1870/71 als durch die Wahl des Wilhelmshöher Schlosses als vorübergehenden Sitz des gefangenen Franzosenkaisers nebst seinem Gefolge der stille Park in den Brennpunkt weltgeschichtlichen Geschehens rückte, gewann auch nach dem Ende des Weltkrieges Wilhelmshöhe wieder eine gewisse geschichtliche Bedeutung insofern als es als vorletzter oder letzter Sitz des grossen Hauptquartiers der Heeresleitung gewählt wurde. In einem an die Mitbürger und Soldaten gerichteten Aufrufe, der von Grzesinski für den Arbeiter- und Soldatenrat seligen, aber weniger erfreulichen Angedenkens und von Oberbürgermeister Koch für den Magistrat unterzeichnet war, wurde das am 14. Novb. 1918 erfolgte Eintreffen des Generalfeldmarschalls von Hindenburg in Kassel angekündigt. Hier von Wilhelmshöhe aus sollte die Zurückführung der noch vorhandenen Heeresformationen sowie die gänzliche Auflösung des Heeres geleitet werden. Hindenburg und Ludendorff mit ihren Stäben wurden zunächst im Schlosshotel untergebracht und später wurde der Nordflügel des Schlosses für die Zwecke des grossen Hauptquartiers zur Verfügung gestellt. Man erinnert sich nicht gern jener Zeit, die uns die grösste Katastrophe brachte, die unser deutsches Volk je erleben durfte, denn zu dem verlorenen Kriege gesellte sich noch die unsere Lage noch kritischer gestaltende Revolution. Hochgefühle, wie sie die Kasseler einst beseelten, als der gefangene Franzosenkaiser nach [168] Wilhelmshöhe kam, waren diesmal fehl am Platze. Die allgemeine Depression, unter der die gesamte deutsche Bevölkerung damals litt, konnte aber nicht die Bewunderung beeinträchtigen, die man allerorten und insbesondere in Kassel dem greisen Feldmarschall für sein furchtloses Verbleiben auf seinem Posten entgegenbrachte. Häufig war Hindenburg, den ich manches Mal auf seinen Promenaden im Parke mit seinem Sohne oder später als Ludendorff bereits zurückgetreten war, mit dessen Nachfolger Gröner getroffen habe, Gegenstand herzlicher Ovationen seitens des Publikums. Rührend war es mitanzusehen, wenn kleine Mädchen dem Generalfeldmarschall Blumen überreichten, die er gern entgegennahm und wie er sich dann in leutseligster Weise mit den Kindern unterhielt. Man ahnte damals noch nicht, dass er in Deutschland noch eine grössere geschichtliche Rolle zu spielen berufen war; als sie ihm der Weltkrieg schon zugewiesen hatte. Selbst die Revolutionsmänner hatten vor dem sich immer gleichbleibenden Kriegsmanne mit den eisernen Nerven und der unerschütterlichen Ruhe in allen Situationen den höchsten Respect. Die Verordnung, die damals herauskam, wonach im Schlosshotel auch die Offiziere aller Grade dieselbe Kost wie die Unteroffiziere und Mannschaften erhalten sollten, stiess bei seinem stoischen Gleichmüte kaum auf Widerspruch. Er unterwarf sich ihr gern und wohl oder übel auch die Offiziere seines Hauptquartiers. Im übrigen ist nach geraumer Zeit die Verordnung, wie ich mich erinnere, wieder aufgehoben worden.

Im Juli oder August des Jahres 1922 ist es gewesen als der an Werktagen meist in einsamer Schönheit und stillstem Frieden daliegender Wilhelmshöher Park plötzlich von der Kasseler Bevölkerung in einem an Wochentagen vorher nie gekanntem Maße aufgesucht wurde. Ja, zu allen Tages- und Nachtzeiten tauchten damals mehr Menschen im Parke auf als man sonst dort oben zu sehen gewohnt war. Was war denn eigentlich in die Kasseler gefahren? War in ihnen eine so aussergewöhnliche Naturbegeisterung erwacht, dass auf einmal der Wilhelmshöher Hochwaldpark auch an Wochentagen auf sie eine früher nie erlebte Anziehungskraft ausübte? Nein, diesmal, war es wirklich nicht der Zauber der unvergleichlichen Wilhelmshöher Naturschönheiten, der das Kasseler Publikum in

grossen Scharen herauflockte. Über die Gemüter der Kasseler hatte diesmal ein ganz anderer Zauber Macht gewonnen und vor allen Dingen ihre Neugierde entfesselt. In Wilhelmshöhe wurde in jenem Augustmonate regelrecht „Geschichte“ gemacht oder besser gesagt „rekonstruiert“. In Wilhelmshöhe wurde nämlich gefilmt. Seitdem der Mensch nun einmal ohne die flimmernde Leinwand nicht mehr leben kann sind die grossen Filmgesellschaften gezwungen, immer nach neuen Sensationen und Stoffen zu suchen, um die Schaulust der erlebnishungrigen Menschheit zu befriedigen. Der Tonfilm war damals in Deutschland noch etwas vollständig Unbekanntes und wo heute das gesprochen und gesungene Wort der Handlung auf der Leinwand mehr Leben und Wirkung verleiht, musste zu jener Zeit auf die Wirkung der Bilder der Hauptakzent gelegt werden. Immer haben die Filmdichter, wenn alle anderen Stoffe schon erschöpft waren und sich nicht mehr als zugkräftig erwiesen, die Weltgeschichte abgesucht, um ihren Filmwerken einen interessanten Hintergrund zu geben und hatte man einen dramatischen oder spannenden geschichtlichen Stoff gefunden, dann liess man ungeachtet der grossen Kosten im Interesse der geschichtlichen Treue die Handlung sich auf den Schauplätzen, auf denen einst sich die geschichtlichen Vorgänge abgespielt haben, abrollen. Eine mit amerikanischem Gelde finanzierte Filmgesellschaft, die Internationale Film Allianz, hatte in dem dereinstigen Könige von Westfalen Jérôme, von dem allerdings wohl weniger die Weltgeschichte als mehr die Chronique scandaleuse – mit Recht oder Unrecht, das sei dahingestellt – soviel Interessantes zu berichten weiss, einen Helden für eine Filmdichtung gefunden, in der seine Liebesabenteuer und sein prunkvolles Hofleben als dankbarer Stoff verwertet werden sollte und um die geschichtliche [169] Treue besser zu wahren, sollte auch die grossartige hessische Landschaft, insbesondere Kassel mit Wilhelmshöhe und Wilhelmsthal das Relief für die Filmaufnahmen abgeben. In Wirklichkeit lag dem Film ein Operettenlibretto „Morgen wieder lustig“ betitelt, dessen Verfasser Jacoby, der bekannte Mitarbeiter des Kasseler Schwankdichters L a u f s war, zu Grunde. Von seinem Sohne Georg Jacoby, der bei den Filmaufnahmen einer der beiden Regisseure war, wurde dies Libretto zum Filmmanuscript umgedichtet und hiess nun „Napoleons kleiner Bruder“. Im Zuge meiner geschichtlichen Reminiscenzen, zu denen auch meine zwanglosen Plaudereien über Wilhelmshöhe mich wieder anregten, hat Jérôme schon eine wichtige Rolle gespielt. Jetzt wo er nach etwa 110 Jahren mit seiner gesamten Umgebung eine Wiederauferstehung im Film auf demselben Boden erleben sollte, auf dem er dereinst mit seinem ganzen Gefolge als Lebender gewandelt hat, rückt unversehens sein Urbild wieder in den Kreis meiner Betrachtungen. Über diesen sicherlich lebenslustigen und leichtsinnigen jungen König, dem an der Wiege seine geradezu phantastische Laufbahn nicht gesungen wurde, findet man so widerspruchsvolle Urteile in der Literatur, dass man immer wieder Interesse an seiner Person und seinem Treiben nimmt. Auf der Suche nach der geschichtlichen Wahrheit habe ich gerade über ihn und seine Umgebung recht viel gelesen und bin beinahe zu der Überzeugung gelangt, dass er doch vielleicht besser war als sein Ruf. Der Ausbund von Charakterlosigkeit und der hemmungslose Don Juan, zu denen er gerne gemacht wird, ist er sicherlich nicht gewesen. „Will man die Unsittlichkeit des Hofes, anklagen – so heisst es in den Erinnerungen eines unverdächtigen Zeitgenossen und deutschen Edelmannes aus Jérômes nächster Umgebung, des Pagen und Officers von Lehsten – so dürften als Schuldige mehr die Männer und Frauen der ersten Familien Deutschlands, welche sich dazu hergaben, anzuklagen sein als nur der König selbst und allein. Frauen, welche die

Ehre bewahrten, waren hochgeachtet und hatten nicht zu befürchten, dass ihre Sprödigkeit ihnen oder ihren Männern zum Nachteil gerechnet worden wäre. Jungen Mädchen war nur selten der Zutritt zum Hofe gestattet und mir sind keine Beispiele bekannt, dass grosse Verführungsintrigen die Unschuld eines jungen Mädchens von gutem Ruf und Familie untergraben hätten. ...“ Kaum hat ein deutscher Landesherr – und das ist er nun einmal sieben Jahre lang gewesen – so im Kreuzfeuer der Meinungen gestanden als der Usurpator Jérôme, als den man ihn wohl mit Recht ansehen musste. Von einem kurhessischen Patrioten wird natürlich über ihn ein Urteil „sine ira et studio“ kaum zu erwarten sein. In neuerer Zeit haben wir ja selbst die französische Besetzung unserer Rheinlande miterleben müssen und viele von patriotischen Gefühlen beseelte deutsche Männer und Frauen haben die ganze Bitterkeit wie das Demütigende dieses Zustandes nur zu oft und zu eindringlich erfahren, um gerade eingedenk der vielen oft verhängnisvoll verlaufenen französischen Übergriffe besondere Neigung zu verspüren, manchen auch durchaus sympathischen Handlungen französischer Machthaber Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ganz ähnlich mögen die Verhältnisse in dem einstigen Königreich Westfalen gelegen haben. Neben einer Reihe patriotischer Kurhessen, die das über sie hereingebrochene Geschick einfach nicht überwinden zu können vermeinten und ihren Widerwillen gegen das neue landfremde Regime oft in ganz schrullenhaften Formen zum Ausdruck brachten – so soll der als Herausgeber der hessischen Gelehrten-geschichte bekannte erste Bibliothekar F. W. Strieder während der Regierung Jérômes niemals sein Haus verlassen haben, trotzdem nahm er aber eine Pension von 600 Thalern von Jérôme an – haben andere nicht minder patriotisch Empfindende sich einfach mit dem Stande der Dinge als etwas Unabänderliches abzufinden gewusst und sind dabei sicherlich nicht schlecht gefahren. Aus dieser unterschiedlichen Einstellung mancher Kasseler Kreise erklären sich auch die grundverschiedenen Ansichten, die sich über die Charaktereigenschaften Jérômes gebildet hatten und manche fraglos sympathischen Züge seiner Persönlichkeit wurden durch die vielen ungünstigen, von einem durch-[170]aus begreiflichen Hass diktierten Urteile verdunkelt. Weit über das Ziel schoss aber dieser Hass hinaus, wenn man von Jérôme als von einem einstigen amerikanischen Ladendiener sprach. Das ist nun Jérôme wirklich nie gewesen. Er kam in der Tat als hoher Seeofficier nach Amerika. Nach einer Bemerkung seiner eignen Mutter, die diese zu dem bekannten Historiker Johannes von Müller gemacht hatte, soll Jérôme von allen ihren Kindern das beste Herz besessen haben. Seine Gutmütigkeit wird aber auch von anderer Seite, die ihm sonst nicht sehr hold war, ausdrücklich betont. Wer weiss, ob nicht die Anzahl der Opfer unter den Aufständischen grösser gewesen wäre, wenn nicht Jérôme häufig da Gnade walten liess, wo das unerbittliche Kriegerrecht keine Gnade kannte. Wie interessant auch die Urteile über Jérôme seitens zeitgenössischer französischer Schriftsteller und Historiker sein mögen, so kommen sie doch mehr oder weniger auf eine Apologie heraus, wenn sie sich nicht hier and da sogar zu einem Panegyricus steigern. Nicht gerade schmeichelhaft für manche deutsche Kreise war, was beispielsweise Rambaud zur Charakterisierung von Jérômes Hofleben erzählt. „... Die Deutschen – so sagt er – waren geneigt, Wilhelms-höhe als eine Art Capri oder Babylon anzusehen. Sie wurden nicht müde, von den Gefälligkeiten zu sprechen, welche die Hofdamen ihrem jungen Gebieter erwiesen – eine für den deutschen Adel wenig ehrenvolle Sache – von den Komplotten Jérômes und seines Kammerherrn Marinville gegen die Tugend hübscher Bürgermädchen, von den Pariser Schauspielerinnen, die Mittel fanden, sich in die

Kasseler Gesellschaft einzuschleichen, um Jérôme an alte Beziehungen zu erinnern und die der Kaiser aus Hass gegen Skandal von Obrigkeitwegen aufheben und nach Paris zurückbringen liess, von jener diskreten und düsteren Loge, welche Jérôme im Theater liebte und deren Vorhänge sich manchmal in kompromittierender Weise schlossen, von jenen Bädern in Kölnisch Wasser oder in Bordeaux, in denen Jérôme seine erschöpften Kräfte zu verjüngen sucht. Man muss dabei der Übertreibung der Zeugen Rechnung tragen. In Deutschland ist die Tugend, ja, selbst das Laster prude. In französischer Leichtlebigkeit erblickte man dort stets Korruption. ...“

Über Jérôme selbst fällt Rambaud ein durchaus günstiges Urteil: „... Nichts ist dem natürlichen Anstande und der Würde, mit der er repräsentiert vergleichbar. Nichts ist angelernt, nichts studiert. Man sieht die Krone drückt ihn nicht, weil er sich ihrer wert weiss.“ Und mit gallischem Esprit weiss schliesslich Rambaud das Leben und Treiben des Hofes Jérômes in Wilhelmshöhe zu kennzeichnen. Darüber sagt er folgendes: „... Ein glänzender Hof von ganz französischer Lebhaftigkeit trotz der germanischen Mischung erfüllte mit seinem Geräusche die zu imposante Einsamkeit der Wilhelmshöhe. Eine leichtbeschwingte Gesellschaft, nach Vergnügen begierig, wie die im alten Versailles und doch ein wenig gemischter, belustigte jetzt diese Tritonen, Nymphen und Nereiden, die sich mitten in diesem teutonischen Tannenwalde zweifellos ganz verwiesen erschienen, wo man höchstens vermuten durfte, dem Gotte Thor oder dem Wolfe Fenrir zu begegnen.“ Der Franzose Du Casse versucht in einer tiefergehenden Begründung, dem Charakter Jérômes gerecht zu werden und entwirft über die Hauptzüge seines Wesens folgendes eindringliches Bild: „... gerechter Sinn, solides Urteilsvermögen, grosse persönliche Tapferkeit, wahrer Selenadel, besonders im Mißgeschicke, Wohlwollen und natürlicher Verstand neben leidenschaftlicher Vergnügungssucht, einer manchmal in Unbesonnenheit ausartenden Lebhaftigkeit, einem gewissen Leichtsinne, der oft seine schönen Fähigkeiten lähmte. Liebe zu Repräsentation und Prunksucht. Folgte er der Eingebung seines Herzen, so wurde er immer zum Guten geführt. Bisweilen liess er sich davon ableiten, wenn seine Eindrücken offene Natur ihn auf Abwege trieb.“ Schenkt man nach diesen französischen Stimmen auch solchen deutscher Zeitgenossen von Rang Gehör, so gewinnt man schon eher ein zutreffendes Urteil über Jérômes Persönlichkeit. Die Würdigung, dieser [171] ruhig und besonnen urteilende deutsche Gelehrte Jacob Grimm über ihn gibt, darf wohl auf Richtigkeit und Vollgültigkeit Anspruch erheben. „... Der König hat sich – so sagt Grimm – bei allem sehr schwach gezeigt; Unverständlich war er nicht, aber eitel und leichtsinnig und in einer beständigen, doppelt verderblichen Nachäffung des Kaisers begriffen. An die Würdigkeit, die wohl nur ein geborener König hat und was ihm viel mehr zur Last liegt: an ernster Liebe und Erkenntnis seines Volkes mangelte es ihm gänzlich. Z. B. deutsch hat er nie lernen mögen; eine gewisse Gutmütigkeit will ich ihm nicht absprechen! So soll er in Schönfeld bei Marburg auf der Flucht, als ihn die Bauern verhöhnten, geweint und einige rührende Worte gesagt haben. ...“ Napoleon, der bekanntlich das Leben und Treiben am Kasseler Hofe stets mißbilligte, hat noch am 5. Januar 1812 eine dies zum Ausdruck bringende Rüge an Jérôme ergehen lassen, die allerdings wie stets wirkungslos verpuffte. „... Frankreich hat nicht verlangt – so schrieb er – dass der Casseler Hof an Luxus und Glanz mit dem kaiserlichen wetteifere. ...“ Eine recht ausführliche zusammenfassende Charakteristik über Jérôme seinen Anhang und über die damaligen Verhältnisse überhaupt, hat der Marburger Historiker jener Zeit Dr. Ludwig Wachler, der gleichzeitig Mitglied des

westfälischen Reichstages zu Cassel war und daher aus erster Quelle schöpfen konnte, mit einer bei einem echten Historiker ohnedies vorauszusetzenden Objectivität hinterlassen, die ich der Vollständigkeit halber im Auszuge hier ebenfalls folgen lasse: „... Über Hieronymus Bonaparte kann die öffentliche Meinung wohl nicht geteilt sein und seine Schwächen und Verirrungen sind weltbekannt. Die armseligste Eitelkeit in fortschreitender Steigerung bemächtigte sich seiner, seitdem er als blindes Werkzeug fremder Macht, von deren Abglanz er lebte, zu einer Hoheit und Gewalt gelangt war, deren Versuchung vielleicht auch kräftigere Gemüter unterlegen haben würden ... Bald war der Schwache umstrickt von Freuden und prunkenden Gaukeleien des Machtlebens; er trotzte auf Rechte, deren Zweideutigkeit er auch nicht entfernt ahnte und selbst dem Ernstesten seiner Umgebung mochte nicht bequem und notwendig erscheinen, den jungen Wüstling an Pflichten zu erinnern. Das ganze westfälische Hofleben lief auf eine Bildungs- und Versorgungsanstalt hinaus. Die wenigen Edlen zogen sich in die Einsamkeit des Geschäftsleben zurück und suchten in ihrem Kreise soviel sie vermochten, Unheil zu verhüten und den Druck der Zeit zu mildern. Die schwüle Hofluft war ihnen ein Gräuel; mehrere wussten mit kalter Besonnenheit ihren Eigennutz zu befriedigen; die Menge verlor ihr besseres Selbstgefühl in Glanz und Pracht und im zaubrischen Wesen rauschender Lustbarkeiten. – Bei Alt und Jung herrschte die allgemeinste und vollständigste Verblendung; erst wie der Vorhang gefallen war, bemerkten sie, dass das Schauspiel zu Ende sei; vorher ahnten sie nicht, dass es jemals enden könne. Regent im edleren Sinne des Wortes war Hieronymus wohl nie und vermochte es nicht zu sein nach den Vorbereitungen zu seinem Königsspiele. Doch hatte er Anfangs mehr Achtung für seine Rolle, als in den letzten Jahren, wo selbstsüchtige Sinnlichkeit und ein mit zaghafter Unterwürfigkeit gepaarter Trotz auf Napoleons Glück und Macht die seltenen Aufwallungen besserer Gefühle schnell unterdrückten; erst da verhöhnte er kindisch sein Regentenamt und suchte sich zu überreden, dass er es verachten und entbehren könne. Religion war ihm fremd, ob er gleich die äusseren Kirchengebräuche eifrig mitmachte. Er besass natürlichen Scharfsinn und konnte gut und wohlgeordnet ohne lange Vorbereitung sprechen; im Staatsrathe zeichneten sich in den ersten Jahren seine Vorträge durch scharfe Bestimmtheit und durch Festhalten und durch Herausheben des Mittelpunktes einer Verhandlung sehr vorteilhaft aus; später nahm er oft in mehreren Monaten an keinen Sitzungen teil. Seine anfangs unverkennbare Achtung für Deutsche wurde von einer Person untergraben, die Naturberuf hätte haben sollen, sie zu pflegen und zu erkräftigen; von der deutschen Sprache hatte er nichts weiter erlernt, als einige gemeine Umgangs-[172]wörter. Mit Mathematik und den französischen Hauptwerken über dieselbe war er nicht unbekannt; ... Von gründlicher wissenschaftlicher Bildung war nichts vorhanden; er schien Liebe und Achtung dafür eine Zeit lang vorzugeben; weil es ein wesentlicher Bestandteil des ihm vorgeschriebenen Regierungssystems war; der Gelehrtenstand sollte gewonnen werden, um das Volk zu stimmen und zu leiten ... Geschmack kann dem Exkönige nicht zugestanden werden. Der äussere Anstand wurde von Hieronymus nicht verletzt, er bewährte in dieser Beziehung einen zarten Sinn. ...“ Sicherlich ist Wachler's Urteil, wenn es auch stellenweise hart und streng klingt gerecht. In Jérôme lag nichts von dem ehernen korsischen Charakter, wie er sich in Napoleon offenbarte. Vielmehr war seine Weichheit und Gutmütigkeit nach Kleinschmidt's Ansicht, des Historikers des Königreichs von Westfalen, eng gepaart mit Sinnlichkeit und Fahrigkeit, wie er als Knabe und Jüngling ein echter Gassenjunge voll toller Ideen, ein „gamin“

gewesen sein soll. Er durfte von sich behaupten – wie Kleinschmidt sagt – „Das Ärgste weiss die Welt von mir und ich kann sagen, ich bin besser als mein Ruf.“ Die Überzeugung, dass ein Fürst in seiner Lage, ob er nun nach deutschen Begriffen illegitim oder legitim war, durch äusseren Glanz imponieren müsse, dazu seine Unerfahrenheit infolge seiner noch grossen Jugend, verleiteten ihn wohl hauptsächlich zu der Manie, seinen genialen Bruder Napoleon nachzuäffen. Bei alledem hatte er aber ein feines Empfinden, um möglichst alles zu vermeiden, was öffentlich Anstoss erregen könnte. Insbesondere liess er seine Favoritinnen niemals irgendwelchen Einfluss auf politische oder öffentliche Angelegenheiten gewinnen – und dadurch unterschied er sich vielleicht vorteilhaft von manchem deutschen Fürsten, unter denen es immer einige gab, die nicht stets diese Grenze einhielten. Merkwürdigerweise war er als Franzose bei der Bevölkerung wegen seiner ganz natürlich sich gebenden Liebenswürdigkeit beliebter als seine rechtmässige deutsche Gattin, in deren Natur trotz ihres vornehmen Charakters es nicht gerade lag, die Bevölkerung für sich zu gewinnen. Mit einer bewunderungswürdigen Grosszügigkeit fand sie sich aber offenbar mit den Liebesabenteuern ihres Gatten ab. Die polygamen Neigungen Männer fürstlichen Geblüts waren ihr schon genugsam vom württembergischen Hofe her bekannt. So konnte Jérôme an seinem Hofe ungehindert der Liebe fröhnen, zumal er unter den deutschen Hofdamen wie auch bei den schönen Frauen seiner französischen Günstlinge das weiteste Entgegenkommen fand. Nur sein eigener Schwager kam ihm einmal ins Gehege. Kronprinz Wilhelm von Württemberg traf am 18. October 1810 auf Napoleonshöhe ein, um zur grössten Freude der Königin einige Zeit an ihrem Hofe zu verleben. Trotz der vielen militärischen Schauspiele, die ihm sein Schwager Jérôme, um ihn abzulenken, vorführen liess, fesselten ihn die Reize der schönen Palastdamen weit mehr und Jérôme musste bei einer solchen Rivalität sehr auf der Hut sein. Zu den hervorragendsten Favoritinnen des deutschen Adels am westfälischen Hofe gehörten die Gräfin Waldburg, die Gräfin und spätere Fürstin Ernestine zu Löwenstein Wertheim-Freudenberg geb. Gräfin von Pückler-Limburg, die Gräfin Karoline Bocholtz geb. Freiin von Weichs und endlich Gräfin Diane von Pappenheim. In der Romanliteratur wie in anderen Werken ist gerade das Thema seiner illegitimen Beziehungen zu diesen und anderen schönen Frauen so häufig und in so pikanter Form abgewandelt worden, dass man in Deutschland von dieser Seite Jérôme sicherlich am besten kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Dichterische Phantasie hat dabei natürlich die historische Wahrheit vielfach zurückgedrängt. Weniger aber dürfte bekannt sein, dass Jérôme bei seiner etwas plötzlichen Abreise aus Kassel drei Töchter hinterlassen hatte: Melanie von Wietersheim, Jenny von Pappenheim und Pauline von Schönfeld. Der Name der ersteren ist kaum in weitere Kreise gedrungen. Dagegen ist Jenny von Pappenheim, die spätere Baronin von Gustedt, die als Jérômes Tochter den Namen des rechtmässigen Mannes ihrer Mutter Diane von Pappenheim trug, wozu der leidende, über 20 Jahre ältere Mann der Diane sich wohl nur verstand, weil er von [173] Jérôme in den Grafenstand erhoben wurde, durch ihre Enkelin Lily Braun zu einer der bekanntesten Frauengestalten des 19ten Jahrhunderts geworden. Lily Braun, die einst weitbekannte Verfasserin der von ihr herausgegebenen Bücher „Im Schatten der Titanen“ und „Memoiren einer Sozialistin“ hat die Gestalt ihrer Grossmutter geradezu mit einem blendenden Glorienschein umwoben. Pauline von Schönfeld soll die Tochter der Prinzessin von Löwenstein-Wertheim gewesen sein, deren Mann Kammerherr bei Jérôme war. Als Nonne Marie de la Croix ist sie, um die Schuld ihrer Mutter zu sühnen, in Paris in das

Kloster der Oiseaux Rue de Sèvres 86 eingetreten. Erblindet ist sie dort am 27. Novb. 1873, sechzig Jahre alt, gestorben. Ihr Vater Jérôme, auch schon ein Greis, weilte täglich an ihrem Krankenlager. Der Feder eines ehemaligen regierenden deutschen Fürsten des Herzogs Ernst von Koburg-Gotha entstammt ein Bericht über dessen Empfang an dem jungen kaiserlichen Hofe Napoleons III., der in lebendiger Anschaulichkeit das Zusammentreffen mit dem ehemaligen, inzwischen altgewordenen König von Westfalen in diesem Milieu schildert.: „... Zum Diner war alles – so heisst es in diesem Bericht – in Zivilkleidern erschienen. Die Gesellschaft, die sich am Abend nachher einfand, machte mit ihren wohlbekannten Namen den Eindruck als ob man in den Anfang des Jahrhunderts versetzt wäre. Da stand der König von Westfalen leibhaftig vor mir, neben ihm ein junger Prinz Murat. Alle die Erinnerungen, die mein Vater und mein Oheim von dem ersten Kaiserreich bewahrten, schienen Leben und Gestalt zu empfangen. Am meisten Interesse flösste mir der König Jérôme ein als wirklicher und echter Repräsentant der alten Zeiten, der noch jetzt so beweglich und gesprächig in den Salons der Tuileries einherschritt, wie er mir in unzähligen Schilderungen aus der Geschichte und aus Romanen in seinen Schlössern zu Kassel und Wilhelmshöhe bekannt schien. Und in der Tat, wenn man die Personen, die jetzt versammelt waren, der Reihe nach betrachtete, war bis zum Höchsten empor kein Mann darunter, der nicht die Wandelbarkeit des Schicksals bewies ...“

Nachdem ich mit diesem historischen Seitensprünge ein auf zuverlässige Quellen sich stützendes Charaktergemälde Jérômes und seiner Umgebung zu entwerfen versucht habe, springe ich wieder in die Geschichte zwar gern, aber recht weitherzig rekonstruierende Filmgegenwart zurück, um gewissenhaft die Eindrücke zu registrieren, die mir aus der Zeit, als dieser Jérôme-Film in Wilhelmshöhe gedreht wurde, geblieben sind. Einer Aufführung dieses Film, der erst ganz spät und zwar lange, nachdem er überall im Auslande vorgeführt worden war, nach Deutschland gelangte, habe ich niemals beigewohnt und kannte weder den Gang der Handlung, die gewiss nicht das kitschige Niveau ähnlicher Werke überragt haben dürfte noch weiss ich, wie die einzelnen Bilder, die ich nur zum kleinsten Teil habe entstehen sehen, auf der Leinwand gewirkt haben. Man konnte sich damals in Wilhelmshöhe beinahe nach dem Filmparadies Hollywood versetzt denken. Die zu jener Zeit prominenten Filmdarsteller- und darstellerinnen Paul Heidemann, Harry Liedtke, Jacob Tiedtke, die hochbegabte junge Wienerin Käthe Dorsch, die sich damals schon in Berlin gut akklimatisiert hatte, Alice Hechy, Lia Eibenschütz, und auch alle *Dii minorum gentium*, zu denen damals noch die später zu grossen Filmruhm gelangte Marlene Dietrich gehörte, wohnten im Schlosshotel bei Stecker, wo natürlich auch die Filmgewaltigen, die beiden Regisseure Georg Jacoby und Bruno Lopinsky, ihre Residenz aufgeschlagen hatten. Es war ja die Zeit der Dollaranbetung. In Deutschland standen wir noch mitten in der Inflation und die Nahrungsmittelnot war noch immer nicht gebannt. Hier oben in Wilhelmshöhe bei Stecker aber rollte der Dollar, hier sprangen die Champagnerkorken, denn der Pseudo-König Jérôme die Pseudo-Königin Katharina, die Pseudo- Kammerherren und die Pseudo-Hofdamen wollten nicht schlechter leben als vor mehr als 110 Jahren ihre Urbilder. An dem grossen Dollarsegen nahm auch eine recht beträchtliche Anzahl Kasselaner Teil, denn wer sich zur Komparserie meldete, wurde natürlich entsprechend gut [174] entlohnt. Nun war aber der Wettergott in diesem denkwürdigen Monat recht launisch und die für die Herstellung des Films auf etwa 3

Wochen berechnete Zeit dehnte sich wegen des meist regnerischen Wetters, auf beinahe 5 Wochen aus. Die Ausführung des Films soll klotziges Geld nach damaligen deutschen Begriffen gekostet haben und man kann sich leicht vorstellen, wie die Kosten ins Unermessliche stiegen, wenn die Aussenaufnahmen immer wieder wegen der ungünstigen Wetterlage um viele Tage verschoben werden mussten. Wer aber darüber garnicht böse war, das werden sicherlich das ganze darstellende, in dulci júbilo lebende Personal und Stecker selbst gewesen sein, bei dem wieder die langentbehrte Hochkonjunktur herrschte. Ging man im Park zu jener Zeit spazieren, dann wurde man manchmal unversehens Zeuge kleinerer Aufnahmen, die nur Episoden in der Handlung darstellten. Hier kam mir Jérôme redivivus oder einer seiner Kammerherren in vollem Gallopp entgegengeritten. Dort sah man eine in Jagdkostüm gekleidete Hofdame in dem Steingeröll der Jussowanlagen auf Holztauben schiessen, aber nur denen, welche Zeit und gute Fühlung zu den Mitwirkenden hatten, war es vergönnt, die ganz grossen Aufnahmen mitanzusehen, denn, wenn es das Wetter und die Windrichtung, die für Abendaufnahmen mit Fackelbeleuchtung und Feuerwerksveranstaltungen überaus wichtig waren, einigermaßen gestatteten, wurde bei Tag und Nacht gefilmt. An solchen Tagen besonders war ein kolossaler Betrieb im Parke. Im Ballhause, wo die historischen, vom Staatstheater für teures Geld hergeliehenen Kostüme untergebracht waren, vollzog sich die Einkleidung des darstellenden Personals unter der Assistenz von fieberhaft arbeitenden Garderobiers und Garderobièren sowie von Frisierkünstlern. Als Menschen unserer Zeit traten Darsteller und Darstellerinnen in das Ballhaus ein, um im Stile des napoleonischen Zeitalters gekleidet und aufgeputzt bald wieder zu erscheinen. Begleitet von Neugierigen beiderlei Geschlechts begaben sie sich dann durch den Park an die Stellen, wohin sie von den Regisseuren gerufen würden. Da wurde auf der Wiese vor dem Schlosse ein Ballspiel der Hofgesellschaft inszeniert, an einer anderen Stelle spielte diese Bindekuh, dann wieder gab es ein Wasserfest auf dem Fontäneteich oder eine Trauung in der Schlosskapelle der Löwenburg. Dann fuhr die Hofgesellschaft in historischen Originalwagen oder diesen getreu nachgebildeten nach dem Rokokoschlösschen Wilhelmsthal oder auch nach dem Schlösschen Schönfeld, wo ja bekanntlich Jérôme auch residiert hatte. Schliesslich wurde sogar ein Abstecher in die Schwalm gemacht. Als ich einmal zufällig eines Abend in den Park ging, merkte ich gleich an der freudig erregten Volksmenge, dass wieder eine grössere Aufnahme in Sicht war und richtig, so war es auch. Der Einzug des grossen Korsen mit seinem Gefolge stand bevor. Zunächst empörte sich mein historisches Gewissen gegen diese Geschichtsfälschung; denn weder der Boden Kassels noch derjenige Wilhelmshöhe's ist jemals durch das persönliche Erscheinen des grossen Kaisers „geweiht“ worden. Das Verlangen Jérômes, seinen grossen allmächtigen Bruder an der Stätte seines Wirkens zu begrüessen war zweifellos nicht allzu gross. Napoleon hatte vielmehr zur Erreichung seiner politischen Ziele andere und wichtigere Aufgaben zu lösen als sich persönlich an den Hof Jérômes des westfälischen Königs von seinen Gnaden zu begeben. Zudem wurde er stets durch zuverlässige Vertrauensleute über alles, was an dem Kasseler Hofe voring, genauestens unterrichtet und nicht immer soll er über das, was er da hörte entzückt gewesen sein, insbesondere nicht über die grosse Verschwendungssucht seines Bruderleins. Wohl brachten dann und wann eintreffende, brüderlich mahnende Briefe Napoleon's Jérôme wieder zur Besinnung, die aber meistens nicht lange anhielt. Nichts aber unterliess Jérôme, um den Nimbus seines grossen Bruders dem Hofe und Volke

gegen über bei jeder sich bietenden Gelegenheit hochzuhalten. So wurde auch der Geburtstag Napoleons jedes Jahr am 15ten August mit grösstem Gepränge durch eine grosse Cour und Abends [175] durch Erleuchtung von ganz Napoleonshöhe – wie damals Wilhelmshöhe hiess – gefeiert. Zeitgenossen wissen den herrlichen Eindruck, den diese Beleuchtung hervorrief, nicht genug zu rühmen. Aber Geschichte hin, Geschichte her, für den sensationsbedürftigen Filmdichter war der Einzug Napoleon's in Wilhelmshöhe ein unentbehrliches Requisit. Ob auch Madame Mère Laetitia in dem Film eine Rolle spielte, weiss ich nicht. Dies ist aber wohl kaum anzunehmen, denn sie hätte bei den Liebesabenteuern ihres Jüngsten nur recht störend gewirkt. Aber in Wilhelmshöhe, dem damaligen Napoleonshöhe, und in Kassel ist Lätitia tatsächlich gewesen. Mit grossem Pomp zog sie, von Jérôme, der ihr entgegengefahren war, empfangen, in Napoleonshöhe am 27. August 1811 ein. Garden zu Pferde und zu Fuß bildeten Spalier. Am Schloss begrüsst die sich oft trotz aller Pracht ihres Hofes recht einsam fühlende Königin Katharina freudig bewegt ihre Schwiegermutter, die sofort einen eignen Hofstaat erhielt. Die Gräfin Oberg wurde als ihre Palastdame bestimmt, während zu ihrem Dienste der Stallmeister Baron Marenholtz und der Kammerherr Baron Bodenhausen befohlen wurden. Am 1. Septb. erfolgte dann ihr Einzug in Kassel. Bei diesem Empfang warfen sich die Mutter und Braut eines der verfolgten aufständischen Officiere des Baron Carl von der Malsburg, der sich in den Wäldern in der Nähe des Familienstammgutes vor den Häschern versteckt hielt, vor die Pferde ihres Wagens, um ihr eine Bittschrift zu Gunsten des genannten zu überreichen. Madame Mère nahm die Bittschrift in Empfang und erwirkte bei ihrem Sohne volle Gnade für den sonst wohl dem Standrecht Verfallenen. Im Theater wurde ihr dann für die edle, ihrem guten Herzen Ehre machende Tat zugejubelt. Als Mutter Napoleons ist Laetitia, deren andere Söhne, allerdings von Napoleons Gnaden, fast alle Könige geworden waren, auch eine geschichtliche Figur von Format und als Mater regum, insbesondere als Mutter ihres genialsten Sohnes Napoleon, verdient sie unbedingt grösste Beachtung, ähnlich wie Frau Aja, die Mutter Goethe's, deren starke Persönlichkeit und originelle Art sich in manchen Werken der Weltliteratur widerspiegelt. So kann ich mir angesichts der Bedeutung dieser Frau es nicht versagen, auch diesmal wieder den Gang der Schilderung des Wilhelmshöher Filmereignisses zu unterbrechen, um sozusagen in einem Blitzlichte und skizzenhaft das geschichtliche Portrait Laetitias zu zeichnen. Napoleon hielt grosse Stücke auf seine Mutter, wengleich er sich auch von dieser willensstarken Frau in seinen politischen Handlungen niemals beeinflussen liess. Dagegen hat er es verstanden, seine Mutter, die oft mehr die Partei ihrer anderen Kinder nahm, ganz für seine Ideen zu gewinnen, wie dies ihm ja mit der suggestiven Kraft seiner Persönlichkeit oft sogar bei Personen gelang, die ihm vordem ganz feindlich gegenüber standen, aber trotz dem Glanze, den sie an den Höfen ihrer Söhne, die nunmal den Prunk liebten, und, die Kaiser und Könige waren, überall fand, blieb sie unentwegt ihrem einfachen Sinne treu. Ja, ihr Skepticismus gegenüber der Realität und Beständigkeit der Macht, von der sie ihre Söhne umgeben sah, gibt sich am besten kund, in dem klassischen Ausspruche, der wegen des echt korsischen Dialectes auch nicht der Pikanterie ermangelt: „Pourvu que cela doure“. Ihr gesunder Wirklichkeitssinn liess sie auf den Grund der Dinge sehen und der Gang der Weltgeschichte hat ihrem skeptischen Urtheile nur zu bald Recht gegeben. Als Napoleon sie wegen ihres geringen Aufwandes tadelte, schien sie sich verletzt zu fühlen und deshalb antwortete sie ihm mit den oben erwähnten Worten, die eben nichts Anderes als

ihren Zweifel an die Dauerhaftigkeit der Verhältnisse zum Ausdruck bringen sollten. Und dieser Gedanke hat die weitblickende Frau beständig beherrscht und sie pflegte zu sagen, dass sie für die Zeit Geld spare, wo die Könige, ihre Söhne, zu ihr kommen würden, um sie wie in alten Tagen um Brot zu bitten. Ausser Jérôme hat Laetitia alle ihre Söhne und Töchter überlebt und es blieb ihr nicht erspart, den tiefen Fall ihrer Kinder zu erleben. Übrigens verehrte die Königin Katharina ihre Schwiegermutter tief und liebte sie fast kindlich. Laetitia wieder zog Katharina mancher ihrer eignen Töchter vor. Wie innig das Verhältnis Katharina's zu ihrer [176] Schwiegermutter war, dafür mag ein Brief Katharina's an Laetitia zeugen: „Ma chère Maman, Ihr Brief vom 16. April kam zur rechten Zeit, denn ich war bereits recht besorgt und traurig so lange keine Nachricht von Ihnen zu erhalten. Sie haben mich in dieser Beziehung sehr verwöhnt und wenn eine längere Zeit vergeht, ohne einen Brief von Ihnen zu bringen, werde ich von allerhand Befürchtungen gepeinigt und ängstige mich, dass Sie entweder erkrankt oder dass Ihre Gefühle für mich erkaltet sind. Sie wissen, ma chère maman, dass ich Sie wie eines Ihrer eignen Kinder liebe und dass meine Zärtlichkeit danach verlangt, von Ihnen wiedergeliebt zu werden.“

Und dass diese in dem Briefe zum Ausdruck gebrachten Gefühle auch wirklich echte waren und keine konventionellen Redensarten, dafür kann der Tagebucheintrag Katharina's nach Laetitia's Abreise als untrüglicher Beweis gelten:

„Der Abschied war mir sehr schmerzlich. In Anbetracht des Alters unserer Mutter und der bewegten Zeiten, in denen wir leben, lässt sich schwerlich sagen, wann wir sie wiedersehen werden. Ihre liebe Gesellschaft ist eine Wohltat für mich gewesen. Sie ist klug und hat viele ausgezeichnete Eigenschaften und da ich mich meist auf mich selbst verlassen muss, war mir ihre starke Stütze recht beglückend. ...“

Man hat Laetitia zum Vorwurf gemacht, dass sie, als sie das Museum besuchte, gesagt haben soll – „Ici il faut voler“ –. Diese unnohle Bemerkung soll aber nach einer einigermaßen zuverlässigen Quelle der Königin entschlüpft sein und von dieser sicherlich nur scherzhaft gemeint gewesen sein. Die Korsen waren je bekanntlich in den eroberten Gebieten der Ansicht, dass sie berechtigt waren, alles was nicht niet- und nagelfest war, wegzuführen. Kassel hat ja in dieser Beziehung mit seinen grossen Kunstschatzen trübe Erfahrungen machen müssen. Unter diesen Umständen war es verständlich, dass Jérôme sich seiner Mutter, die ihre Schwiegertochter bei ihrer Ankunft reichlich beschenkt hatte, sich erkenntlich zeigen wollte und da dies für ihn der billigste Weg war, nahm er einfach bei dem Museumsbesuch eine in Silber gefasste Achatdose und gab sie seiner Mutter zum Geschenk, während er einer reizenden Hofdame als Kavalier einen mit einer Gemme geschmückten Goldreif an den Finger steckte. So mag auch manch anderer wertvoller Gegenstand aus dem Museum zu jenen Zeiten verschwunden sein. Doch nun wieder zurück zu unserem Filmgeschehen. Begeben wir uns also zu der bereits gespanntwartenden Menge nach dem Schlosshotel, an dessen Portal der grosse Korse mit seinem Gefolge vorbeidefilieren sollte. In der Nähe des Schlosshotels arbeitete mit betäubenden Geräusch die wie ein vorweltliches Ungeheuer anmutende Lichtmaschine, die das für die Nachtaufnahme erforderliche Scheinwerferlicht hergeben sollte. Ja, es war ein richtiger Marine-scheinwerfer, der eine Stärke von 125000 Kerzen aufwies und von den neugierigen Kasselerern gerieten Manche zufällig in seinen Lichtkegel. Darüber aber sichtlich befriedigt entschlüpfte einem

Witzbold der Ausruf „Mä sinn helle“ was natürlich tolles Gelächter auslöste. Nun aber war der grosse Augenblick gekommen. Es ertönt der Ruf „Wache heraus“. Unter Führung ihres Officiers stürzten 30 Mann in der kleidsamen weissen Uniform der Garde Jérômes heraus, schultern das Gewehr und präsentieren unter Trommelwirbel. General Rapp, gefolgt von Kurassieren in ihrem Panzer sprengt vorbei und gleich dahinter kommt der Vierspänner, in dem in vorzüglicher Maske Napoleon, der seinen jüngsten Bruder Jérôme besuchen will, herangefahren. Bequem in die Kissen zurückgelehnt mustert er beim hellen Schein der Magnesiumfackeln im Vorbeifahren die Wache und nickt den braven Grenadiere väterlich zu. Ihm folgt dann eine in bunten, ja glänzenden Uniformen gekleidete Kavalkade der Marschälle, Officiere und eskortierenden Truppen. Rasch wie auf der Leinwand wirbelt der ganze Zug an den Augen vorüber, aber da man den Aufzug vier- oder fünfmal wiederholte, konnte sich das ganze Bild, das einem Märchenspiele gleich, Jérômes Reich wieder hervorzauberte, doch fest einprägen. Die Phantasmagorie war verraucht und die Menge verlor sich im Dunkel der Nacht. Den „Clou“ aller dieser Filmaufnahmen sollte ein prächtiges, unweit des Schlosses auf der grossen Wiese vor der Fontaine abgebrannte Feuerwerk bilden. In der für diese Veranstaltung in Aussicht genommenen Sommernacht wälzte sich ein ungeheurer Menschenstrom nach Wilhelmshöhe. Tausende von Zuschauern, unter denen auch ich mich befand, standen im Parke überall herum, assen ihr mitgebrachtes Abendbrot und vertrieben sich die Zeit mit allerlei Scherzworten. Erwartungsvoll harrten sie den seit vielen Jahren in Kassel ungewohnten pyrotechnischen Schauspiel entgegen, aber was sie nur zu sehen bekamen, waren lediglich die für die grossen Feuerwerkskörper aufgerichteten Gerüste. Man wartete bis tief in die Nacht hinein vergeblich und ging schliesslich mit den schönsten Kasseler Flüchen auf den Lippen enttäuscht von dannen. In humorvoller und launiger Weise wurde die ganze Situation, die leider, wie schon erwähnt, mit einer allseitig unangenehm empfundenen Enttäuschung endete, von dem „Kasseler Spaziergänger“ beschrieben, der im Jahre 1832 in Erinnerung der 10 Jahre früher stattgefundenen Ereignisse über diese berichtete.

„Kurz vor 9 Uhr – so schrieb der Kasseler Spaziergänger – erschien ein Zug Schupo unter Führung eines Officiers und sperrte ab, als ob wir noch im Zeitalter Wilhelm II. und nicht des Königs „Immer Lustik“ lebten. Vor dem Schlosse staute sich die Menge. Dort hingen an langen Ständern die alten Empirelaternen, sie brannten aber nicht. Auf der grossen Wiese vor dem Schloss huschten bei Fackelschein gespenstische Gestalten hin und her. Sie klopfen und hämmerten und mir fielen unwillkürlich Brackenburgs Worte aus Egmont ein, als er nächtlicher Weise das Gerüst auf dem Marktplatz zu Brüssel aufschlagen sieht: „Ich schärfte mein ungewohntes Auge und aus der Nacht stieg mir ein schwarzes Gerüst entgegen, geräumig hoch; mir grauste vor dem Anblick. – Noch wankten Fackeln hie und da herum; allmählich wichen sie und erloschen. Auf einmal war die scheussliche Geburt der Nacht in ihrer Mutter Schoss zurückgekehrt.“ In diesem Fall war es das auf hohen Holzböcken errichtete Gerät für den Operateur. Vorläufig thronte auf ihm, wie auf einem Feldherrnhügel, Georg Jacoby, der Filmregisseur und traf seine Dispositionen. Als die Proben mit Fackeln und Raketen infolge der Windrichtung ungünstig ausfielen, wurde das ganze Schauspiel abgeblasen. Die enttäuschten Kasseler schimpften als ob sie Eintrittsgeld bezahlt hätten. An einem späteren Abend aber, als der Ostwind blies, ging das nächtliche Theater mit Raketen, Feuerwerk und Fontainenbeleuchtung in aller Herrlichkeit vor sich. ...“

Man darf aber hinzusetzen, dass es schliesslich nur verhältnismässig wenigen Eingeweihten vergönnt war, das Feuerwerk zu erleben. Und so kamen die bei solchen Anlässen immer sehr unternehmungslustigen Kasselaner wegen der durch dauernde Ungunst des Wetters erforderlich gewordenen stetigen Verschiebung des Feuerwerkes gerade bei der lohnendsten Schaustellung nicht auf ihre Rechnung. Das Filmfieber klang allmählich ab. Klein-Hollywood verschwand wieder aus den an Werktagen sonst so stillen Parke. Auch das mondäne Leben und Treiben des darstellenden Personals und der prominenten Filmdarsteller, das sich wochenlang im Schlosshotel und dessen unmittelbarer Umgebung entfaltet hatte, verlor sich nach und nach. Wilhelmshöhe wurde wieder die Zuflucht aller derjenigen, die sich nach dem Frieden der Natur sehnen. Nach Kassel waren aber in einer Zeit, die noch unmittelbar unter den katastrophalen Nachwirkungen des Weltkrieges stand, recht erkleckliche Summen Geldes geflossen. Sogar der Fiskus hat sich die Erlaubnis zu den Filmaufnahmen in den Schlössern und in dem Parks recht gut bezahlen lassen.

Aus der Hierarchie des Historischen, in die man unversehens gerät, wenn man sein Herz gänzlich an einen Platz oder eine Landschaft [178] – wie es der einzigartige Wilhelmshöher Hochwaldpark ist – gehängt hat, will ich mich nun wieder hinüberretten in den Zauber unverkünstelter Natur. Schuf das Schönheitsideal schöpferischer Menschen des Barockzeitalters, in das man sich schon hineinfühlen muss, um es auch nachzuerleben, die grandiose Berg- und Gartenarchitectur, die heute noch immer bewundert wird, so hinterliess auch der romantische Geist des ausgehenden 18ten Jahrhunderts so deutliche Spuren in der ganzen Parkgestaltung, dass gerade in der sinnigen Verschmelzung des barocken und romantischen Geistes der Hauptreiz des einst in den Hochwald hineingedichteten Kunstgartens liegt, durch den der Wilhelmshöher Park so anziehend gemacht wird. Wie eindrucksvoll auch das ganze architectonische Beiwerk in der Gestaltung des Landschaftsbildes in der ersten Zeit auf mich, wie sicherlich auch auf andere gewirkt hat, so verlieren doch diese Kunstbauten, wenn ihr Kuriositätswert erschöpft ist, im Laufe der Jahre bei vielen erheblich an Wirkung. Unerschöpflich in ihrer Wirkung bleibt aber die in jedem Jahre in ihrer Pracht und Schönheit sich wieder erneuernde Natur. Interessant ist wie der aesthetisch hochentwickelte Sinn eines so klassisch empfindenden Menschen, wie es Goethe war, an der Verpflanzung der dem italienischen Renaissancezeitalter entliehenen Architectur in die ganz anders geartete deutsche Hochwaldlandschaft Anstoss genommen hat. Als er, der Ruinenschwärmer, die altrömische Wasserleitung in Spoleto besteigt, da wird er auf einmal gegenüber Nachahmungen – wie sie in seiner Erinnerung auftauchen – recht kritisch. In seiner „Italienischen Reise“ und zwar in seinem Briefe vom 27. X. 1786 gibt er dieser kritischen Einstellung unverhohlenen Ausdruck „... Spoleto hab ich bestiegen und zwar auf der Wasserleitung, die zugleich Brücke von einem Berg zu einem anderen ist. Die zehn Bogen, welche über das Thal reichen, stehen von Backsteinen ihre Jahrhunderte so ruhig da und das Wasser quillt immer noch in Spoleto an allen Orten und Enden.“ Das ist nun das dritte Werk der Alten, das ich sehe und immer derselbe grosse Sinn. Eine zweite Natur, die zu bürgerlichen Zwecken handelt, das ist ihre Baukunst: So steht das Amphitheater, der Tempel, der Aquaeduct. Nun fühle ich erst, wie mir mit Recht alle Willkürlichkeiten verhasst waren, wie z. B. der Winterkasten auf dem Weissenstein. Ein Nichts um Nichts, ein ungeheurer Konfectaufsatz und so mit tausend anderen Dingen. Da steht nun alles totgeboren da, denn was nicht eine wahre innere Existenz hat, hat kein Leben und kann nicht gross

sein und nicht gross werden. ...“ Der Winterkasten auf dem Weissenstein war aber nichts Anderes als das Octogon mit dem Herkules in Wilhelmshöhe. Wer natürlich mit Goethe's classicistisch gerichteten Stilempfinden die Anlagen, wie sie sich zu seiner Zeit ausgenommen haben mögen, betrachtete, mag immerhin zu einem solchen subjectiv durchaus verständlichen Urteile gelangen. Jedenfalls hat man in Goethe, auf dessen Urteil auch die heutige Generation noch immer grossen Wert legt, nicht einen unbedingten Bewunderer der Bergarchitectur, wie sich damals in dem kaum angepflanzten Parke darbot, zu suchen. Heute, wo dieselbe nach fast zwei Jahrhunderten in dem prächtig angewachsenen Parke nicht mehr als Dominante wirkt, sondern ihr nur hier und da in weniger auffallender Form ein schmückender, die Landschaft oft belebender Character innewohnt, würde vielleicht auch Goethe sein Urteil revidieren und die Stilwidrigkeit weniger empfinden. Tatsächlich waren auch die unmittelbaren Eindrücke, die der grosse Dichter bei seinem vierten und letzten Besuche in Wilhelmshöhe hatte, sehr verschieden von der obenangedeuteten kunstkritischen Betrachtung, die das Schöne, wenn es nicht praktisch ist, als spielerisch und unnütz verwirft. Selbst der, welcher unverfälschte Natur sucht und liebt, kann die Kunstbauten auch bei dem heute völlig veränderten Geschmacke niemals als störend empfinden. Aber nicht sind es diese Kunstbauten, mit denen sich meine dauernd lebendige Erinnerung an die Wilhelmshöher Spaziergänge verknüpft. Dieses Hochwaldparkparadies verbirgt soviel [179] idyllische landschaftliche Schönheit, dass, wer auch immer das Seelische in der Natur mit romantischem Spürsinn unmittelbar empfindet, sie täglich und zu allen Jahreszeiten immer wieder neu entdeckt. Wie ein duftiger Hauch legt sich alljährlich als Vorbote des nahenden Frühlings über die düsteren schwarz dunklen Buchenstämme des Habichtswaldes ein bräunlich schimmernder, aus kupferroten Zweigspitzenknospen gewobener Schleier. Schon aus weiter Ferne erkennbar, kündigt er das Spriessen der Bäume an und nun weiss man, dass diese rotbraune Färbung bald dem hervorspriessenden jungen Frühlingsgrün wird weichen müssen. Haben aber erst die Bäume wieder ihr Frühlingsgewand angelegt, dann ladet der lenzliche Hochwaldpark Jung und Alt zur frohstimmenden Frühlingsfeier ein. Wo auch könnte man den jungen Frühling in seiner köstlichen Pracht herrlicher geniessen als gerade in Wilhelmshöhe mit seinem unvergleichlich schönem Bestande der mannigfaltigsten Baumarten, die mit ihrem neuem, sich erst nach und nach verfärbenden Blätterschmucke das entzückendste Spiel der Frühlingsfarben bereiten. Geht das frische Buchengrün schon in einen gelblichen Ton über, dann sind Eichen, Eschen, Erlen und Lärchen noch hellgrün. Wundervoll hebt sich davor wieder das tiefdunkle Grün der Tannen und Kiefern ab und es entstehen so die prachtvollsten Zwischentöne in einer Skala von Farben, die in hell- und dunkelgrünen, in dunkelgelben, goldgrünen und dunkelorangeenen Tönungen glänzen, der Menschen Auge und Herz erfreuend, aber auch die vom frischen aufsteigenden Saft durchzogenen Baumstämme haben noch nicht die stumpfen Farben des Sommers. Der Buchenstämme hohen Säulen schimmern ins Silbergrau und die zarten hier und da eingestreuten Birkenstämme, deren Blätterdach wie ein hauchdünner Schleier über sie herabfällt, erstrahlen im silbrig weissen Glanze. Aber nur kurze Zeit schwimmt man in diesen Frühjahrswonnen. Nur ungern sieht man den Lenz wieder scheiden. Zwar bringt der Wilhelmshöher Sommer andere und neue Freuden, aber erst der Wilhelmshöher Herbst, dessen Lob ich schon an anderer Stelle gesungen habe, bescheert uns einen neuen Farbenrausch. Hält auch das Farbengeleucht des herbstlichen Hochwaldparkes nur wenige Wochen

an, so bleibt es doch immer ein Wunderwerk der Natur. Jahr um Jahr verdankte ich so der Wilhelmshöher Parklandschaft die wundervollsten Natureindrücke und nirgends besser als gerade in Wilhelmshöhe kam mir die ganze Aesthetik der Landschaft zur bewussten Anschauung. Oft im Anblick dieser landschaftlichen Schönheiten versunken sprang wie von selbst ein Lied von meinen Lippen und manches Landschaftsmotiv formte sich in meiner Seele zu einem allerdings nur in meinem Geiste geschauten Gemälde, aber schliesslich sahen diese Bilder auch die meisten Kasselner, die, wie ich, die Wilhelmshöher Waldnatur mit Inbrunst lieben, mit mehr oder weniger romantischer Einstellung, wenn auch nur wenige mit ihr geistig so verbunden waren, wie mein Freund Thilo Schnurre, der mir auf meinen Wilhelmshöher Streifzügen oft ein willkommener Gefährte war. Sah ich mit meinem ästhetischgeschulten Sinne in die Natur und erhaschte reizvolle Landschaftsbilder, lief aber oft an wahren Naturwundern vorbei, blieb ihm wieder bei seinem grossen Naturwissen der so vieltönige Wald niemals stumm. Er war nun einmal ein ausgesprochener Waldmensch und nannte sich selbst „Waldbruder“. In ihm sahen aber auch alle Tiere des Waldparkes ihren Freund und Beschützer. Alle ihre Verstecke kannte er und belauschte sie darin. Insbesondere die Vögel lagen ihm am Herzen, die allzuleicht, wenn mal wieder aus forst- und gartenbautechnischen Rücksichten Rodungen vorgenommen wurden, ihre Wohnungen verloren. Dann richteten die in Wilhelmshöhe ansässigen Grasmücken, Bachstelzen, Buchfinken, Zaunkönige, Drosseln, Stare, Dompfaffen, grünfüssige Teichhühner, ja selbst das Nachtgetier ganz besonders die Waldkäuzchen, und wie das ganze leichtbeflügelte Volk sonst noch heissen mag, unter vielstimmigen Gezwitscher eine Petition an ihn, damit er dafür eintrete, dass man ihnen nicht ihre Niststätten, nicht ihre Hecken, Wasserbäche und ihr Busch-[180]werk raube und als ihr getreuer Ekkehart stritt er tapfer mit der Parkverwaltung in Wort und Schrift um die Rechte seiner gefiederten Schützlinge. Ja, mit seiner Vogelwelt war er so verbunden, dass als unser Waldbruder vor nicht zu langer Zeit sein fünfzigstes Lebensjahr erreichte, er in der Nacht vor seinem Geburtstage in einer Vision seine ganze Vogelfreundschaft an seinem Bette um sich versammelt sah. Seine gefiederten Freunde wollten unbedingt seine ersten Gratulanten sein. Kaum erwacht liess ihn dies Traumbild nicht mehr los. Er stürzte an den Schreibtisch, ergriff die Feder und was er eben im Traume erlebt hatte, gewann nun in einem Gedichte, das er mir als alten Habichtswaldkollegen verehrte, Gestalt und Form. Und da ich in dem launigen Gedichte meinen lieben Freund und Wilhelmshöher Wanderkameraden ganz wieder erkannte, darf ich dieses Gedicht in meinen Wilhelmshöher Erinnerungen meinen Lesern nicht vorenthalten:

Waldbruder's Ehrentag
Der Habichtswaldvögel Glückwunsch

Fünfzig wird Waldbruder heut,
Da kommen nach Kassel viel seltsame Leut
Gehüpft, gesprungen, geflattert, geflogen,
Zu Wasser und Luft daher gezogen.
Vom Walde her eilen als Gratulanten
Geflügelte Sänger und Musikanten,

Ein festliches Ständchen bringende sie dar,
Den Taktstock schwingt Kapellmeister Star.

Die Singdrossel lieder- und sangesfroh
Schmettert einen Feld- und Waldsolo.
Schwarzplättchen und Zaunkönig um die Wette
Singen zusammen im Duette.
Drauf flötet im purpurnen Ornate
Noch eine schmelzende Kantate
Als musikalischen Magenschluss
Herr Dompfaff, der Kammermusikus.

Sich räuspernd tritt aus dem Vogelchor
Der alte Wespenbussard hervor:
„Hoch verehrter Ober – Vogul,
Ornithologischer Grosser – Mogul,
Als Vertreter der hessischen Vogelfauna –
Ich horste im waldigen Tal der Bauna –
Ruf ich mitsamt allen, die versammelt sind,
Hoch lebe das Geburtstagkind!

Und Vivat schallt's aus Kehl und Kropf,
Und selbst der Griesgram Wiedehopf
Im allgemeinen Trubel
Stimmt ein mit in den Jubel.
Doch sieh, wer eilt von fernen Hutten,
Gewaltig musste er sich sputen,
Zu seinem geliebten Biograph?
Der Waldkauz ist es, getreu und brav.

Aus dem Habichtswald er Grösse bringt
Von allen was nächtens fleucht und springt.
Einen Ehrenbrief mir überreichend,
Spricht er, sich tief zur Erde neigend:
„Da wir Nachtvögel Dich Waldbruder lieben und kennen
Zum Habichtswald-Ehrenbürger wir Dich ernennen.“
„Mein Waldkauz“ sagt ich gerührt, „ich danke Dir [181]

Sowie dem nächtlichen Habichtswaldgetier,
Mit *Deinem* Geschenk hast Du mir heut
Bereitet die schönste Geburtstagfreud.“

Aus seinen von Zeit zu Zeit in Kassler Zeitungen erscheinenden stimmungsvollen und humoristischen Wilhelmshöher Wald- und Tiergeschichten, die manchmal an Bonsels Art erinnern, in humoristischen Einfällen aber ganz individuelles Gepräge verraten, ist Thilo Schnurre vielen Kasselerern kein Unbekannter, zumal seine in letzter Zeit erschienenen Bücher „Mein Hessenwald“ und „Kauzius der Eulenschmuggler“ in weiteste Kreise gedrungen sind.

Dem sonst viel geschmähten Winter hatte ich stets viel abzubitten, wenn sonnige Tage der kalten Jahreszeit mich in die winterliche Pracht des Wilhelmshöher Park oder gar nach dem Herkules lockten. Ja, wenn frisch gefallener Schnee, das grosse Leinentuch der Natur, den Habichtswald völlig zudeckte, Rauhreif und Frost ihre formbildende Kraft bewährten, dann konnte man wirkliche Wunder an Schönheiten im Winterwalde erleben. Gleichsam symphonischverschimmen die Bilder ineinander. Zu den weissen und schwarzen Haupttönen gesellen sich, wenn bei azurblauen Himmel die Sonne ihre grellen Strahlen zur Erde sandte, die wunderbarsten roten und blauen Töne, die sich aus den Schattenbildungen ergeben. Unbeschreiblich vielseitig sind die Variationen von Flockenglanz, glitzernden Rauhreif, irrisierenden Kristallen, derben Eiszapfen, die von den Bäumen herunterhängen und an den zu Eis erstarrten Wasserfällen sich in einem ungeheuren Formenreichtum bilden. Denn wieder entzücken das Auge die pittoresk wirkenden Bilder der alten Baumrecken mit ihren unter Schneelasten sich biegender Aesten oder die säulengleich in die Höhe strebenden Stämme der Koniferen, die phantastisch anmutenden Schneekappen und Schneekronentragen. Je höher man aber zum Kamme hinaufklimmt, desto bewunderungswürdiger wird der Anblick des verschneiten und vereisten Waldes und in dieser Umgebung taucht dann das ganz in Eis und Schnee gehüllte Octogon vor dem entzückten Auge auf, das in der Phantasie sich in ein wahres Zauberschloss der Eiskönigin verwandelt. Schweift jetzt von der Höhe der Blick in die blaue Ferne, da winken in strahlender Morgensonne die weiss-schimmernden Höhenlinien der Thüringer und Weserberge, des Meissners, des Kaufunger- und Reinhardswaldes zu uns herüber. Erwartet man aber da oben das Anbrechen der Winternacht, dann rollt vor den bildhungrigen Augen das prächtigste Naturschauspiel ab, das zur staunenden Bewunderung zwingt, wenn zuerst die von der sinkenden Abendsonne beleuchteten Wolken ihre Reflexe auf die mit einem silbergleissenden Schnee- und Eismantel bedeckte Erde werfen und dann bei eingetretener Dunkelheit aus dem Kasseler Thalbecken die tausenden Lichter der Grossstadt aufleuchten, mit den glitzernden Sternen am Himmel und dem Flimmern der Schnee- und Eiskristalle wetteifernd, wahrlich Bilder von zaubrischer feenhafter Wirkung, die Niemand so leicht vergessen wird, der sie jemals erlebt hat. Der Kasseler braucht nicht weit zu reisen, um die hundertfältige Pracht des Winters zu entdecken und auch alle Freuden des Wintersports in allernächster Nähe zu geniessen. Von den Schönheiten des Wilhelmshöher Hochwaldparkes in Schnee und Eis kann man in der Tat nur in Hyperbeln sprechen.

Aus der Unrast des Berufslebens rettete ich mich, wenn nur immer meine Zeit es erlaubte, in die wundersame Stille und Einsamkeit des Wilhelmshöher Parkes. Hier winkte Befreiung von quälenden

Sorgen und Stimmungen. Hier wurden die vom Alltag verschütteten Seelenkräfte neu erweckt. Nie werden auch aus meiner Erinnerung die Stunden entschwinden, die ich in mondhellen Sommernächten im Hochwaldparke zubrachte und verträumte. Wer auch nur etwas Romantik in sich spürt, kann sich dem Banne des nächtlichen Parkzaubers einfach nicht entziehen. Ich erlag ihm stets ganz. [182]

Ob Wolken am Himmel dahinjagten, ob der Wind leise durch die Blätterkronen rauschte, ob bei völliger Windstille der silberne Mond mit seinem fahlen Lichte die Landschaft fast tageshell erleuchtete, immer unterlag man den zaubrischen Eindrücken solcher Sommernachtstimmungen. Durchbrechen aber die geister- und gespensterhaften wirkenden Geräusche des allmählich lebendig werdenden Nachtgetiers erst die lautlose Stille, dann tritt man sozusagen in einen magischen Verkehr mit allem was lebt und webt, ja, man fühlt sich fast verschwistert mit dieser Natur. In einem gleichsam kosmischen Alleinsfühlen mit Pflanze, Tier, Nacht und Wind wird man von einer unstillbaren Sehnsucht nach der allheilenden Natur, die dem Bedürftigen soviel Reichtum bietet, erfasst. Die Stimmen der Nachtvögel, der aufseufzende Wind, alles reizt die Sinne, regt seltsam die Phantasie an, die sich nun in Bildern und Gestalten verliert. Der Wald belebt sich plötzlich mit allerhand unirdischen Gestalten, die die Natur bevölkern. Eine Phantasmagorie löst die andere ab. Man sieht hier Zentauren, dort eine in einen Baum verwandelte Daphne. Die goldene Zeit der Mythen scheint anzubrechen. In den Bergen arbeiten Zwerge, Metalle suchend, im Wasser schlafen die Nixen. Tiere, Pflanzen und Steine beginnen zu reden. So entsteht jede echte Poesie. So erwuchs die grossartige dichterische Schöpfung eines Sommernachtstraumes, die niemals ohne Beziehung auf das Leben hätte entstehen können. Ja, sie ist aus ihm aufgestiegen und wenn man den dichterischen Pantheismus eines Goethe nachzuempfinden vermag, dann versteht man, dass nur aus ähnlichen Stimmungen, wie sie mir in den Wilhelmshöher Sommernächten durchaus denkbar erschienen, das hymnusartige Gebet an die göttlichen Bewohnerinnen, die Goethe's Einbildungskraft in Wald und Hain erahnte, herauswachsen konnte und da diese herrliche Wortschöpfung Goethe's mir in jenen unvergesslichen Sommernächten im Habichtswalde oft auf den Lippen lag, so mögen mit ihr meine eignen Wilhelmshöher Impressionen poetisch ausklingen:

„Die ihr Felsen und Bäume bewohnt, o heilsame Nymphen,
Gebet Jeglichem gern, was er im Stillen begehrt,
Schafft dem Traurigen Trost, dem Zweifelhaften Belehrung
Und dem Liebenden gönnt, dass ihm begegne sein Glück!
Denn Euch geben die Götter, was sie den Menschen versagten
Jeglichem, der Euch vertraut, hilfreich und tröstend zu sein.“

Mit Rucksack und Wanderstock

Bei den meisten Menschen, die in grossen Städten wohnen, insbesondere wenn sie in das die Nervenkraft verzehrende Getriebe des modernen Erwerbslebens erbarmungslos eingespannt sind, regt sich heutzutage viel intensiver als bei früheren Generationen der Drang und die Sehnsucht nach der Natur in Wald und Feld, Berg und Heide. Drängt es die einen einfach instinctiv aus den Mauern der Stadt hinaus in die ozonreiche Waldluft, um freier atmen zu können und finden sie, wenn es ihnen gerade so wie mir beschieden war, in Kassel zu leben, dafür schon in dem Hochwaldpark Wilhelmshöhe ihr Genüge, so erfasst die anderen der eigentliche Wandertrieb und wie jene nicht zu weit von dem Weichbild der Stadt fortstreben, so führt diese ihre Wanderlust in die lockende Ferne. – Das Ziel ihrer Sehnsucht sind die herrlichen Bergwälder in Kassel's Umgebung. Einmal will man hinaus aus dem wohlorganisierten städtischen Leben, wo alles technisch und künstlich zu höchster Steigerung gestaltet ist, denn man sucht wieder das Ursprüngliche in der Natur. Unwillkürlich wird die Sehnsucht nach der erhabenen Natur in dem Städter geweckt. Die grossen Linien und das Elementare gewinnen wieder grössere Anziehungskraft. Alles Gekünstelte und technische Raffinement werden einem schliesslich zum Überdross und als letztes Ziel winken, befreiend und erlösend aus der Unrast die Berge, die sonnigen Höhen. Angesichts der Bergwelt ergreift die Wanderlustigen unennbare Gipfelfreude. Unter ganz ähnlichen Gefühlen und gleicher Seelenverfassung mag der Aphorismus entstanden sein, den Nietzsche im Jahre 1876 in „Menschliches Allzumenschliches“ niederschrieb, als er die Kraft gewann, sich den Fesseln, in die ihn der grosse Bayreuther Zauberer geschlagen hatte, zu entwinden. Aus Bayreuth hinaus trieb es ihn in den bayrischen Wald und sein in Worte gefasstes Bild seelischer Befreiung atmete Wald- und Bergluft.

„... Wenn man nicht feste ruhige Linien am Horizont seines Lebens hat, Gebirgs- und Waldlinien gleichsam, so wird der innerste Wille des Menschen selber unruhig, zerstreut und begehrlieh, wie das Wesen des Städters; er hat kein Glück und gibt kein Glück! ...“

Wie bei vielen Kassellern ist auch bei mir schon bald nach meiner Übersiedlung nach Kassel der Wandertrieb lebendig geworden. Wie sehnsuchtsvoll streifte schon im Herzen der Stadt, insbesondere von der „Schönen Aussicht“ der Blick hinüber zu den bewaldeten Höhen, die das Kasseler Talbecken einsäumen! Welcher Naturliebende vermöchte den Lockungen zu widerstehen, die die von dem Horizonte sich abhebenden Bergzüge um Kassel herum darbieten! Dass nun dieser Wandertrieb nach meinen kulturhistorischen Studien den Kassellern immer eigen gewesen sein dürfte, erscheint doch zweifelhaft, denn die Historiker des Königreichs Westfalen wollen sogar festgestellt haben, dass sie, die Kasseler nämlich, die Schönheiten der näheren und weiteren Umgebung Kassels erst durch die Franzosen richtig kennen und würdigen gelernt haben. In der landgräflichen Zeit blieb man eben hübsch zu Hause und erst unter Jérôme wanderte man, dem Beispiele der Fremden folgend, an Sonn- und Feiertagen mit Kind und Kegel hinaus in die schöne Natur nach Wilhelmstal, Kragenhof in den Reinhardswald ja, sogar bis in das Meissnergebiet hinein. Das bunte Leben und Treiben in der

westfälischen Zeit schildert der Historiker Brunner in der „Allgemeinen Zeitung“ recht ergötzlich und anschaulich:

„... Von der herrlichen Umgebung Cassel's – so schreibt er – war seinen Bewohnern früher eigentlich nur die Wilhelmshöhe bekannt gewesen ... Darüber hinaus war unbekanntes Land. Die Franzosen und Deutsch-Franzosen oder deutschen Ausländer, wie man alle Nichthessen bezeichnete, dagegen waren leidenschaftliche Liebhaber von Ausflügen und Landpartien und dem Aufsuchen neuer noch unbekannter Gegenden. All-[184]sonntäglich wanderten sie mit Weib und Kind hinaus in die freie Natur bald nach diesem, bald nach jenem Dorfe. Sie klotzten selbst auf den fernen hohen Meissner oder sie fuhren zu Schiff die Fulda hinunter durch das prächtige Thal nach dem sogenannten Kragenhof – den Casselern damals eine völlige Terra incognita. Und wenn sie dann heimkehrten und laut die Schönheit der Gegend rühmten und da auch der König mit der Königin auf ihrer Yacht – einem Geschenke des Königs von Holland –, jene Gegend aufgesucht und sich entzückt gezeigt hatten, wagten sich die Bürger endlich auch hinaus und waren ebenso überrascht wie die Fremden. Bald wimmelte es in Katharinenthal, Hofgeismar und Münden ebenso wie auf den nächsten Dörfern von Casseler Familien. Grosse Gesellschaften von hunderten und mehr Personen fuhren in buntbewimpelten Schiffen den Fluss hinauf und hinunter, stiegen bald hier bald dort ans Land und tanzten bis zum hellen Morgen. ...“

Man darf natürlich nicht vergessen, dass das Naturgefühl in früheren Jahren nicht so entwickelt war wie heute. Der Bürger, insbesondere der Städter führte nach heutigen Begriffen ein gar spießserhaftes Leben. Wie dem aber auch sei, heute liebt der Kassler seine Bergwälder über alles. Wen erfasst auch nicht die Sehnsucht, die in der Feme winkenden Berge zu besteigen und sich dort auf den Höhen so ganz dem beglückendem Rausche hinzugeben, der einen immer überfällt, wenn sich auf den mühsam erstiegenen Berggipfeln der Blick nach allen Seiten weitet. Angesichts der scheinbaren Unbegrenztheit des Blickes weiten sich dann auch das Herz und die Seele und machen uns empfänglich für die holden Gaben der Natur, die sie uns aus ihrem schier unerschöpflichen Füllhorn freigiebig spendet.

Wer nun gar wie ich seit 1903 sozusagen am Fusse des Habichtswaldes wohnte und immer mit dem Blicke die schönen Linien dieses Bergwaldes abgetastet hat, der musste schliesslich der Versuchung anheimfallen, dieses Waldgebiet gründlich auszukosten. Und das habe ich redlich getan! Im Gebiete des Habichtswaldes bin ich jahraus jahrein hin- und hergewandert. Hier kannte ich die geheimsten Waldpfade, die meistens nur des Försters Fuss betritt. Kein Bergwald in Kassel's Umgebung ist mir daher so vertraut und so lieb in den fünfundzwanzig Jahren, die ich an seinem Rande wohnte, geworden, wie gerade der unvergleichlich schöne und an landschaftlichen Szenerien so abwechslungsreiche Habichtswald. Hatte ich erst einmal die für kurze Spaziergänge bevorzugten Wilhelmshöher Parkwege verlassen, dann war mein Sinn stets darauf gerichtet, direct auf dem kürzesten Wege oder auf reizvollen Umwegen nach dem Kamme zu gelangen. Die meisten meiner über den Wilhelmshöher Park hinausführenden Spaziergänge hatten fast stets den Herkules zum Ziel. Ob man durch den Park steil hinauf links über die Löwenburg oder rechts auf breiten Wegen bis zum

Wirtshaus unterhalb der Kaskaden und dann auf Waldpfaden nach dem Herkules oder ob man über den Asch und Hüttenberg oder oberhalb des Druseltals am Krähhahn vorbei gewissermaßen von hinten auf die Kammhöhe gelangte, immer boten die meist schattigen Wege reichen Naturgenuss. Nicht leicht trennte man sich aber von der entzückenden und umfassenden Fernsicht, die man am besten von der Plattform des Octogon genießt. Wenn man den Blick nach dem Horizont von Osten her schweifen lässt, gewahrt man zunächst den Reinhardswald mit dem Gahrenberg. Bei ganz sichtigem Wetter taucht rechts vom Gahrenberg in der Ferne sogar der Harz mit dem Brocken auf, weiter rechts sieht man den Bramwald, den hohen Hagen bei Dransfeld und daran schliesst sich der Kaufunger Wald an. Weiter rechts ragt der lange Kamm des Meissners mit dem vorgelagert Hirschberg hervor und davor streckt sich die Söhre hin. Ist die Sicht besonders günstig, dann lugt in der weiteren Ferne auch der Gipfel des Inselberges aus dem Thüringer Walde hervor. In westlicher Richtung kommt der Quiller mit dem Heiligen Berg und schliesslich sogar der Ahlheimer bei Rothenburg zum Vorschein, aber zu den Füßen breiten sich in sanft gewellter Form die herrlichen Waldflächen des Habichtswaldes [185] aus mit seinem vorliegenden Buchenbestande, aber auch mit seinen anderen vielfachen Baumarten, die das Bild in jeder Jahreszeit reizvoll beleben. Vom Octogon gesehen liegt vor einem in der Achse das massig wirkende Schloss und weiter rechts blickt schüchtern aus dem Waldesgrün die Löwenburg hervor. Über das Schloss hinweg verfolgt man die gerade Linie bis in das Herz der Stadt und recht wie links von der Stadt folgt man dem schlangengleichen Laufe der wie ein Silberstreifen sich hinziehenden Fulda mit den an ihr und in ihrer Umgebung liegenden Ortschaften, die dem grossen Kasseler Talkessel eine ganz besondere Note verleihen. Zu allen Jahreszeiten findet der Naturfreund hier auf der Höhe Landschaftsbilder, die sich ihm unvergesslich einprägen. Ich erinnere mich häufig des grossartigen Eindruckes, wenn ein ungeheures Nebelmeer, das sich über des ganze Talbecken verbreitete und dem Auge Ortschaften und Wälder völlig entzog und man nur die weit entfernt liegenden Bergzüge vom Octogon aus sichtete und dadurch den Eindruck gewann, als ob ein ungeheures Meer vor einem ausgebreitet läge und die fernen Bergzüge gewissermaßen das jenseitige Ufer bildeten. Der Blick vom Octogon aus nach Westen hin ist weniger reizvoll. Zwar erblickt man das hohe Gras und davor den Ziegenkopf, links das Herbsthäuschen und die Schauenburg, ja, dahinter kommt auch der Langenberg hervor und in der Ferne sieht man die Waldecker Berge und auch den Dörnberg, aber alle diese Höhen sind dem Herkules zu nahe gerückt; auch sind die Höhenunterschiede zu gering, um dieser Landschaft eine besonders malerische Wirkung zu verleihen. Wie anders und wie aussergewöhnlich eindrucksvoll tritt aber schon der trotzig daliegende 578 m hohe Dörnberg mit den Schreckensbergen hervor, wenn man sich hinter der Zeche Herkules hinlagert und von dort das sich darbietende Landschaftsbild auf sich einwirken lässt. Hat man noch das Glück an dieser Stelle einen schönen Sonnenuntergang zu geniessen, wie es mir mehrfach beschieden war, dann prägt sich dieser Fernblick tief und unauslöschlich dem Gedächtnisse ein. Gerade in der Stadt Kassel sind Sonnenuntergänge wegen des im Westen vorgelagerten Habichtswaldes nur an ganz wenigen Stellen zu geniessen. Hinter dem Herkules ähnelt die Landschaft übrigens mit der geringen Talmulde und den vereinzelt stehenden Bäumen in hohem Maße einer englischen Parkanlage. Wie man es oft auf Hochebenen findet, sausen hier rauhe Stürme dahin und der Boden lässt hier kaum einen Feldebau zu. Nur dürftige Weide gibt es hier, aber an

einzelnen Bäumen kann man sehen, wie sie jahrzehntelang den Stürmen, die über diese Hochebene hinwegbrausen, getrotzt haben. Es sind wetterharte Burschen, oft schon krumm gebogen und vom Blitz zerfetzt, die man unter den Föhren hier oben antrifft und die dem Landschaftsbild eine herbe und ernst gestimmte Note verleihen. Aber wenn auch die Weide dürrig ist, so wird sie doch von weit her, ja, oft von Süddeutschland herkommenden Schafherden gern aufgesucht und meine Frau hat mit den Schafhirten bei ihren vielen Spaziergängen hinter dem Herkules manch' interessante Unterhaltung die aus den Erfahrungen und Lebenskenntnissen dieser Leute schöpfte, gepflogen. Diese Schafhirten haben ihr stets erklärt, dass diese würzige Luft auch für die Schafe, die aus einem milderen Klima kommen, von gesunder Wirkung ist. Wie anregend allein ist auch eine Kammwanderung vom Herkules nach den Elf Buchen; es ist in der Tat ein richtiger Promenadenweg. Jeder der Durchblicke auf diesem Wege erschließt neue Landschaftsbilder. In der Nähe der Elf Buchen stand auch die stattliche Christbuche, ein etwa 350jähriger Baum. Woher eigentlich der Name „Christbuche“ stammt, ist schwer zu ergründen. Die Annahme, dass in dieser Gegend sich in vorgeschichtlicher Zeit eine Kultstätte befand, spukt wohl nur in der Phantasie eifriger Kulturforscher. Ist auch eine solche Möglichkeit durchaus nicht zu bestreiten, so kann man doch die Christbuche, die wohl zu Zeiten des Landgrafen Moritz des Gelehrten gepflanzt sein mag, damit kaum in Zusammenhang bringen [186] wenn auch die ganze kreisförmige Anlage der dazugehörigen Baumpflanzung leicht zu ähnlichen Annahmen führen könnte. Sind es auch bei dieser Wanderung am Horizonte immer die gleichen Bergzüge, die man schon vom Octogon aus gesehen hat, so finden wir sie bei diesen Durchblicken gewissermaßen stets neu umrahmt wieder. Das ganze Wald- und Berggelände um den Herkules herum wird auch vielfach von Fremden, die nur Tage oder Wochen sich in Wilhelmshöhe aufhalten, durchwandert, aber zu grösseren Tageswanderungen, die weit über den Herkules hinausführen und erst das ganze hessische Bergland in seiner ganzen Eigenart und herben Schönheit aufschliessen, schwingen sich die Fremden weniger auf. Solche Wanderungen bleiben den altingesessenen Naturfreunden vorbehalten. Gewiss wird wohl in neuerer Zeit das ganze Hinterland des Habichtewaldes bis in die Waldecker Berge hinein auch von Fremden, die glückliche Besitzer von Autos oder Motorrädern sind, im Fluge durchmessen, aber diese moderne Art, die Eigenart der Landschaft kennen zu lernen, entbehrt natürlich des intimen Reizes, der immer nur den Fusswanderungen innewohnt. Das häufigste Ziel meiner sonn- und feiertäglichen Fusswanderungen zu allen Jahreszeiten war das Hohe Gras, der Dörnberg und der Langenberg mit dem Niedensteiner Kopf. Zu allen diesen Gipfeln und Höhenzügen gelangt man auf so schönen und zahllosen Waldwegen, dass es schwierig ist, sie im Einzelnen aufzuzählen und Lobgesänge auf sie anzustimmen. Prachtige Buchenwälder, Fichten- und Tannenwaldungen, an deren Rande sich stets liebliche Blicke auf Berg und Tal auftun, werden durchschritten. Wenn es auch unmöglich ist und auch den Rahmen meiner Niederschrift überschreiten würde, aller dieser Wanderungen zu gedenken, so möchte ich doch zur Kennzeichnung der landschaftlichen Reize der näheren Umgebung Kassels auf einzelne Wanderungen, an denen sich meine Frau, die gleich mir grosse Freude am Wandern empfindet, als braver Wandergenosse beteiligte, soweit es ihre schwankende Gesundheit nur je erlaubte, hinweisen.

Fremde wollen es nie glauben, dass eine eigentliche Steigerung in der Schönheit der Landschaft erst beginnt, wenn man die Wälder und Höhen rechts und links und nordwestlich vom Wilhelmshöher Park und Herkules Gebiet aufsucht. Schon, wenn man den breiten Weg vorbei am Forsthaus das gegenüber dem früheren Gossmann'schen Sanatorium liegt, zum Kuhberg hinansteigt, ist der Blick über die Corbacherstrasse und die Gartenstadt Brasselsberg hinweg ungemein reizvoll. Man sieht die durch ihre unmittelbare Nähe massiv wirkenden beiden Baunsberge, den Brasselsberg und im Hintergrunde die anmutigen Linien der fernen Bergzüge. Ist man ungefähr auf der Höhe des Kuhberges angelangt, so liegt zur Linken, eingebettet in einem reizenden Wiesenthale diese sehr beliebte Kaffeestation „Zeche Marie“, heute ein stattliches Restaurant mit grossen Terrassen, wo man für billiges Geld sich an Kaffee und anderen guten Dingen erquicken kann. Zahllos sind die Sonntagnachmittage, wo wir wie viele andere wanderlustige Kasseler dahin pilgerten und fast immer die gleichen Gäste trafen. In früheren Zeiten war dort die Unterbringung noch recht primitiv und doch hatte die Ursprünglichkeit, mit der man auf rohgezimmerten Holzbänken und an ebensolchen Tischen im Gemüsegarten unter Hühnern Katzen und Hunden oder in dem kahlen Zimmer des einfachen Steigerhäuschen sass und den aufgegossenen Kaffee mit den mitgebrachten Kuchen mit wahrer Inbrunst verzehrte, ihren ganz besonderen Reiz. Hier traf ich regelmässig während langer Jahre den mir befreundeten Rektor und Schriftsteller Arnold Latwesen und den verstorbenen Pianohändler Sänger und früheren Lehrer Georg Schade mit ihren Lehrerkollegen und genoss mit den anderen die von Witz und Geist übersprudelnde wie unerschöpfliche Unterhaltung Latwesen's, die mir zeitlebens in angenehmer Erinnerung bleiben wird. Nach der Kaffeorgie in Zeche Marie ging man gewöhnlich auf den Brasselsberg und oberhalb der Porta Lapidaria auf einem Umweg, der einen herrlichen Fernblick nach den Baunsbergen und dem Langenberg eröffnet, nach dem Plateau des Kuhberges. Von diesem Plateau sind durch in neuerer Zeit vorgenommene Abholzungen wundervolle Durchblicke nach allen Seiten entstanden. Da man das Kasseler Becken [187] vom Kuhberg nicht sieht, das Stadtbild somit ganz aus dem Blickfeld entschwunden ist und nur bewaldete Höhen in der Ferne winken, glaubt man sich schon auf dem Kuhberge nicht mehr in der Nähe einer grösseren Stadt, sondern mitten in ein Waldgebirge hineinversetzt.

Ein anderer Weg fährt auch an der Teufelsmauer vorbei und von dort aus kann man in einem Abstecher den versteckt liegenden Hirzstein aufsuchen von dem man einen überraschend schönen Blick auf das Baunathal und die Umgebung von Elgershausen geniesst. Im Vordergrund gegenüber erhebt sich der breit ausladende Basaltrücken des Langenberges und den Abschluss bildet nach Norden der steil aufregende, spitze Basaltkegel der Schauenburg mit dem malerisch zu seinen Füßen liegenden Hoof. Vor vielen Jahrhunderten winkte von diesem Kegel die Burg der Schauenburger, dem einst mächtigsten Geschlechte der Kasseler Gegend, herüber. Auch Inhaber des obersten Gerichts zu Dietmelle, dem heutigen Kirchditmold, war dieses Geschlecht, von dem schon um das Jahr 1089 ein Graf Adalbert genannt wird, dem man die Gründung des Klosters Weissenstein zuschreibt, über welches er ebenso wie über das Kloster Kaufungen die Schutzherrschaft ausübte. Später gingen sämtliche Rechte der Schauenburger wie auch die von ihnen ausgeübte Gerichtsbarkeit in Dietmelle auf den Erzbischof von Mainz über. Dieser wieder verpfändete die Burg an verschiedene Familien der hessischen Ritterschaft unter anderem auch an die Dalwigks, die heute noch in der Nähe

von Hoof auf ihren Gütern sitzen. Längst ist die einstige Burg der Schauenburger verschwunden, ebenso verschwanden bis auf wenige Überreste viele andere Burgen, die sicherlich manche Kuppen und Höhen des hessischen Berglandes einst krönten.

Schon bei halbtägigen Ausflügen erschliessen sich alle die erwähnten Schönheiten. In heutiger Zeit ist es aber dem Kasseler möglich, seinen Nachmittagskaffee in bequemer Weise auf 600 m. Höhe über dem Meeresspiegel einzunehmen, denn an gewissen Tagen führen die Schnellwagen der Herkulesbahn ihn aus dem Herzen der Stadt in kurzer Zeit auf die Höhen des Hohen Gras Gipfels. So nahe ist nun dieser Gipfel des Habichtswaldes an die Stadt herangerückt. Aber um die Gegend um das Hohe Gras herum ausgiebig auszukosten, bedurfte es in früheren Zeiten schon eines anstrengenden Tagesausfluges. Für den Anmarsch nach dem hohen Gras standen viele schöne Wege zur Wahl. Unter Benutzung der Herkulesbahn ging man entweder über die Oberförsterei Sand oder von Neu-Holland auf einen mit Birken bepflanzten Fusspfad auf den Ziegenkopf zu und stieg dann rechts abbiegend über eine Hute zum Gipfel auf. Bei sonnigem Wetter setzte man sich vor dem letzten Aufstiege, ein wenig rastend, an den Waldrand und genoss den herrlichen Gebirgsblick über die Hutten hinweg zum Herbsthäuschen, Habichtsspiel und nach den am Horizonte hervorschimmernden Bergen und Höhenzügen. Hat man aber erst einmal den Aussichtsturm bestiegen, dann wird man durch einen Rundblick gefesselt wie man ihn sicherlich nicht grossartiger in anderen deutschen Mittelgebirgen wiederfindet. Hinunter taucht das Auge in das unermessliche Waldmeer eines grossen Teiles des hessischen Berglandes, das sich von hier dem Blicke in grossartiger Weise darbietet. Hat man günstiges Wetter, so treten am fernen Horizonte die Höhen des Rhöngebirges, des Thüringer- und des Teutoburger Waldes hervor. Bei sichtigem Wetter erkennt man in der Richtung des Waldecker Berglandes das heute vom Eddersee umspülte Schloss Waldeck. Auch die Weidelsburg wird sichtbar. Als ich einmal an einem Vorfrühlingstage, als der Tag bereits zur Neige ging, den Turm bestieg, da wurde mir das seltene Glück zu Teil, dort oben einen beispiellos schönen Sonnenuntergang zu erleben. Hinten am Horizont war soeben die Sonne verschwunden. Untergehend hatte sie einen wahren Feuerbrand entzündet, denn plötzlich flammte der ganze Himmel rotglühend auf und in allen Farbennuancen zuckten flammende Strahlen am Himmelgewölbe empor. Feurige Wolkenmassen streiften dahin und unwillkürlich fühlte man sich bei diesem Anblicke in die Rheingoldstimmung versetzt wenn Wotan singt: „Abendlich strahlt der Sonne Auge, in prächtiger Glut prangt glänzend die Burg.“ Sicherlich hat bei der Konzeption dieser Szenerie und Musik dem Dichter [188] und Komponisten ein ähnliches Naturerlebnis Pate gestanden.

Wie erhebend auch ein Rundblick, wie man ihn vom hohen Grasturm geniessen kann, sein mag, so wirken doch die Fernsichten, die sich dem Wanderer hinter dem Hohen Gras auf Wegen über den Arensberg und Essigberg als Durchblicke darbieten, weit mehr, insbesondere aber wenn man den Umweg, der über den Arenberg führt, in der Richtung nach dem Dörnberg wählt. Dieser Weg ist allerdings etwas schwieriger zu finden. Man wendet sich, ehe man zur Ehlener Strasse gelangt rechts in einen Seitenweg, der nach Hoof führt, geht dann aber nicht nach Hoof hinunter, sondern bleibt auf der Höhe, sich wieder rechts wendend, und gelangt dann auf einen Randweg, der bei allen Lichtungen die wundervollsten Durchblicke gewährt. Gleich bei der ersten Lichtung ist die Aussicht so überwältigend, dass es meine Frau und mich stets mit unwiderstehlicher Gewalt nach diesem Flecke hinzog,

die, wie mir auch von anderen, die ich zu dieser Stelle hinführte, bestätigt wurde, der weitaus schönste Gebirgsblick im ganzen Habichtswaldgebiet sein dürfte. Wunderbarerweise war er nur den wirklichen Wanderern bekannt, denn wer sonst nach dem Hohen Gras kommt, begnügt sich mit dem Rundblick vom Turm oder mit dem Panorama, das man von der Ehlener Strasse geniessen kann. Vielleicht ist er heute, nachdem die Kasseler so schnell und leicht das Hohe Gras erreichen können, bekannter geworden. Wären die Höhenzüge, die man von dieser Lichtung am Arensberge erblickt, höher, ja, gigantischer, so würde wenig Phantasie dazu gehören, um sich in eine wahre Alpengenie hineinversetzt zu denken. Jedenfalls ist hier schon eine Stelle, die zu längerem Verweilen einlädt, denn hier blickt man wirklich in eine lachende Landschaft von unsagbarem Reiz. Unverwischbar ist mir das Bild in der Seele gegraben, das sich mehrfach, insbesondere aber in den Mittagsstunden eines herrlichen, ungemein sonnigen Frühjahrstage vor meinem Blicke aufrollte. Da erschien die Landschaft von so leuchtender Farbenglut und Fülle, dass man den Blick nicht genug in sie versenken konnte. Im Vordergrund heben sich in charakteristischem Rhythmus, sozusagen als Dominante der Landschaft, die Höhenlinien des Langenberg, der Schauenburg, der Burghasunger Berge und der Bärenberge ab, dahinter verschwimmen im bläulichen Dunst am Horizonte die sanften Wellenlinien der Bergzüge des Waldecker Landes. Dann aber wieder der anmutige Wechsel von Ackerbreiten und Waldstücken, von bewaldeten Hängen und Kuppen. Hier schimmern mit Burgruinen gekrönte Bergspitzen hervor, dort erblickt man kleine Dörfer mit ihren Kirchtürmen, dazwischen hellgrüne Wiesenflächen, Tannenschläge, die dunkle Schatten werfen und Laubwald bringen eine farbige Abwechslung in das ganze Bild. Vom dunkelsten Schwarz bis zum hellsten Grün entstand so die schönste Skala prächtiger Frühlingsfarben, die mit dem bläulichen Dunstton der in der Ferne am Horizonte verschwimmenden Berge wundersam zusammenklingen. Dieser Randweg nach dem Dörnberg erschliesst aber noch andere schöne Fernsichten, die besonders durch den Isthaberg, dann auch wieder durch den Spitzkegel der Schauenburg, den rhythmisch verlaufenden Linien des Hunds- und Wattenberges bestimmt werden. Jedenfalls wechseln auf dem Wege vom Hohen Gras um den Arensberg und Essigberg herum die Landschaftsbilder kaleidoskopartig. Häufig ändert sich der Rahmen, während die Bergzüge, die man in der Ferne erblickt, meistens immer dieselben bleiben. Auch die eigenartig geformte Bergkuppe, auf der Burghasungen liegt, gibt dem Landschaftsbild ein charakteristisches Gepräge. Als ich einmal über den Habichtswald ins Waldeckerland einen Ausflug unternahm, habe ich das mich im Fernbilde immer sehr anziehende Burghasungen berührt und, wie ich mich erinnere, dort noch Überreste des früheren Klosters angetroffen. Jedenfalls deutete in diesem kleinen recht altertümlich wirkenden Orte Vieles darauf hin, dass hier sich einst eine uralte Siedlung befand. Urkunden über das Bestehen der Klostersiedlung gehen bis auf 1019 n. Chr. zurück. Im Jahre 1082 hausten dort die Benedictiner Mönche und zu ihrer Abtei gehörte reicher Güterbesitz. Auch als Wallfahrtsort erfreute sich das einstige Kloster Burghasungen eines bedeutenden Rufes, aber die Klosterleute jener Zeit bildeten auch ein sehr [189] wehrhaften Geschlecht, das sich in häufigen Kämpfen mit den Zierenbergern herumschlug. Das Kloster soll nach historischen Forschungen schon im dreissigjährigen Krieg völlig zerstört worden sein. Der 40 m hohe Turm der Klosterkirche, ein letzter Zeuge alter Herrlichkeit, wurde 1876 durch einen Blitzstrahl getroffen und seine noch bis Februar 1896 stehenden Trümmer von einem Sturme vollends niedergelegt. Als letzten

Überrest dieser einstigen Klostersiedlung entdeckt man nur noch die von einigen Bäumen umstandene Zisterne, die für das Wirtschaftswasser des Klosters bestimmt war. Unter den Höhenzügen des hessischen Berglandes nimmt das auf seinem Kamm kaum bewaldete, trotzig in der Landschaft hervorstehende Dörnberg-Massiv mit seinen, in eigenartigem Rhythmus verlaufenden Konturen eine besondere Stellung ein. Überall, wo bei Fernsichten im Gesichtsfelde die Berglinie der Dörnberggruppe erscheint, erfährt das Landschaftsbild eine ungemein reizvolle Belebung. Prächtig ist der Blick, wenn man von der Herkulesseite über Zeche Herkules durch die Talmulde nach dem Forsthaus Dörnberg hinmarschiert. In früheren Jahrzehnten hatte der Hegemeister Sch. die Konzession, Kaffee auszuschenken und den Wanderern Erfrischungen darzureichen. Auf diese Weise wurde das Forsthaus Dörnberg für die echten Naturfreunde zu einer der beliebtesten und hinsichtlich seiner landschaftlichen Lage hervorragendsten Kaffeestation. Schliesslich nahm der wirkliche Naturfreund an der zweifelhaften Güte des meist nach „Blümchen“ schmeckenden Kaffees keinen Anstoss, denn er wurde durch die Stimmungsgewalt der vor ihm sich ausbreitenden Landschaft mehr als reichlich entschädigt. Als später das Forsthaus Kaffeegäste nicht mehr aufnehmen durfte, pilgerte man nach einer neuen Wirtschaft, die sich in der Nähe der vom Ahnethal nach dem Dorfe Dörnberg führenden Strasse aufgetan hatte und sich „Igelsburg“ nannte. Denn so hiess die einstige grosse Burg, die zum Schutzwall des Chattengaues gehörte und in der dortigen Gegend gelegen war. Von Forschern ist sogar ihre Lage genau bestimmt worden. Wenn man östlich bzw. südöstlich die dem Dörnberg vorgelagerten Felskuppen den Hohlestein und Katzenstein durch eine gerade Linie verbindet und diese nach Süden verlängert, so trifft sie etwa 800 Schritt südlich von der durch das Ahnathal nach dem Dorf Dörnberg führenden grossen Strasse auf die einstige Igelsburg. Diese lag also auf dem oberen Rande der Westseite des hier tief eingeschnittenen Ahnathales. Ob nun diese Ortsbestimmung ganz genau ist, das bleibe den Forschern überlassen. Jedenfalls haben wir bei der modernen Burgfrau, bei Frau Freden mit ihren netten Töchtern oft unseren Kaffee genossen und standen bei der Wirtin, da wir nicht zu den Aufgiessern gehörten, in einem gewissen Ansehen, aber bei aller gastlichen Aufnahme, die man in der Igelsburg fand, vermisste man doch schmerzlich die malerische Fernsicht vom Forsthaus Dörnberg aus, mit der sich der Blick, den man von dem Wirtshause Igelsburg auf das Dörnberg-Massiv genoss, niemals messen konnte. Den Dörnberg besteigt man am besten von dem Dorfe Dörnberg aus. Der Weg führt bequem durch schönen Wald hinauf und prachtvolle Ausblicke erwarten den glücklich auf dem Kamme angelangten Wanderer. Schwieriger, aber malerischer und an Hochgebirgstouren gemahnend ist der Aufstieg über den Hohlestein und Katzenstein. Auch die Tagesausflüge, die man zur Wanderung nach den Langenbergen unbedingt nötig hat, sind nicht viel weniger anstrengend als die Dörnbergtouren ganz gleich ob man in die Langenberge von Grossenritte her über Gertrudenstift, das an ihrem Rande liegt oder von Hoof aus eintritt. Die beliebteste Wanderung erfolgt gewöhnlich über das Hohe Gras. Von dort geht man durch einen Waldpfad nach Hoof hinunter. Hier ist die engste Stelle des Ehlener Thales. Von Hoof aus tritt man in die Langenberge hinein. Nach Überschreitung des Kammes gelangt man nach Elmshagen und oberhalb des Ortes am Waldrand lag ich oft, um die entzückenden Fernsichten in das Waldecker Land zu geniessen. In nicht zu weiter Ferne erblickt man den Wald Rücken der Altenburg, die wohl im Mittelalter oder früher den dortigen Gau beherrscht haben mag. Heute verbergen mächtige Buchenkronen geheimnisvoll die

einstige Burgenherrlichkeit, von der man durch Ausgrabungen wenigstens den Ringwällen [190] auf die Spur gekommen ist. Über die Altenburg und den Falkenstein setzt man die Wanderung auf schönen Waldpfaden teils auch auf sonnigen Feldwegen nach dem sehr altertümlich anmutenden Niedenstein fort. Idyllisch liegt dieses kleinste der hessischen Städtchen am Fusse des Basaltkegels, auf dem einst die Burg Niedenstein thronte. Auf dem Wege über den Basaltkegel „Niedensteiner Kopf“ genannt, den man gern noch bei sichtigem Wetter, um den umfassenden Rundblick zu genießen, besteigt, kommt man an der anderen Seite des Langenberges an der dicken Eiche und am Bilstein vorbei am Gertudenstift wieder heraus und ist heilfroh, wenn man in Grossenritte den Abendzug der Kasseler-Naumburger Bahn noch erreicht. Der Hessisch-Waldeckische Gebirgsverein, dem ich in früheren Jahren auch mal als Mitglied angehörte und dessen Verdienste um die Erschliessung der herrlichen hessischen Gebirgslandschaft, insbesondere durch Schaffung vorzüglich gezeichneter wie gut unterhaltener Wege und Pfade nicht genug gewürdigt werden können, hat übrigens durch die Errichtung des Hessenturmes, der jetzt den Niedensteiner Kopf krönt, eine neue höchst willkommene Möglichkeit zu einem prächtigem Fernblick geschaffen, der auch von dieser Stelle aus die Schönheit des Hessenlandes offenbart. Die Langenberge, die von den Wanderern verhältnismässig wenig aufgesucht werden, habe ich auch nach allen Richtungen durchstreift und mich wegen ihrer Unübersichtlichkeit in ihnen häufig verirrt. Für Pilzsucher haben sie eine ganz besondere Anziehungskraft, da sie in dieser Hinsicht als sehr ergiebig gelten und nicht so abgegrast sind wie das übrige Habichtswaldgebiet. In verhältnismässig bequemer Weise gelangt man übrigens mit der Kasseler-Naumburger Bahn nach dem Waldecker Bergland, denn von dem Endpunkte der Bahn, also von Naumburg aus, führt ein hübscher Waldweg nach Schloss Waldeck. Von der Terrasse dieses wunderhübsch gelegenen alten um das Jahr 800 erbauten Schlosses, der Stammburg des Waldecker Fürstenhauses, auf der ich schon in den ersten Jahre unseres Jahrhunderts stand, liess ich meinen Blick über das reizende Edderthal mit den gegenüberliegenden Berg- und Höhenzügen schweifen. Wie mächtig vertiefte sich aber der Eindruck als ich viele Jahre später gelegentlich einer Wanderung von Wildungen aus wieder auf der Terrasse dieses Schlosses stand und nun sich vor meinem Blicke der inzwischen entstandene mächtige Stausee, der unter dem Namen Eddersee heute eine grosse Berühmtheit erlangt hat ausbreitete. Dieser See, der etwa 26 km lang und an gewissen Stellen bis 1000 m breit ist, wirkt natürlich am grossartigsten vom Schlosse Waldeck aus, das ungefähr 200 m oberhalb des Seespiegels liegt. Wie grandios nahm sich jetzt der gleiche Gebirgsblick aus, seitdem das steil nach dem Edderthal abfallende Schloss von diesem mächtigen, sich weithin und in mehreren Windungen ausdehnenden Eddersee umspült wird, einem See, den nicht Natur geschaffen hat, der vielmehr durch menschlichen Willen in diese berückende Landschaft hineingezaubert wurde. Es ist eine wahre Augenweide über die grosse Wasserfläche in der Feme in nordwestlicher Richtung die westfälischen Berge des Sauerlandes, weiter nördlich den Isthaberg, die Weidelsburg und rechts davon am Horizont den Bärenberg, den Dörnberg, den Habichtswald mit dem Hohen Gras auftauchen zu sehen. In östlicher Richtung erspäht das Auge die Höhen des Langenberges, den Schlossberg bei Homberg, im Süden den Hundsberg und dahinter den Wüstegarten im Kellerwald. Heutzutage ist natürlich Schloss Waldeck mehr als je das Ziel naturfreudiger Ausflügler von Kassel und Wildungen geworden, zumal es im Autoverkehr schnell von diesen Plätzen erreicht wird, denn der Eddersee,

wohl einer der umfangreicheren Stausees in Europa, gehört in landschaftlicher Beziehung unter den bisher geschaffenen Stauseen sicherlich zu den weitaus schönsten, und wer nicht gerade blasiert ist, wird eine entfernte Ähnlichkeit dieser Gegend mit den natürlich durch die Bergriesen grossartiger wirkenden Alpenseen nicht ganz von der Hand weisen. Unwillkürlich tauchte in mir beim ersten Anblick des Sees mit den bewaldeten Berghöhen, die zwar nicht über allen den See [191] heranreichen, aber doch in nicht allzuweiter Entfernung zu erblicken sind, die Erinnerung an den Vierwaldstättersee auf. Unter sich hat der neugeschaffene See mehrere Dörfer, die an der Edder lagen, begraben. Sie sind wie einst Vineta untergegangen, um an anderer Stelle neu aufzuerstehen, unter anderen auch Berich, wohin man früher von Schloss Waldeck herunterstieg, um über Hemfurt, wo heute die Sperrmauer liegt und über Kleinern nach Reinhardshausen und Wildungen zurückzuwandern.

Mit meinen Wanderungen in den von meiner Wohnung am leichtesten erreichbarem Gebiet des Habichtswaldes erschöpfte sich während des Vierteljahrhunderts, als ich mich als Kasseler Bürger fühlen durfte, meine Wanderlust durchaus nicht. Mit meiner Ehegefährtin oder meinen Freunden habe ich zahllose Wanderungen auch in den Gebieten des Reinhardswaldes, der Söhre, des Stiftswaldes, des Kaufungerwaldes, des hohen Grases, im Fulda-, Werra- und Weserthal, nach dem Heiligenberg, nach der Melsunger Gegend und nach dem Stahlberg mit dem Abstecher nach Wilhelmsthal unternommen. Nicht aller Naturschönheiten in diesen wahren Waldparadiesen und herrlichen Flusstälern kann ich gedenken, wenn ich im Geiste diese Gebiete wieder durchstreife. Aber die nachhaltigsten Eindrücke, die in meiner Erinnerung immer wieder aufleben will ich festzuhalten versuchen.

Im Reinhardswalde sind wohl der Gahrenberg und die Sababurg die beliebtesten Ziele, wenn man ihn nicht ganz durchwandern will, wozu ein eintägiger Ausflug aber nicht ausreicht. Kann man die Wanderung auf mehrere Tage oder wenigstens auf zwei Tage ausdehnen, dann erreicht man auch das reizend gelegene Karlshafen, wo der Weserstrom wie ein breites glänzendes Band an der Stadt vorbeizieht. Auch mit dem Auto habe ich den ganzen Reinhardswald durchsaust, habe aber doch den Wanderungen stets den Vorzug gegeben, denn sie allein führen an idyllisch schöne Plätze. Die stille Hugenottenstadt Karlshafen, die einst der Ausgangspunkt des Kanals bilden sollte, den nach einem für die damalige Zeit geradezu grandiosen Projecte der geniale Landgraf Carl bauen wollte, um die Weser mit der Lahn zu verbinden, ist auch abgesehen von ihrer sonstigen landschaftlichen Lage sehenswert wegen ihrer prachtvollen Barockbauten des Rathauses und Invalidenhauses. Über der Stadt an einem Berghang liegt die Krukenburg, die einzige Stätte in Deutschland, wo um ein bereits bestehendes Gotteshaus herum eine Burg gebaut wurde. Der Blick von der Krukenburg, die bald erstiegen ist, auf die Stadt und das Weserthal erschliesst reizvolle Bilder.

Für die Reinhardswaldwanderungen nimmt man gewöhnlich seinen Ausgangspunkt von Wilhelmshausen oder Immenhausen, wenn man nur nach dem Gahrenberg wandert und von dort zurück nach Hann. Münden und von Hofgeismar, wenn man über Schloss und Gestüt Beberbeck nach der Sababurg gelangen will. Vom Gahrenberg, der vollständig zugewachsen ist, geniesst man leider keine Aussicht, wie überhaupt der Reinhardswald an Fernsichten und Durchblicken, an denen der Habichtswald so ausserordentlich reich ist, nur wenige oder gar keine Möglichkeiten bietet. Nur wenn man aus

ihm heraustritt und an seine sich nach der Fulda und Weser öffnenden Waldränder gelangt, dann entrollen sich dem Blicke allerdings die entzückendsten Flussthalszenerien. Und doch erschliesst dieses gewaltige zwischen Weser und Diemel, Esse und Fulda sich erstreckende Waldviereck Waldbilder von so eigenartigem Reiz, dass ich gerade diesen Hochwald, in dem man sich von einem urkräftigen Lebensodem umweht fühlt, auf jeder neuen Wanderung immer mehr lieb gewann trotz dem eigentlichen Fehlen von Gipfeln, von denen man schöne Fernsichten und Durchblicke geniessen kann. Der grossartige und vielfältige Baumbestand ist es in erster Linie, der den Reinhardswald besonder reizvoll macht. Vielhundertjährige, ja wohl fast tausendjährige Eichen und Buchen mit enormen Stammesumfang recken hier ihre Wipfel in herrlicher Structur zum Himmel empor. [192]

Auch stehen sie in diesen Waldgebieten nicht immer in geschlossenen Reihen, sondern häufig isoliert auf anmutigen Wiesenflächen.

Stundenlang kann man durch diesen sich weithin erstreckenden Forst mit seinen uralten Baumriesen wandern. Bald nimmt einen herrlicher Buchenwald auf, bald schreitet man durch hohe Tannenschneisen oder prächtige Eichenalleen. Kaum ein Laut der bewegten Welt dringt aus den Thälern hinauf in diese hehre Waldeinsamkeit und es können oft Stunden vergehen, ehe man überhaupt einem Menschen begegnet. Und doch ist dieser riesige Waldbezirk oft recht lebendig. An nebligen Herbstabenden wird man leicht erschreckt auffahren, wenn plötzlich der weithin tönende Kampfschrei des Rothirsches die Stille der Natur durchbricht. Dann kann man, wenn das Glück einem hold ist, aus den Dickungen auch Rotwild hervorbrechen sehen. Doch wird man den Schwarzkittel, das unter den alten Eichenbeständen wühlende Wildschwein, nur selten zu Gesicht bekommen. Dass solche wundervollen Waldbilder wie sie der Reinhardswald darbietet um ihrer malerischen Reize willen von jeher bedeutende Maler angelockt haben und dass berühmte Künstler wie Bantzer, Hans von Volkmann, Ubbellohde und Andere den Reinhardswald, der für ihre Schöpferkraft ein erstrebenswertes Ziel bot, aufgesucht und ihm sicherlich viele herrliche Landschaftsmotive abgewonnen haben, ist daher nur zu verständlich. Aber die ganze Urwüchsigkeit des Reinhardswaldes wird man erst in der Gegend um die Sababurg herum gewahr. Wenn man die heute von Wucherpflanzen, insbesondere von Hollunder umrankten Trümmer der einstigen stolzen Landgrafenburg betritt, dann überkommt einen der Geist der Geschichte und der Blick richtet sich wieder in die vergangenen Jahrhunderte, von denen diese Ruinen Manches erzählen könnten. Erbaut wurde die erste Burg im Jahre 1334 vom Erzbischof von Mainz, sie hiess damals Zapfenburg oder auch Zappenburg. Erst im Jahre 1429 kam sie in den Besitz der Landgrafen von Hessen. Im Jahre 1455 lag sie wieder in Trümmern und wurde vom Landgraf Wilhelm I. neu aufgebaut. Von dieser neu aufgebauten Burg rühren dann jedenfalls die noch heute vorhandenen Reste her. Die grosse Sandsteinmauer um die Sababurg, die heute noch besteht und einen wundervollen Park einschliesst, wurde schon von Landgraf Wilhelm IV. von Hessen errichtet. Unwillkürlich steigt auch die Erinnerung an jene Zeiten auf, als hier im Reinhardswald die Landgrafen und Kurfürsten Hirsche, Wildschweine und anderes Wild hegten, jagten und ländliche Feste feierten. Unter den Landgrafen gab es einige, die eine grosse Tierliebe bekundeten. Dieses zeigte sich wohl auch darin, dass sie versuchten, in Deutschland nicht heimisches Wild in den Reinhardswald zu verpflanzen und dort aufzuziehen, allerdings mit geringem Erfolg. Offenbar hat man dies auch mit dem aus dem hohen Norden nach Mitteldeutschland eingeführten Elentier versucht. In einem Vor-

trage, den Dr. C. Scherer am 31. März 1890 im Verein für hessische Geschichte und Landeskunde hielt, hat er auch Tagebuch-Aufzeichnungen eines der Landgrafen, wahrscheinlich Wilhelm IV. angeführt, die an die Zeit, als man die Versuche mit dem nach dem Reinhardswalde verpflanzten Elentier machte, erinnern. Der betr. Landgraf äusserte sich darin mit folgenden Worten:

„Das Elent ist so lustig, dass wir ein gutes Gefallen zu ihm tragen, denn sobald wir gen Zapfenburg in unseren Tiergarten kommen und es uns reden hört, läuft es zu uns und läuft hinter unsere Pirschwäglein und isst uns Brod aus der Hand, ja, es ist auch so stolz, dass es nicht gern Jemand Fremdes lässt bei unserm Wagen kommen. ...“

In der Sababurg wurden übrigens auch zu Napoleons Zeiten die Silberschätze des Kurfürsten verborgen, um sie vor dem Zugriffe des Feindes zu sichern, aber wie ich mich zu erinnern glaube, soll dies nicht gelungen sein. Heute gehört das Gelände bei der Sababurg als Vorwerk zu dem grossen Gestüt Beberbeck, das schon seit Ende des 15ten Jahrhunderts bestehen soll. Die in dem mittelalterlichen Gestüt gezogenen Pferde wurden Wildpferde genannt, da sie in fast [193] schrankenloser Freiheit im Reinhardswalde umherschwärmten. Erst im Jahre 1680 wurde das wilde Gestüt in ein zahmes umgewandelt. Wer Freude hat an jungen und schönen Pferden, die sich in der Freiheit bewegen, der wird weder den Besuch des Gestüts Beberbecks noch den des Vorwerks bei der Sababurg zu bereuen haben.

Mit der Gegend um die Sababurg herum ist der Name des bekannten Schlachtenmalers Theodor Rocholl eng verknüpft. Auf seinen Pürschgängen nach malerischen Motiven fand Rocholl auch den Weg zu diesem wundervollen Waldwinkel. Hier unter den unvergleichlich schönen Eichen und Buchen schlug er sein Malerheim auf, hier brachte er viele Jahre seines Lebens zu und schöne Ölskizzen von seiner Künstlerhand, die in der Wirtschaft innerhalb der Sababurg als ein teurer Besitz gehütet werden, geben von seinem künstlerischen Wirken Kunde. Seiner Initiative ist auch in erster Linie zu danken, dass der Waldbestand am oberen Kuhberg bei der Sababurg zum Naturschutzgebiet erklärt wurde und so hat sich dort ein wengleich in seinem Umfange verhältnismässig kleiner, wegen seiner Pracht und Urwüchsigkeit aber höchst sehenswerter Naturpark entwickelt, der die Besucher, deren Zahl allerdings angesichts der Abgeschiedenheit dieses schönen Stückchen Erde stets nur begrenzt ist, in eine Stimmung hineinversetzt, die jener ähneln dürfte, wenn man plötzlich einen tropischen Urwald oder Dschungel betritt. Hier wird ihm der Kampf mit den Naturgewalten in vielen durch ihre Anschaulichkeit geradezu verblüffend wirkenden Bildern offenbart. Zu diesem ungemein reizvollen Erdenfleck zog es mich unwiderstehlich zu allen Jahreszeiten hin. Von einer seltenen Vielfältigkeit ist hier der Baumwuchs. Neben knorrigen uralten Eichen von 6 - 8 m. Umfang stehen nicht minder kräftige Buchen. Die Gestalt dieser Bäume, die hier nirgends mehr unter der Obhut des Försters stehen, nimmt oft geradezu groteske Formen an. Ja, fast jeder Stamm hat eigenartigen Charakter und weist besondere Bildungen auf. Wild wächst alles durcheinander. Was unter den Einflüssen der Witterung verdorrt, fällt von selbst ab. Ja, gerade das Absterben der Natur ist hier interessant zu verfolgen. Aber wie überall auch wieder neues Leben unter den Pflanzenruinen entsteht und erblüht, das zu beobachten wird man hier nicht müde. Herunter gerissen von Sturm und Wetter verfaulen mächtige Baumäste am Erdboden. Grosse Bäume, die dem Blitz und den Stürmen nicht trotzen konnten, sind aufgerissen und ausgehöhlt und doch an irgend einer Stelle, wo man es kaum

ahnte ist der Saft im Frühling wieder siegreich aufgestiegen und neu spriesst daraus ein junger Trieb hervor. Gerade so entstehen die bizarrsten Formen. Wenn man nun bedenkt, dass zwischen den Eichen und Buchen schlanke Birken und Erlen, Eberreschen, Hainbuchen, baumartige Hagedorne, Faulbäume und wilde Apfelbäume eingestreut sind, wird man sich die stimmungsvolle Farbenpracht des buntabgetönten Laubes im Herbst, wenn die Sonne ihre Strahlen darauf fallen läßt, leicht vorstellen können. Ein heiliger Schauer umfängt unwillkürlich denjenigen, der zum ersten Male diese Urwaldeinsamkeit betritt, die oft nur durch das Geschrei eines Raubvogels, den rhythmischen Gleichklang des Pochens eines Spechtes oder den knisternden Schritt des über den morschen Waldboden dahinschreitenden Wanderers unterbrochen wird. Nirgends findet er hier die sorgende und ordnende Menschenhand. Hier gebieten – das spürt man bald heraus – einzig und allein die Naturgewalten und bei jedem Schritte künden sich die harten Daseinskämpfe, die hier unbeeinflusst von den Menschen tobten, mit grosser Eindringlichkeit an. Als mich im Jahre 1933 in der Ferne die Zeitungsnachricht von einem Schadenfeuer, das einen nicht unbeträchtlichen Teil dieses Naturschutzgebietes vernichtete, erreichte, war mir der Gedanke an die nun teilweise zerstörte Urwaldpracht mehr als schmerzlich. Aber sicherlich wird die sich selbst überlassene Natur bald wieder in grösserer Pracht wie Phönix aus der Asche emporsteigen. [194]

Gepriesen, ja, gesegnet sei das „Botenlieschen“. Diesen etwas spöttischen Beinamen hat der Kasseler Volksmund der Waldkappeler Bahn beigelegt. Gewiss dieses Bähnchen saust nicht wie ein Express auf einer Hauptlinie dahin, vielmehr windet es sich im beschaulichen Tempo, ja schnecken- gleich das Lossethal bis in das Meissnergebiet hinauf, aber wer möchte dem Botenlieschen darob zürnen. Ist es doch an Sonn- und Feiertagen die Zuflucht aller Wanderlustigen und Naturhungrigen, da es ihnen doch ein schier unermessliches Waldgebirge erschliesst, das sich in dem grossen Gebiet des Delta, das die Fulda und Werra bis zu ihrem Zusammenflusse in die Weser bildet, nach allen Richtungen ausbreitet. Wenn ich mit meiner Frau als Wandergefährtin mit dem Rucksack bepackt an manchem schönen Sonntage in das „Botenlieschen“ einstieg, da war schon die Vorfreude in Erwartung der uns bevorstehenden Naturgenüsse überaus gross, denn das „Botenlieschen“ brachte uns an die Ausgangspunkte für die zahlreichen und herrlichen Wanderungen in den Höhen des Kaufunger Waldes, des Stiftswaldes, der Söhre und der Forsten, die bis hinein in die Meissnergegend reichen. Wenn auch die Erinnerung an diese Wandererlebnisse keineswegs verblasst ist, so ist es mir aber natürlich unmöglich, mich aller Wanderungen, die ich während mehr als ein Vierteljahrhundert teils allein teils mit meiner Frau und meinen Freunden in diesen Waldbergen ausführte, im Einzelnen zu erinnern, aber in Gedanken will ich diese Hochwälder nochmals durchstreifen und auch hier die Eindrücke, wie sie mir die Erinnerung gerade heranzuführt, festzuhalten suchen. Ehe man in den eigentlichen Hochwald eindringt, sollte man wie ich es manchmal tat, das Bähnchen schon in Niederkaufungen verlassen, um erst einmal auf schönen Waldpfaden nach dem Sensenstein und Sichelstein, zwischen denen in einem reizenden Thale die Nieste dahinfließt, hinüberzupilgern. Ja, das Niestethal ist wirklich in seinem lieblichsten Abschnitte zwischen Nieste und Heiligenrode, in dem ich es häufig durchwandert habe, so anmutig, dass diese stillfriedliche weltentrückte Gegend es verdiente, öfters aufgesucht zu werden. Den Sensenstein und Sichelstein, die beide nur eine Wegstunde voneinander entfernt liegen, krönten einst im Mittelalter Burgen, aber von dieser alten

Burgenherrlichkeit ist ausser einiger kümmerlicher Überreste kaum noch etwas zu entdecken. Auf dem Wege in diese dem allgemeinen Wanderverkehr ziemlich entrückte Gegend berührt man unter Anderem auch das Gut Windhausen, das einsam nicht allzu weit von der Bahn auf einem von Heiligenrode bis an den Kaufunger Wald sich hinziehenden Höhenzuge gelegen ist. Deshalb ist der Weg von Niederkaufungen nach Windhausen anfangs recht steil, aber durch die schöne Fernsicht, die er bietet, wird man reichlich für seine Mühe entschädigt. Zu dem Herrenhaus von Windhausen, einem hübschen Schösschen, gehört ein alter mit prachtvollen Riesenbäumen bepflanzter, allerdings etwas verwildeter Park, von dessen Rande man einen herrlichen Fernblick auf den Kaufunger Wald genießt. Früher wenigstens konnte der Blick von einer in der östlichen Ecke des Parkes gelegenen Laube aus den Kaufunger Forst mit dem Bilstein und den Stiftswald mit dem Belgerkopf erhaschen. In früheren Zeiten war dieses Gut Windhausen ein häufiges Wanderziel Kasseler Bürger, denn das sogenannte Affendenkmal, das ganz in dessen Nähe errichtet ist, übte auf die Kasseler Ausflügler eine gewisse Anziehungskraft aus. Von einer der heutigen Generation kaum noch bekannten Begebenheit, die es der Kuriosität halber verdient, der gänzlichen Vergessenheit entrissen zu werden, gibt dieses Denkmal Kunde. Vor mehr als hundert Jahren hat sich hier ein Affendrama im wahrsten Sinne des Wortes abgespielt. Am 15. Septb. 1825 ist der einstige und erste Besitzer des Gutes Windhausen, der im Jahre 1732 geborene Graf Martin Ernst von Schlieffen, der in der preussischen und landgräflichen bzw. kurhessischen Geschichte eine nicht unbedeutende Rolle spielte, gestorben. Sein Lebensgang war recht wechselvoll. Ursprünglich in preussischen Diensten, wo er es bis zum Fähnrich gebracht hatte, aber, wegen Kränklichkeit vorzeitig entlassen, trat er im Jahre 1757 in hessische Dienste, wo ihm dann eine [195] rasche, ihn zu den höchsten Würden führende Laufbahn beschieden war. Der Landgraf Friedrich II., der ihn sehr schätzte, ernannte ihn im Jahre 1772 zum General und Staatsminister. Nach dem Tode des Landgrafen Friedrich II. trat er in preussische Dienste zurück, da ihn der Geiz des Nachfolgers, des Landgrafen Wilhelm IX., des späteren Kurfürsten Wilhelm I. anwiderte und er unter ihm nicht dienen wollte. In Preussen bekleidete er den Rang eines Generalleutnants und wurde Gouverneur der Festung Wesel, bis er dann seinen Lebensabend auf seinem Gute Windhausen verbrachte. Obwohl ein höchst belehrter Herr galt er doch allgemein in der Bevölkerung als Sonderling, aber ein Mensch von tiefer Bildung und philosophischer Veranlagung muss er trotzallem gewesen sein. Seine letzte Ruhestätte fand er auf seinem Gute am Waldrande unter schönen alten Bäumen. In einer kleinen als Ruine erbauten Kapelle liegt er bestattet und die Inschrift, die auf seiner Grabstätte eine Sandsteinplatte trägt, hat er selber verfasst. Aus ihr spricht ein feiner Geist, der uns noch heute Achtung und Wertschätzung abringt. Sie lautet:

Grabmal

Des ersten Schlieffen

Der dort die einsamen Dächer besass.

In ihrer Stille, im sie umschattenden Haine

Dem lästigen Wandel des Hofes, den Friedensmühen der Krieger

So oft als möglich entwischt,

Fand er, vom Schicksal begünstigt,

Vielleicht auch durch Denkart geführt,
Mehr süsse, als herbe Stunden,
Dankbar für jene, gefasst auf diese
Ruhig über die Zukunft.

Der alte General von Schlieffen, dessen Absteigequartier in Kassel, sein Palais, das frühere Hotel König von Preussen auf dem Königsplatze war, liebte die Einsamkeit und wohl nicht allzusehr die Menschen. Seine Liebe wandte er dafür mehr der Tierwelt zu und verfiel auf die bizarre Idee, in seinem Parke eine Schaar Affen anzusiedeln. Diese vermehrte sich rasch und führten ihrer ur-eigensten Natur getreu ein wildes Leben in dem Parke, in dem sie frei umherliefen. Wahre Verheerungen richteten sie in dem Parke selbst und in den Gartenanlagen an, rissen Obst von den Bäumen, neckten und belästigten die Menschen. Ihr gütiger Herr, dem das tolle Treiben seiner grossen Affenfamilie wohl gefiel und ihm in seiner oft gesuchten Einsamkeit viel Zerstreung brachte, sah seinen Lieblingen alles nach und die treue Anhänglichkeit, die seine vierbeinigen Freunde dafür bekundeten, rührte ihn offenbar. Wenn er nach Kassel herunterritt, begleiteten sie ihn bis an den Waldrand und blickten ihm sehnsüchtig nach und ihr Jubel kannte keine Grenzen, wenn er dann wieder zurückkehrte, aber neben anderem Unheil, das sie anrichteten und das dauernd zu Klagen seitens der Bevölkerung Anlass gab, überfiel schliesslich einer der Grössten der Affen ein erwachsenes Mädchen auf dem Wege nach Kaufungen, ein anderer grosser Affe raubte ein drei Wochen altes Kind des Gutsverwalters und erstieg damit das Dach eines Neubaus. Von dem französischen Koch des Generals, namens Lebrun, wurde es gerettet, indem dieser es mit List unter grosser Mühe und Lebensgefahr dem Affen wieder abjagte. Über das Treiben der wüsten afrikanischen Gesellen war nun die Wut der Bevölkerung aufs Höchste gestiegen und man verlangte vom Grafen Schlieffen die Beseitigung der Affen. Dieser nun von allen Seiten an ihn gestellten Forderung konnte sich der Graf nicht länger entziehen und so wurde schliesslich ihr Todesurteil gefällt. Mit einem Male war aus der Affenkomödie eine Tragödie geworden. Das Forstpersonal erhielt den Auftrag, sämtliche Affen abzuschliessen. Graf von Schlieffen, dem das Herz zu schwer war und der dem Abschuss seiner Lieblinge nicht beiwohnen wollte, ritt nach Cassel herunter und als er später wieder zurückkehrte, schloss er sich drei Tage ein. [196]

Am vierten Tage ritt er wieder noch Kassel, um einen Bildhauer mit der Ausführung eines Grabmales zu beauftragen. Auf diese Weise ist das vielen Kasselanern bekannte Affendenkmal bei Windhausen entstanden. Die gebrochene Säule, die das grosse Massengrab seiner Lieblinge ziert, trägt die von ihm selbst verfasste Inschrift, die zwar auch recht sonderlich anmutet, aber doch in ihren Gedankengängen wieder eine philosophische Ader verspüren lässt. Sie lautet folgendermaßen:

Hier
Wiederkehrten
Zum grossen Urstoffhaufen irdischer Wesen
Die letzten Bestandtheile
Eines Geschlechtes Afrikaner,

Lange einheimisch auf diesen Fluren,
Nach manchen Geburten.

Nicht Slavery
Das Schicksal seiner Landsleute, der Schwarzen,
War dessen Loos und ihre Folge.
Liebe für den Wohlthäter,
Der leider endlich,
Da Wutbisse es vergiftet, als alles für einen stritt,
Eigene Wonne gemeiner Wohlfarth
Nachsetzen musste.

Verhängter Tod
Traf Vater und Söhne, Grossväter und Enkel,
Mutter und Säuglinge.
Ganz zählte man's nicht
Zur Gattung der Nächsten.
Ihm hatte Prometheus
Zwo Hände mehr, uns bessere Sprachfähigkeit gegönnt,
Aber
An Verschmitztheit, an Mischung von Güte und Tücken
An Lust gegen Verbot
Schien es in Affenhaut Menschenart
Und
Der Angeborenheit so auffallende Macht
Rieth dem zehnfingrigen Beobachter
Nachsicht für seines Gleichen.

Aus dieser immerhin etwas kurios anmutenden, aber doch gedankenreichen Inschrift spricht jedenfalls die ganze Bitterkeit des Mannes, der sich schliesslich dem Willen seiner Mitmenschen fügen musste und noch einmal seinen Groll über die Menschen, die ihm seine Tierfreude verdarben, unverhohlen Ausdruck gibt. So geistert noch heute um den Park von Windhausen diese Affengeschichte, die bereits beinahe zum Mythos geworden ist.

Für Wanderungen in den Kaufunger- und in den Stiftswald erschien mir stets Oberkaufungen als der günstigste Ausgangspunkt. Hatte man keine Tageswanderung geplant, dann waren schon die Waldwege nach Helsa auf beiden Seiten des Lossethales höchst eindrucksvoll. Von Oberkaufungen wanderte man dann gewöhnlich nach Auerhahnshütte, von hier ging man bei grösseren Touren weiter auf den Bilstein oder wenn die Zeit dazu fehlte, schlug man die Richtung nach dem oberhalb Helsa

liegenden Gr. Stubberg ein. Schon in diesem Waldgebiet des teilweise ganz urhaft wirkenden Kaufunger Forstes gewinnt man einen mächtigen Eindruck von den herrlichen Buchen- Tannen- und Fichtenbeständen, die häufig untermischt sind, von schönen Eichenschlägen und anderen Laubhölzern. Tritt man am Gr. Stubberg aus dem Walde heraus, dann taucht das ungemein idyllisch [197] gelegene Helsa vor dem entzückten Blicke auf. Ja, Helsa ist wirklich ein Idyll', von welcher Stelle man es auch sehen mag, denn auch vom Buchberg bei Wickenrode entzückt die einzig schöne Lage Helsa's. Bei Helsa zweigen mehrere Thäler ab und dadurch erhöht sich die malerische Wirkung dieser Landschaft. Hat man genügend Zeit, so wandert man gern auf der anderen Seite des Lossethales nach Oberkaufungen zurück. Man wählt dann den üblichen Weg über die Bilsteinkirche, ein mit Moosen und Flechten bewachsener Basaltfelsen. Gern schweift am Waldrand der Blick nochmals zurück auf das sich auch von hier ungemein reizvoll ausnehmende Helsa und auf die von ihm ausgehenden Waldthäler, dann erst wendet man sich der Richtung nach dem Belgerkopf zu. Nähert man sich auf dieser Wanderung durch den Stiftswald wieder Oberkaufungen, dann fällt der so überraschend mannigfaltige Baumbestand dieses Reviers auf. Alles wächst hier untereinander und nebeneinander. Hier findet man einzigartige Exemplare von Kiefern, Fichten, Lärchen, Buchen, Birken, Eichen und Eschen. Hier tritt auch der Vogelbeerbaum die Pappel und sogar die Weide auf. Nicht mehr einem gepflegten Forst glaubt man zu durchschreiten. Viel eher umfing mich hier stets Urwaldstimmungszauber, in dessen Bann man in dieser Waldecke unfehlbar geriet.

In früheren Jahren, als es noch keine Söhrebahn gab, ist man auch von Oberkaufungen aus durch den Stiftswald nach der Söhre hinübergewechselt, denn so nah dieses Waldgebiet auch an Kassel heranreicht, ist der Zugang zu Fuss immer doch sehr beschwerlich gewesen. Gern ging man nach dem Stellberg mit seinem hübschen Durchblick nach dem Kasseler Talbecken. Den Rückmarsch wählte man vorzugsweise nach der Fuldaseite, wo die Söhre in sanften Abdachungen abfällt. Hier an ihren Rändern bietet die Söhre Ausblicke von malerischen Reiz, insbesondere da, wo die Fulda zwischen Dennhausen und Berghausen eine Schleife macht, aber auch ins Mülmischthal bin ich mit Vorliebe vom Stellberg hinuntergewandert und wenn das in herrlicher Waldeinsamkeit in diesem Tale eingebettet liegende Eiterhagen mit seinen roten Dächern hindurchschimmert, so zog es einen stets mit magischer Gewalt hinunter in dieses, in tiefem Frieden hindämmernde Waldtal. Hier in Eiterhagen glaubt man die Stimmung zu finden, die den hessischen Heimatdichter Heinrich Bertelmann zu den die „Hessendörfer“ verherrlichenden Versen inspiriert haben könnte.

„Schneeweisse Giebel, rote Dächer
Baumkronen dazwischen als grüne Fächer
Hochwaldbekränzte Hügelränder
Im Grunde goldwogende Ährenbänder
Und in dem Frieden und in der Pracht
Ein graues Kirchlein auf treuer Wacht,“

In späteren Jahren als erst einmal die von Bettenhausen abgehende Söhrebahn eröffnet war, wurde der Kasseler Ausflügler am Endpunkt dieser Bahn Wellerode-Wald bis an die Söhre heran-

gebracht und dieser dann so leicht erreichbare Hochwald wurde ein ganz besonders bevorzugtes Wanderziel. Kreuz und quer habe ich die fast unübersehbaren Waldungen des Kaufungerforstes durchwandert, aber das erstrebenswerteste Ziel blieb stets der über diesem mächtigen Hochwalds thronende Bilstein, mit 640 m. die höchste Erhebung des Kaufunger Waldes. Wie der Reinhardswald ist auch der Kaufunger Wald an umfassenden und schönen Fernsichten verhältnismäßig arm. Dafür birgt er aber in seiner Krone einen Edelstein von ganz besonderem Glanze. Und das ist der Bilstein bei Grossalmerode. Wer nur einmal seinen Blick von dem Aussichtsturm des Bilsteins hinweg über die grünen Waldberge, leuchtenden Wiesen, Städte Flusstäler, Burgen und Dörfer, die überall hervorlugen, schweifen liess, trägt dieses herrliche Landschaftsgemälde sein Leben lang im Herzen. Sowohl im Sonnenglanze als auch bei einem mit Gewitterwolken umzogenen Himmel sandte ich von hier meinen Blick hinaus in diese romantische Landschaft und unvergessen sind diese Eindrücke geblieben. Hier übersieht man fast das ganze Waldgebirge Hessen's. [198]

In der Ferne winken Thüringen's Berge herüber. Bei guter Sicht fallen sogar die Harzberge und der Brocken in das Gesichtsfeld. Folgt aber der Blick dem Silberband der Werra, dann entdeckt das Auge auch den Hanstein, den Ludwigsstein die Teufelskanzel sowie den Meissner und für eine empfängliche Seele gewinnt dann das bestrickende Landschaftsbild noch unendlich mehr an Reiz.

Den hohen Meissner habe ich nur einmal bestiegen und die schönen Fernsichten von dem alten Gasthause Schwalbenthal und von der Kalbe genossen. Kommt man wie ich damals vom Kaufunger Wald her, dann findet man den Anstieg ziemlich reizlos, wie überhaupt der Meissner mich mit seinem vielfach kahlem Kamme ziemlich enttäuschte. Malerischer soll schon der Weg sein, wenn man zum Meissner vom Werrathal bei Albugen durch das Höllenthal seinen Aufstieg nimmt, welchen Weg ich damals allerdings hinabgestiegen bin. Welche Fülle wahrhaft zaubrischer Reize bergen aber die von Kassel so leicht erreichbaren Fulda- Werra[-] und Weserlandschaften! Unserer heutigen paddelnden Jugend sind ja die deutschen Flussläufe viel bekannter geworden als der älteren Generation und ihr enthüllt man nichts Neues, wenn man zum Lobe dieser Landschaften Preislieder anstimmt. Die Schönheiten des Rheines, der grossen völkerverbindenden Verkehrsstrasse, sind weltbekannt, nicht minder kennt der Tourist das an abwechselnden Bildern so einfallsreiche Thal des Neckar, das sonnige Thal der Mosel und das elegisch verträumte Thal der Lahn, aber weltverloren, ja fast noch unerschlossen im Vergleich zu diesen Flusstälern, dünken mir die intimen Schönheiten der Fulda und Werra, während die Weserlandschaft schon jahrzehntelang durch die regelmässigen von Hann. Münden ausgehenden Dampferfahrten eine Menge Naturfreunde anlockt. Viele geben trotz der teilweisen Grossartigkeit der Rheinlandschaft der intimeren Weserlandschaft sogar den Vorzug. Hier bei der Weser ist auf der Strecke von Hann. Münden bis Hameln das Thal enger. Die Bergwälder reichen grösstenteils bis an den Fluss heran und so entstehen oft Bilder von grösserer Lieblichkeit als sie selbst der grandiose Rhein zu bieten vermag. Wer aber von Kassel aus die Bergwälder der grossen Forsten des Kaufungerwaldes, Reinhardswaldes, der Söhre, des Quillers, des Bramwaldes und des Solling durchstreift, wird häufig genug, wenn er an die nach den Flusstälern abfallenden Ränder und Hänge gelangt, stets auf die anmutigsten und entzückendsten Landschaftsbilder, welche die durch enge oder weite Thalmulden sich hinschlingelnden Flussläufe der Fulda, Werra und Weser darbieten, stossen. Schon in seinem Teile oberhalb Kassel bietet das Fuldathal einige landschaftliche Höhe-

punkte, die man erst richtig würdigt, wenn man sie, von den Höhen auf das stille Flussthal herab-blickend, wahrnimmt. Dabei denke ich hauptsächlich an die beiden grossen Schleifen, die die Fulda zwischen Melsungen und Guxhagen, insbesondere bei Büchenwerra am Quiller und zwischen Dennhausen und Berghausen, auf welch' letztere Schleife ich schon vorhin hinwies, bildet. Hier gehen auch die bewaldeten Berghänge wieder bis an den Flusslauf heran und schaffen auf diese Weise reizende Bilder, aber grossartiger mutet schon die Flusslandschaft unterhalb Kassel auf der Strecke zwischen Wolfsanger und Hann. Münden an, die mir in meinen ersten Kasseler Jahren durch die Ruderfahrten so vertraut geworden ist. Aber auch von der Bergseite her habe ich hier in mannig-faltigen Aussichten das Flussbild genossen und immer überaus reizvoll gefunden, ob man nun über den Lutterberg auf Hann. Münden zuwandert oder ob man den Blick von der Zuschlagsruhe im Schockethal auf die grosse Fuldaschleife bei Wahnhausen hinschweifen lässt. Ihren Kulminations-punkt erreicht aber die landschaftliche Schönheit des Fuldaflusses bilden erst wenn man sich dem wirklich herrlich gelegenen Hann. Münden nähert. Umkränzt von den schönsten Bergwäldern und sozusagen von Fulda und Werra, die sich unterhalb der Stadt zum Weserstrom vereinigen, umgriffen gehört Hann. Münden sicherlich zu den schönstgelegenen Plätzen Norddeutschlands. Schon wer mit der Eisenbahn durchfährt, gerät in hellem Entzücken, wenn sein Blick über die Stadt [199] die schimmernden Flussläufe und die Pracht der Bergwälder, die sich an ihren Ufern ausbreiten, hin-schweift. Die Bahn bleibt hoch in den Bergen und bei den vielen Windungen die sie macht, entstehen immer neue Blicke in das tiefe Thal, wo sich Werra und Fulda zur Weser vereinigen. Aus hohen Bäumen taucht auf der Landzunge zwischen den beiden Flüssen das reizende liebe Nest hervor. So wie sich da plötzlich diese kleine, von Strömen und Waldbergen umschlungene Stadt dem Blicke erschliesst, bietet sie ein unverfälscht trauliches Bild deutscher Heimat. Das alte graue Schloss, die dichtgedrängten alten Steildächer, ja auch die alten Wachttürme, die einst ganz hochgeführt werden mußten um weithin die Wege beobachten zu können, werden sichtbar. Als der grosse Welt-enwanderer Alexander von Humboldt dieses herrliche waldumrahmte Stadtkleinod zum ersten Male sah, bezeichnete er Münden als eine der sieben am schönsten gelegenen Städte der Welt. Der für seine Zeit sehr weit herumgekommene Goethe war auch ganz hingerissen von dieser idyllischen Lage und als gründlicher Kenner der Antike fand er, um sein Entzücken in einem anschaulichem Worte zum Ausdruck zu bringen, gleich den treffenden Vergleich mit dem griechischen „Tempe“, jenem von den Alten gepriesenen Thal des Peneios in Thessalien, das zwischen Olymp und Ossa liegt. So war Münden für Goethe einfach das „Tempe“ Deutschlands! Auch ein neuerer deutscher Dichter und Kenner der deutschen Landschaft Rudolf Herzog formt den Eindruck, den Münden auf ihn gemacht hat, in Worte wie sie nur ein dichterisches Gemüt prägen kann. „Wer hier rasten darf, dessen ganze Seele wird von dem wonnevollen Bilde ausgefüllt sein, das sich vor seinen Blicken bereitet, von der Dreifaltigkeit des Werrathales, des Fuldathales, des Weserthales. Das ist die deutsche Landschaft, wie sie ein Schwind malte.“

Aber man ist auch überrascht, wenn man die Stadt selbst sieht. Die steilgiebligen, bunten Fachwerkbauten der engen und winkligen Strassen wirken ganz altertümlich und versetzen den Beschauer unversehens ins späte Mittelalter, zumal wenn er vor dem prächtigen alten, um 1603 entstandenen Rathause im Spätrenaissancestil steht und auch sein Blick auf das ganz in der Nähe des

Rathauses befindliche alte Schloss, der einstigen Residenz der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg fällt. Die 1584 vollendete St. Blasii Kirche mit den Grabdenkmälern der braunschweigischen Herzöge Erich I. und Wilhelm des Jüngeren sowie die Aegidienkirche sind noch Zeugen vergangener Jahrhunderte. An letzterer Kirche entdecken wir auch den Grabstein des im Jahre 1661 geborenen und auf der Durchreise in Münden nach fünftägiger Krankheit am 11. Novb. 1727 daselbst gestorbenen berühmten deutschen Wunderarztes Doctor Eisenbart, des dreifachen Hofrates! Der Grabstein verzeichnet gewissenhaft seine sämtlichen Titel und verkündet:

Alhir
Ruhet
In Gott
Dr Weiland
Hochedle
Hoherfahrene
Weltberühmte
Herr, Herr
Joh. Andr. Eisenbart
Königl. Grossbritannischer
und Churfürstl.
Braunschweig Lüneburger
Priveligirte Landarzt
wie auch
Kgl. Preussischer Rath
und
Hof Okuliste
v.
Magdeborg
geboren Anno 1661
gestorben 1727 11 Novb Aetatis 66 Jahr [200].

In der alten Stadt sind noch wunderschöne gut erhaltene Stadttürme, malerisch wirkende Stadttore und eine aus dem 14ten Jahrhundert stammende steinerne Werrabrücke zu sehen. Alles dies erhöht noch die Illusion, in die man unwillkürlich gerät, wenn man das altertümliche Münden anschaut. Am Zusammenfluss der Werra und Fulda steht auch der Weserstein, der mit einer sinnigen poetischen Inschrift das Entstehen des deutschen Weserstromes ankündigt:

„Wo Werra sich und Fulda küssen, sie ihren Namen büßen müssen,
Und hier entsteht durch diesen Kuss, deutsch bis zum Meer der Weserfluss.“

In einem ganz reizenden Bilde hat schon vor beinahe hundert Jahren der Dichter Franz von Dingelstedt den Ursprung der Weser poetisch und originell darzustellen versucht:

„Und ist nicht das ein deutscher, ein rührend deutscher Zug in ihrem Leben – so ruft er aus – dass sie recht patriarchalisch und gemütlich still aus der ruhigen Vereinigung zweier Flüsse allmählich sich ausbildet ...? Fulda und Werra bieten sich geschwisterlich die Hand. Jene ein Kind der hohen Rhön, fromm katholisch gross gezogen, bescheiden in ihren Ansprüchen, an Arbeit gewöhnt durch Hersfelder Industrie, erst in Kassel etwas breiter auslaufend, ihre Duodez-Kauffahrer auf wiechem Rücken treu, wenn auch langsam hinunterschaukelnd, so tritt sie bei Münden aus den grünen Bergwäldern hervor und errötet wie eine schüchterne Jungfrau als die Werra, die raschere Tochter des Thüringer Waldes, in langen hellen Wogen mit ihr zusammenschiesst. Noch lange kann das Auge diese Röthe im Fuldawasser verfolgen ... Nun währt bis zur westfälischen Pforte hinab die Poesie des vereinigten Stromlebens, das nicht in der Ausdehnung sondern in dem stillen ebenmäßigen Reiz der nächsten Umgebungen seinen Freude findet ...“

Hier in der Nähe des Wesersteines findet man auch das von einem Mündener Kinde, dem bekannten Bildhauer Professor Gustav Eberlein, geschaffene Denkmal, das den Komponisten des Weserliedes und dessen Dichter, Gustav Pressel und Franz von Dingelstedt, würdig darstellt. Im Schloss in Münden sind die Hauptwerke Eberleins in Miniaturen, Modellen und Abgüssen ausgestellt. Er selbst hatte seinen Ruhesitz bis zu seinem schon vor mehr als einem Jahrzehnt erfolgten Tode in einer hübschen Villa am Waldrande unterhalb der Tillyschanze aufgeschlagen.

Meine Dampferfahrten auf der Weser dehnten sich stets nur bis Karlshafen aus, aber gerade in ihrem Oberlauf bietet die Weser eine solch' grosse Fülle abwechslungsreicher Bilder, dass man es kaum zu bereuen braucht, wenn man die Strecke von Karlshafen nach Hameln nicht kennen zulernen Gelegenheit hatte, wengleich auch von ihr viel Rühmendes gesagt wird. Weite Wälder, auf der einen Seite der Reinhardswald, auf der anderen der Bramwald und der Solling, waldumrahmte grünende Wiesen, freundlich gelegene Ortschaften und Städte begleiten uns auf der Fahrt. Nicht allzuweit von Münden taucht das hübsch am Fusse der Reinhardswaldberge gelegene Veckerhagen auf. Es winkt das einstige Residenzschlösschen der Landgrafen und Kurfürsten herüber, das nun seit vielen Jahrzehnten der Farbenfabrik Habichs Söhne gehört.

Als ich es zum ersten Male vom Dampfer aus erblickte, ahnte ich nicht, dass ich viele Jahre später als Mittagsgast der liebenswürdigen Familie Habich mit einem Freunde in dem einstigen Fürstenschlosse weilen würde und nun auch die Weserlandschaft von diesem Schlösschen aus bewundern konnte. Gegenüber Veckerhagen liegt im Bramwalde Hemeln. Bald kommt dann die grosse Biegung, die die Weser macht. Bramburg, Bursfelde, Ödelsheim auf der Bramwaldseite und Gieselwerder im Reinhardswalde ziehen vorüber und nun wieder eine grosse Schleife, an der auf der Sollingseite Bodenfelde liegt und bald ist hierauf Karlshafen, die einstige Hugentottensiedlung, erreicht. [201]

Dieses eigenartige Stadtbild, das vornehmlich durch den grossen Quadratbau des Invalidenhauses mit seiner durch grosse Langfenster und Säulenreliefs hervorstehenden Kapelle bestimmt wird, fügt sich ganz prächtig in die Landschaft des Wesereinschnittes zwischen Solling und Reinhardswald ein. Gerade die Biegungen und Schleifen des Flusslaufes schaffen wirkungsvolle Szenerien, die man vom Dampfer mit steigender Bewunderung an dem Auge vorübergleiten lässt.

Wie ich es schon vorher andeutete, vermögen die grandiosen Eindrücke einer Rheinfahrt die ganz anders gearteten Reize einer Weserfahrt nicht in den Schatten zu stellen.

Nun aber die Werra! Als ich einst an einem herrlichen Sommertage wieder einmal, auf dem Waldthron des Kaufungerwaldes, dem Bilstein, stehend, meine Blicke thalwärts schweifen liess, da hatte es mir das sich von hier ganz entzückend darbietende Werrathal angetan und wie mir wieder der im prallen Sonnenlicht glitzernde Silberstreifen der Werra entgegenlachte, da entschloss ich mich spontan über den Meissner weiterzuwandern. Zu jener Zeit konnte man noch im Schwalbenthal übernachten und der nächste Morgen brachte mich auf meiner Wanderung durch das Höllenthal nach Albungen zur Werra hinunter. Um erst einmal die Werralandschaft in ihrer weiten Ausdehnung zu geniessen, bestieg ich die von Albungen leicht zu erreichende Hörne. Dieser unschwere Aufstieg bringt reichlichen Lohn, denn die Aussicht von diesem gewaltigen Bergvorsprung erschliesst ein Landschaftsbild von eigenartiger Schönheit. Der Blick streift über ein mit Laub- und Nadelwäldern geschmücktes Hügelland hin. Im Westen wird die Landschaft beherrscht von dem in wuchtender Schwere daliegenden hessischen Bergkönig, dem hohen Meissner, und durch die grüne Aue schlängelt sich zwischen den bewaldeten Berghängen das Silberband der lieblichen Werra, die der moderne Paddler schon von Eisenach ab hinunterfährt und sicherlich ist die Strecke von dort bis Albungen schon recht abwechslungsreich durch die vielen alten Burgen und Schlösser, die unweit vom Flussufer aufragen und in das Thal herabschauen, aber zweifellos dürfte der Flusslauf von Sooden-Allendorf, wohin ich meine Wanderung bis zum Hanstein fortsetzte, an malerischer Wirkung gewinnen, denn dann verengt sich das Thal zusehends und die verschiedenen Windungen der Werra bis zu der grossen Schleife unterhalb der Teufelskanzeln ergeben so anmutige Szenerien dieses weltabgeschiednen Flussthales, dass man aus dem Entzücken überhaupt nicht herauskommt. Insbesondere im Frühling, wenn die ganze Welt in Blüten steht, liegt über der ganzen Werrathallandschaft, die, fernab von den gewohnten Wanderwegen, nur wenig besucht wird, ein Hauch von Romantik und Märchenzauber. Gerade in den so seltsamen Zauber der vom hellsten bis zum dunkelsten Grün abgestuften Frühlingsfarben erschliesst sich des Werrathales ganze Pracht. Ohne Frage ist der Blick von der Teufelskanzeln auf das Werrathal ein unvergleichlicher Höhepunkt in malerischer Beziehung und wie interessant der Besuch der noch gut erhaltenen Burg Hanstein, die aus dem Felsen herauszuwachsen scheint und mit drohender Wucht das weite Land einst beherrscht haben mag, sicherlich ist, so kann doch die Aussicht vom Hanstein mit derjenigen der sehr nahe gelegenen Teufelskanzeln nicht rivalisieren. Malerischer als der Hanstein liegt eigentlich der vom Landgrafen Ludwig I. von Hessen im Jahre 1415 erbaute Ludwigstein, für dessen Erhaltung viel getan wurde, nachdem sich ihn die wandernde Jugend zu ihrer Burg erkoren hat. Auf dicht bewaldeter Kuppe, trutzig das Thal beherrschend, muss sie bei ihrer romantischen Lage auf die für solche Reize besonders empfängliche Jugend einen verführerischen Zauber ausüben. Von Allendorf-Sooden begann ich meine Wanderung durch das Werrathal und bedauerte nur, dass ich nicht mehr Zeit für eine eingehende Besichtigung dieser beiden Orte aufwenden konnte, denn hier hätte man den Stimmungsreiz, den solchen alten ehrwürdigen Städtchen in ihrer Weltabgeschiedenheit eine lange Vergangenheit aufprägt, in ausgiebiger Weise auskosten können. Sooden, das ausgezeichnete Soolbad, lehnt sich

in seiner [202] ganzen Länge an bewaldete Berge an und bietet so seinen Kurgästen die schönsten Waldspaziergänge, aber mehr als Sooden hat sich Allendorf, das man von Sooden auf einer mächtigen alten Brücke erreicht, seinen altfränkischen Charakter in den Stürmen der Zeit wundervoll bewahrt. Eine alte Stadtmauer, eine hohe Kirche, ein Giebelhaus nach dem anderen, meist in Fachwerk und mit Erkern, die Häuser bemalt mit allen möglichen gefälligen Farben, mit geschnitzten Balken, breiten Fenstern und reichem Ornament, dies alles gibt dem Städtchen ein ganz altertümliches Gepräge und mancher malerischer Winkel ist hier aufzuspüren. So liegt fast unberührt vom grossen Reiseverkehr das Werrathal in stillem Frieden da. In ihm umfängt einen oft das Gefühl tiefster Einsamkeit, aber gerade darin erblickt der mit der Natur tief verbundene Wanderer einen eigenartig zaubrischen Reiz.

Übrigens ist auch die Umgehung von Melsungen wegen der schönen und weiten Forsten, die bis an die Stadt heranreichen, von mir häufig aufgesucht worden. Wirklich entzückt war ich von der einzig schönen Lage der in der Nähe von Melsungen befindlichen Lungenheilstalt, von der man ins Fuldathal und auf die fernen bewaldeten Bergzüge eine überraschend schöne Aussicht geniesst. Als Wanderungsziel diente mir Melsungen jedesmal, wenn ich von Gensungen über den Heiligenberg dahin wanderte. Der Heiligenberg, ein Basaltkegel von etwa 400 m über dem Meeresspiegel ist von Gensungen aus bald erstiegen. Seinen Gipfel soll Ende des 12. Jahrhunderts eine starke Mainzische Burg, sozusagen als in hessisches Land vorgeschobener Vorposten des Erzbistums gekrönt haben. Ausgrabungen, die auch auf dem Heiligenberg vorgenommen wurden deuten darauf hin, dass sich hier auch eine germanische Kultstätte befand. Im Mittelalter stand jedenfalls dort oben ein Kloster, von dem der Berg wohl den Namen behalten hat. Unter Philipp den Grossmütigen verschwand es zusammen mit den anderen Klöstern oder es fand vielleicht noch Verwendung als Jagdschloss des dem Waidwerk sehr ergebenen Fürsten. Besonders reizvoll erschien mir immer der Blick in den Hessengau, der hier von der Edder und der Schwalm durchflossen wird, deren leuchtende, im Sonnenschein silberglitzernde Bänder die Landschaft ungemein beleben. Idyllisch liegt an der Edder das Städtchen Felsberg, über welchen auf steilen Felsen stolz der Turm der Burg gleichen Namens aufragt. Von ihr, die von einem hessischen schon im 13ten Jahrhundert ausgestorbenen Grafengeschlechte erbaut wurde, sind noch stattliche Überreste vorhanden. Dieser Ruine gegenüber liegt die am Zusammenfluss von Schwalm und Edder sich erhebende Ruine der Altenburg, die im 16ten Jahrhundert dem Adelsgeschlechte von Boyneburg gehörte. Vom Heiligenberg gesehen wirken diese beiden Burgruinen, die heute noch wie trotzig Wächter des von ihnen beherrschten Gaus erscheinen, viel reizvoller und malerischer als vom Thale aus. Nach Melsungen bin ich von Lichtenau kommend, auch durch weite Wälder über Pentersrück, einem prachtvollen Aussichtspunkt in diesem Hochwaldgebiete, gewandert. Tritt man aus dem Walde heraus, dann gelangt man, nicht mehr weit von Melsungen entfernt, in das am Waldrande wunderhübsch gelegene Forsthaus zum Lamm, wo man um so lieber rastet, als man von hier in einem wundervollen Überblick die Landschaft um das die kleine Stadt Spangenberg überragende Bergschloss herum prächtig zu überschauen vermag. Einstmals sogar landgräfliche Residenz hat Spangenberg rein landschaftlich eine entzückende Lage. Die Bergfeste war lange Zeit Staatsgefängnis. Dort hat auch der Polizeidirector von Manger, vermutlich unschuldig, in strenger Haft mehrere Jahre wegen seiner angeblichen Urheberchaft des Droh-

briefes an Kurfürst Wilhelm II. gelesen. 1871 waren dort als Kriegsgefangene 350 französische Soldaten und 65 Mobilgardisten interniert.

Niemals wird auch meine Erinnerung an eine verhältnismässig kurze Wanderung erblassen, die mich von Kassel über Kirchditmold und Harleshausen, die einen prächtigen Rundblick bietende Firnsuppe und den Stahlberg führte, weniger wegen der auch auf ihr erlebten Naturfreuden, als weit mehr durch die überraschenden Eindrücke, die, wie ich wohl jeder dafür Empfängliche, durch das an ihrem [203] Zielpunkt abseits vom Weltgetriebe gelegene Schloss Wilhelmsthal mit seinem prachtvollen, beinahe zweihundertjährigen Parke gewinnen wird. Berufenere als ich haben die unvergleichlichen Reize dieser Perle eines deutschen Rokokoschlusses geschildert. Über die dort zu findenden Kostbarkeiten ist gewiss genug geschrieben worden, aber merkwürdigerweise hat man in früheren Zeiten Schloss und Park nur selten aufgesucht. Wer von Fremdem das viel leichter zu erreichende Wilhelmshöher Schloss mit dem einzigartigen Hochwaldpark und den die Neugier fesselnden grossartigen Wasserkünsten erst einmal gesehen hat, den gelüstet es kaum noch, die bescheidenere Schwester, das Schloss Wilhelmsthal mit seinem Parke, aufzusuchen, es sei denn dass eine besondere Vorliebe für die Kunst und den Stil des Rokoko ihn dazu bestimmen könnte, aber was von den Fremden hier gesagt ist, gilt in gleicher Weise mehr oder weniger auch von den Kasselern selbst. Kassel's Embarras de richesse mag daran schuld sein, dass ein solches Kleinod seitens der eignen Bevölkerung sich nicht grösserer Würdigung erfreut. Vielleicht haben sich die Verhältnisse heute in dieser Beziehung geändert, seitdem, soviel ich weiss, jetzt Wilhelmsthal durch eine bequeme Autobusverbindung zu erreichen ist. Weder Schloss noch Park wirken sofort verblüffend, nein, wer Wilhelmsthal besucht, muss einen ausgeprägten Sinn für Intimitäten und Stimmungsfeinheiten besitzen. Dann wird ihn eine Besichtigung des Schlosses und ein Spaziergang durch den Park niemals gereuen. Um dort seinen Lebensabend zu verbringen, schuf Landgraf Wilhelm VIII. sich dieses Schloss- und Parkidyll. Als Architekten gelten der Münchener Rokokobaumeister Francois de Cuvilliés d. Ä. – dieser insbesondere für dem Mittelteil – Karl und Louis du Ry. Die originale Bauidee soll vor dem erstgenannten Cuvilliés herrühren. Durch die Mitarbeit der beiden anderen Architekten mag sie vielleicht nicht ganz einheitlich durchgeführt worden sein, aber wie das Schlösschen in das dichte Baumgrün des herrlichen alten Parkes vor einem mit Schwänen bevölkerten Teiche hingestellt ist, wirkt es geradezu entzückend. Beim Bau dieses Schlösschen war weniger das höfische Repräsentationsbedürfnis, das in ausgesprochenem Maße bei den Kasselern Schlössern und Schloss Wilhelmshöhe vorherrscht bestimmend. Hier war in erster Linie auf Wohnlichkeit Wert gelegt. Deshalb befinden sich auch in dem Schlosse nur zwei grosse Räume, die als Säle, wie man sie sich in einem Fürstenschloss vorstellt, angesprochen werden können, im Obergeschoss, der nach den Malereien der Supraporten genannte Musensaal und im Erdgeschoss der wunder voll ausgestattete Speisesaal. Was bei einem Gange durch die selbst in ihrem Mobiliar ausgezeichnet erhaltenen Schlossräume die meiste Bewunderung erregt, ist wirklich schwer zu sagen. In den Räumen offenbart sich der ganze Zauber der intimen und ungemein gefälligen Raumkunst der genussfrohen Rokokozeit, wo man die Unrast unserer Tage noch nicht kannte. An der Ausschmückung der Innenräume haben die bedeutendsten Künstler ihrer Zeit mitgewirkt, wie der Meister der Rokokodekoration Joh. Aug. Nahl und sein Mitarbeiter Joh. Michael Brühl, der den reichverzierten Deckenstuck ausführte. Schon

der ganz im Stil durchgeführte Treppenaufgang erregt berechtigtes Erstaunen, das sich dann aufs Höchste steigert, wenn man durch die Säle und Wohnräume schreitet. Einen wahren Sinnenrausch erzeugen allein die wunderbar lichten, vorherrschend meergrünen Farbtonungen der Wandflächen mit den vergoldeten Ornamenten und Schnitzereien und wenn dann durch die hohen Fenster das Sonnenlicht hineinflutet und sich in dem Golde spiegelt, entstehen zaubervolle Wirkungen. Wohin aber auch das Auge blickt, wird es gefesselt, sei es durch die holzgeschnitzten Verzierungen an den Wänden, die dekorativ gestalteten Wandleuchten, die prachtvollen Glasdeckenlüster, die Supraporten, die mit reichen Ornamenten geschmückten Kamine und Ofenaufsätze, das stilvolle Mobiliar oder sei es durch das in den Erkern auf Wandtischen Kaminen und Konsolen aufgestellte, überaus kostbare ostasiatische und deutsche Porzellan, das in unvergleichlich schönen Formen und leuchtenden Farben den Blick des Kennern auf sich lenkt. Prächtige japanische Deckelvasen von seltener Grösse und chinesische Stangenvasen mit zartester Bemalung gibt es dort zu sehen, aber [204] als ein Glanzstück, das aus der einstigen Fuldaer Porzellanmanufactur herrühren soll, wird man eine hochkünstlerisch ausgeführte Musikantengruppe ansehen dürfen, die mit zum Besten gehören soll, was die frühere Porzellanplastik hervorgebracht hat. Eine besondere Überraschung bereitet aber noch das landgräfliche Vorzimmer, dessen Wände unter Landgraf Friedrich II. von dem bekannten Maler Joh. Heinrich Tischbein dem Älteren mit 28 Gemälden schöner Frauen geschmückt wurden. Gerade dieser Raum hat unter dem Namen „Schönheitsgalerie“ dem Schlosse Wilhelmsthal viel Ruhm eingetragen. In prunkvollen, reichgeschnitzten und vergoldeten Rahmen heben sich die nach unserm heutigen Geschmacke künstlerisch vielleicht nicht immer sehr hoch zu bewertenden Gemälde wirkungsvoll von der einfach gehaltenen Wandtäfelung ab. Durch geschmackvolle und doch schlichte Farbenabstimmung und durch die intime Wirkung, mit welcher die zur Dekoration aufgestellten Gegenstände mit der ganzen Inneneinrichtung bei Wahrung einer gewissen Stileinheit in Einklang gebracht sind, macht selbst ein verhältnismäßig kleiner Raum, der vielleicht einst als Ankleidekabinet diente, einen überaus vornehmen Eindruck. In diesem Raume sind die ganz reizenden Porzellanfiguren, die die fünf Sinne versinnbildlichen, aufgestellt; sie gelten als eine der künstlerisch wertvollsten Schöpfungen einer der bedeutenden deutschen Porzellanmanufacturen. Die bekannten Rokokoschlösser von Würzburg, Bruchsal, Brühl und Schleissheim mögen noch prunkvoller sein. Mit ihnen kann sich vielleicht Wilhelmsthal nicht messen, aber mit seiner intimen, überaus stimmungsvollen Innendekoration, in der sich die Kleinkunst des 18ten Jahrhunderts in einem kaum so leicht wieder anzutreffenden Maße widerspiegelt, gehört dieses Schösschen doch wohl zu den reizvollsten Schöpfungen des Rokokostils auf deutschem Boden. Nicht zu verwundern ist es, dass Jérôme gern in diesem Schösschen residierte, das er natürlich nach dem Namen seiner Gattin bald in Katarinenthal umtaufte. Hier hatte er den für den Stil seiner vielen Feste geeigneten und kostbaren Rahmen. Die trauliche Intimität der Innenräume mutete ihn mehr an als die kalte Pracht des Wilhelmshöher Schlosses. Aber auch auf den früheren deutschen Kaiser Friedrich III. und dessen kunstsinnige Gattin wie auch auf die letzte deutsche Kaiserin übte das Schloss Wilhelmsthal seinen alten Zauber aus und lud sie zu häufigem Verweilen ein. Als Schöpfung einer hochkultivierten Gartenbaukunst steht der schöne alte Park durch dessen hochwinfligen Bäume man an vielen Stellen das zwischen Teichen, Rotdorn, Flieder, Goldregen, Buchen und Tannen wie in einem Märchenschlaf verträumt daliegende Schloss in stets

wechselnder pittoresker Umrahmung hindurchschimmern sieht hinter den natürlich in viel grösseren Dimensionen angelegten Parks der Kasseler Aue und von Wilhelmshöhe kaum zurück. Den Umfang der in diesem Parke einst geschaffenen Prunkbauten, wie Wasserkünsten, Grotten und ähnliche Spielereien der Barock und Rokoko weit lassen die noch vorhandenen Ruinen und Überbleibsel nur ahnen. Denn noch ehe das Schloss in diesem reizenden Parke errichtet wurde, erregte bei den Fremden und Reisenden die berühmte im Jahre 1747 vollendete und von de la Poterie gebaute Grotte mit der damit verbundenen Wasserkunst das grösste Interesse. „Die schöne Grotte ist – wie der Danziger Bentzmann in seiner Reisebeschreibung im Jahre 1757 sie schildert – mit Muscheln ausgeleget und mit blauer und weiser Erde ausgeziehet. Auf der Grotte ist eine Gallerie, auf welche die 4 Elemente und 4 Jahreszeiten durch Statuen vorgestellt, welche alle in Holland gegossen und in Feuer vergoldet. Die Grotte soll allein 90 000 thl kosten. Die Grotte ist mit Glassthieren umgeben, in derselben sind Cascaden. Vor derselben ist ein schönes Bassin, an dessen Rande viele fontainen Strahlen springen. Die Allee vor dieser Grotte ist superbe. ...“

Ob diese Grotte unserem heutigen Geschmacke entsprechen würde ist zum Mindesten sehr zweifelhaft. Damals aber wurde sie in schwungvollen jedoch recht langatmigen Oden von Dichtern wie dem Steuerrat Gottsched [205] und dem Marburger Regierungssekretär H. A. Hille als ein hessisches Kleinod und eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges sogar besungen. Auch in dem

„Versuch einer genauen und umständlichen Beschreibung der Hochfürstlichen Hessischen Residenz und Hauptstadt C a s s e l nebst den nahe gelegenen Lustschlössern, Gärten und anderen sehenswürdigen Sachen“ von

Friedrich Christoph Schmincke

findet sich eine bis ins Einzelne gehende Beschreibung dieser Grotte, die ich hier der Kuriosität halber wiedergebe:

„Durch eine Allee von 5 Reihen Lindenbäumen nähert man sich der *Grotte* als dem sehenswürdigsten Stücke. Zwo zu beyden Seiten angelegte Treppen, die mit einem künstlich durchbrochene verguldeten Geländer von Eisen versehen sind, führen auf einen mit Quadersteinen verlegten Weg herunter. Zu beyden Seiten stehen die Statuen der *Venus* nebst dem *Cupido* und des *Merkurs*. In der Mitte dieses Umganges befindet sich die Grotte, welche billig als Meisterstück der Kunst anzusehen ist. Der Fussboden ist von Marmor und die Wände sind mit Moos, allerhand schrofichten und ausgefressenen Klippensteinen zwischen welchen Schnecken und Muscheln von allerley Art sich sehen lassen, ingleichen mit blauen und anderen Berg- und Erzsteinen versetzt. Verschiedene aus Erz, Marmor und Muschelwerk gefertigte Drachen, Salamander und andere giftige Thiere und Insekten stehen oben rund herum. Das Wasser sammelt sich in verschiedene Becken, aus welchen es in die darunter angelegte Bassins fällt und aus diesen durch Röhren wieder in den grossen Kanal, so zwischen der grossen Lindenallee liegt, zurückfliesset. Oben um die Grotte auf dem Geländer steht eine grosse Anzahl bleyerener verguldter Kindergruppen. Der bey der Grotte befindliche grosse Canal ist mit allerley Springwassern versehen, durch deren entgegensteigende Bogen ein „W“ entsteht, inwendig aber ist er voller rothen Fische, welche einen sehr angenehmen Anblick geben. Der Teich worinnen sich der von dünnen Blech künstlich gefertigte und mit Tofstein und Corallenzincken eingefaste Erdschwamm, welcher allenthalben Wasser von sich lässte, befindet, ist mit einer

breiten Allee von Lindenbäumen umgeben. ...“

Als stiller Wandergeselle und wahrer Naturfreund habe ich auf herrlichen Wald und Höhenpfaden weite Gebiete der Kasseler Umgebung durchwandert und doch ist mir noch Vieles, was das hessische Bergland und die angrenzende Landschaft an Schönheiten bietet, verschlossen geblieben. Möchte es mir vergönnt sein, Versäumtes noch in späterer Zeit nachzuholen. Wie sehr bedaure ich es allein, auf meinen Wanderungen in früheren Jahren das ganze Gebiet der oberen burgengeschmückten Werra von Eisenach bis Eschwege, welches wegen seiner landschaftlichen Reize, insbesondere aber in seinem Glanzpunkt dem Heldrastein sehr gepriesen wird, kaum durchstreift zu haben.

Wie von Albungen ab die Werra, dieser liebliche deutsche Fluss meist schwermütig zwischen dunklen Bergwäldern dahindrauscht, verliert sich sein oberer Lauf, von im Strom sich spiegelnden Burgen und alten Schlössern begleitet, in weiten sonnigen Wiesentälern. Auch hier liegen an seinen Ufern Städtchen und Städte, in denen teilweise noch altertümliche Romantik lebendig geblieben ist wie in Creuzburg Treffurt und in dem allerdings schon industrialisierten Eschwege. Mich den Wanderfreudigen hätte es wohl gelockt, noch manchen schöner Fleck in allen diesen Wald- und Bergrevieren aufzustöbern.

Fernab von den grossen Verkehrswegen liegen still verborgen die landschaftlichen Schönheiten in Kassel's näherer und weiterer Umgebung. Nur dem offenbaren sie sich in ihrer ganzen Pracht und Feier, der sie auf weiten Wanderwegen entdeckt und sie sich so mühsam erobert. Ja, es gehören schon die ganze Aufgeschlossenheit der Seele, ein offenes Auge und ein fröhliches Herz dazu, wenn man sie sich erwandern will. Wie gewiss vielen anderen wurden sie auch mir zum Quell [206] der schönsten Wanderfreuden. Die Erinnerung an sie gibt allen Schönheitsträumen, die einst als Bilder sich in die Seele tief eingruben den Schein ewiger Wirklichkeit. Die Erinnerung an sie lässt auch den Überschwang des Gefühls erklärlich erscheinen, in den man unwillkürlich gerät, wenn man die Empfindungen, die diese Naturschönheiten einst auslösten, der Feder anvertraut. Dem seit vielen Jahrhunderten in diesen lieblichen Fluren angesiedelten niedersächsischen Chattenstamme ist es nicht gegeben, von der Scholle, auf der er lebt, viel Aufhebens zu machen. Wie eng er auch mit seinem waldreichen Heimatboden verwachsen ist und sich mit der Landschaft, in der er aufgewachsen ist, verbunden fühlt, so neigt er nicht dazu sie in preisender Rede zu verherrlichen. In Kassel hat mah es auch wohl früher nie recht verstanden, den grossen Fremdenstrom, der allenfalls Wilhelmshöhe flüchtig berührte, auch in die weitere Umgebung zu lenken. Wen aber Zufall oder Schicksal in diese echt deutsche Landschaft mit ihrer manchmal vielleicht etwas herben Schönheit, für die man allerdings empfänglich sein muss, geführt haben, der wird gleich mir die Sehnsucht nach diesem Erdenfleck niemals aus seinem Herzen verlieren. Wie sich die Schönheit des hessischen Berglandes in vielen Grimm'schen Märchen, die ja zumeist diesem Boden entwachsen sind, abspiegelt, so hat sich auch ein wahres Sagengespinnt um manche Berge und Hügel dieses Landes gewoben. Hierin zeigt sich die unendliche, innerliche Verbundenheit des nordischen Menschen mit der ihnen umgebenden Natur. Sie erschliesst alle Tiefen in seiner Seele, sie macht das Heiligste und Unfassbarste, was er empfindet, in ihm frei. Überall im Bereich der Dichtung, der bildenden Kunst, ja selbst in der Musik finden sich Abbilder der deutschen Landschaft, des deutschen Waldes. Für den nordischen

Menschen ist die Landschaft ein künstlerisches Symbol. Hat je das Urerlebnis in der Natur in erhabeneren Worten Gestalt gewonnen als in der wunderbaren Natursymbolik, die die poetischen Ergüsse Goethe's durchweht. Ja, Goethe ist der typische Mensch tiefster Naturverbundenheit. Wer sich je in die Landschaftsbilder von Hans Thoma genügend vertieft hat, der wird darin die Seele der deutschen Landschaft, wie er sie auf seinen Wanderungen gefühlsmässig erlebt, wiederfinden. Ein Künstler wie Hans Thoma deutet uns eben in seinen Bildern mit seiner eigenen Seele das reiche tiefe Leben eines nur kleinen Stückes Natur. Wie der Künstler muss aber auch der Wanderer die Andacht vor den Wundern der Natur, wie sie sich in steten Wandelbildern ihm entrollt, im Herzen empfinden, sonst offenbart sie sich ihm nicht in ihrer ganzen feierlichen Schönheit.

Weit habe ich stets die Augen, diese Eingangstore der Seele, geöffnet, um die Waldschönheiten in Kassel's Umgebung in mich eindringen zu lassen. Von den vielen idealen Gütern, die uns Deutschen das Leben bereichern, ist die geheimnisvolle und wundersame Poesie, die dem Walde entströmt sicherlich nicht das geringste Gut. Wie wohl den meisten meiner Landsleute, deren Altvordenen einst in Urwäldern hausten und dort auch ihre Kultstätten hatten, liegt mit die Waldliebe im Blute. Wo konnte sie mehr Nahrung finden, als in den Hochwäldern um Kassel herum. Selbst die Poesie der deutschen Landschaft, wie sie sich mir in meinem Leben auf Wanderungen im Thüringer Wald, durch den Schwarzwald, im Odenwald, im Harz, Lahn- Neckar und Rheinthal, im Riesengebirge erschlossen hat, ja, selbst das grossartige Antlitz der gewaltigen Schweizerberge vermochten niemals das Andenken an meine Wandererlebnisse in den Waldgebieten und lieblichen Flusstälern des hessischen Berglandes zu verdunkeln, noch diese aus meiner Erinnerung zu verdrängen.

Wer vermöchte auch als Berauschter, ja, als echter Freund der Natur sich dem Zauber mancher Waldwege in diesen grossen Wälderdomen in Kassel's nächster Umgebung, jenen wahren in einsamer Schönheit prangenden Gottesgärten, entziehen, wenn dichtes Laub wie ein Dach oft des Himmels Bläue zudeckt, ja, die Wege fast dunkel, im [207] im heissen Sommer aber schattig und kühl macht. Unablässig gibt der Blick in das Waldinnere der Phantasie neue Nahrung. Hier liegen mächtige Baumäste quer übereinander, dort recken entwurzelte Baumstümpfe gespenstisch ihre Arme hervor, da wieder keimt aus vermorschter Rinde von keines Menschen Hand gepflanztes neues Leben hervor. In dieser düsteren Wirrnis der unberührten Natur erscheint alles chaotisch und doch regt es die Einbildungskraft an, sich in das Leben der Natur zu versenken. Aber auch auf bedeutende und überraschende Landschaftsbilder stösst man auf diesen einsamen Hochwaldwanderungen und selbst bei den sonst Teilnahmlosesten wird der Sinn für Naturschönheiten aufgeschlossen, bei anderen aber wird dichterische Schau erweckt.

Wenn die mir Geheimnisse zuraunende Grabesstille eines düsteren Tannendickichts in irgend einem Waldwinkel des weiten Kaufungerforstes mich umfing, die mächtigen, kerzengleich himmelanstrebenden Baumrecken mir Schwarzwaldstimmung vortäuschten oder wenn zwischen dunklen und ernsten Fichten einzelne Urstämme den ästelosen Schaft emporstreckten, altertümlichen Säulen vergleichbar, wenn aus Gefühl tiefster Einsamkeit erzeugendem Waldesdunkel der Pfad mich wieder zu fernen lichten Höhen führte, wenn Sonnenstrahlen in die undurchdringliche Waldfinsternis

irrlichternd in den herrlichsten Farben schimmerten, die bereits zu Rüste gegangene Nachmittags-sonne aber manchen roten Faden zwischen dem dunklen Tannengezweige spann, der dann von Ast zu Ast zitternd sprang oder wenn die Strahlen der Abendsonne schon in breiten Strömen hereinspielten, sich in einem mattroten Goldscheine über den Waldboden hinzogen, gleichzeitig die Baumwipfel beleuchtend, wenn die Kronen prächtiger Buchenwälder im Habichtswalde oder im Reinhardswalde sich wie zu gotischen Domen wölbten und die Wipfel der Tannen vom Wind durchschüttelt, sich bogen so dass mächtiges Brausen den Wald erfüllte, wenn ich dann wieder unter schweigenden Wipfeln über den Nadelteppich eines Tannenforstes dahinschritt die feierliche Stille der Waldnatur in ihrem Reichtum und ihrer Majestät bewundernd und geniessend und kein anderer Laut die durch das Gemüt sinkenden Gedanken störte als vielleicht etwa der Fall einer Tannenfrucht, das durch das Vorüberhüpfen eines Eichhörnchen entstehende Geräusch, das erschreckte Auffliegen eines Hähers, einer Weihe oder eines Habichts, die dann in weiten Bögen kurze Schreie ausstossend über mir Kreise zogen, wenn der Schritt aus trauerndem Waldesdunkel wieder in lichte Thäler führte, in den Thalwindungen erst wie ein Lichtfaden, dann leuchtenden Bändern gleich die Flüsse hervorlugten und dahinrauschten, ja, wenn aus den Flussthälern und Waldwiesen Nebeldampf aufstieg, darin empfand ich selbst die ganze Zauberkraft, die diesen Hochwaldwanderungen innewohnt, dann machte die himmlische Phantasie im Herzen alles um mich her so paradiesisch schön, dann beschlich mich jenes wunderbare Gefühl, mit dem das Herz die ganze Natur umfasst und mit inniger Seele verlor ich mich weltentrückt in jene schönen Wälder, Höhen und Thäler.

Verzeichnis der Bildtafeln

- Tafel
- 1v) Der Verfasser, in ernste Lektüre vertieft. Reproduction einer Kohlezeichnung von K. Späth, Mannheim 1940.
- 2r) Der Verfasser in seinem 39sten Lebensjahre, Reproduction eines Gemäldes von Oscar Obier Stuttgart.
- 2v) Der Bruder des Verfassers in seinem 30sten Lebensjahr. Konzertsänger und Gesangspaedagoge C u r t H o c h e , gest. in Wiesbaden am 4. Jan. 1934. (Ölgemälde von R. Thost Stuttgart).
- 3r) *oben* Altes Schloss in Kassel 1490. Federzeichnung von Wilh. Dilich (S. 74).
unten Kassel mit Landgrafenschloss 1580. Alter Kupferstich (S. 75).
- 3v) *oben* Das Landgrafenschloss mit der alten Fuldabrücke 1780. Von Joh. Heinr. Münz (S. 75).
unten Schloss zu Kassel (Landgrafenschloss) Anno 1793 (S. 75).
- 4r) *oben* Das alte Kasseler Rathaus am Markt (1837 abgebrochen) (S. 67).
unten Das f[r]ühere Ahnaberger Kloster (S. 74).
- 4v) *oben* Ansicht von Kassel aufgenommen vom Mergard'schen Garten vor dem Leipziger Thor (S. 65-74).
unten Die einstige Kattenburg mit der Fuldabrücke im Hintergrund (S. 77).
- 5r) *oben* Das alte Königsthor.
unten Das alte holländische Thor (1866 abgerissen) (S. 107/108).
- 5v) *oben* Das Fuldaufer in der Unterneustadt mit der früheren alten Mühle (S. 63/64).
unten Die Martinskirche in ihrer früheren Gestalt mit dem helmartigen Turm (S. 70).
- 6r) *oben* Die Landgrafen Wilhelm IV. (1567-1592) und Moritz (1592-1627).
unten Einzug der englischen Gesandtschaft 1596 (Dilich) (S. 108/109).
- 6v) Landgraf Karl (1676-1730).
- 7r) *oben* Landgraf Wilhelm VIII. (1750-1760) und Kurfürst Wilhelm I. (früherer Landgraf Wilhelm IX.) (1785-1820).
unten Landgraf Friedrich II. (1760-1785) und König Jérôme von Westfalen (1807-1813).
- 7v) Landgraf Philipp der Grossmütige (1518-1567).
- 8r) *oben* Altes Hallengebäude auf dem Königsplatz, dahinter die Garnisonkirche, im Vordergrund die alte Dampfbahn nach Wilhelmshöhe (S. 91-95).
unten Die Dibben Millerin (S. 94).
- 8v) *oben* Blick durch den Thorbogen des Zwehrener Turms auf das alte Elisabethhospital (S. 78).
unten Altatadtmotiv (Kettengasse) (S. 68 & 78).

- 9r) *oben* Alter Brunnen am Brink, auch Judenbrunnen genannt (S. 69/70).
unten Ständehaus in ursprünglicher Gestalt (1850).
- 9v) *oben* Überreichung einer Bittschrift durch Bürgermeister Schomburg an Kurfürst Wilhelm II. um Erlass einer Verfügung (15. Septb. 1830) nach einer Zeichnung von L. E. Grimm.
unten Kurfürst Friedrich Wilhelm (1831 bzw. 1847-1866).
- 10r) *oben* Renthof nach Aufnahme Bruno Hansmann Kassel (S. 65 -74).
unten Blick vom Zwehrener Turm auf die Altstadt nach Zeichnung. von Chr. Beyer (S. 65-74).
- 10v) *oben* Blick vom Rondel auf Altstadt und Fuldabrücke nach Aufnahme Bruno Hansmann Kassel (S. 65-74).
unten Am Brinck (Nachtaufnahme) Altstadtmotiv (Photo: Kreis- und Stadtbildstelle Kassel) (S. 65-74).
- 11r) *oben* Altstadtmotiv - Am Brink, nach Aufnahme Bruno Hansmann Kassel (S. 65-74).
unten Altstadtmotiv - Wildemannsgasse nach Aufnahme Bruno Hansmann Kassel (S. 65-74).
- 11v) *oben* Unterneustadt rechtes Fuldaufer nach Photo Carl Eberth Kassel (S. 65-74).
unten Altstadtmotiv - Fuldagasse nach Aufnahme Bruno Hansmann Kassel (S. 65-74).
- 12r) *oben* Freiheiter Durchbruch, Photo: Kreis- und Stadtbildstelle (S. 140).
unten Grimm's Märchenhaus nach Aufnahme Bruno Hansmann Kassel (S. 73).
- 12v) *oben* Brunnen im Renthof.
unten Altstadtmotiv - Altmarkt (S. 67).
- 13r) *oben* Tanzsaal im Roten Palais nach Photo Carl Eberth Kassel (S. 85).
unten Denkmal des Landgrafen Friedrich II. auf dem Friedrichsplatz (S. 82-84).
- 13v) *oben* Das Tempelchen auf der schönen Aussicht (S. 86).
unten Obere Königsstrasse im Vordergrund das alte Theater (S. 95/96).
- 14r) *oben* Das Auethor in ursprünglicher Gestalt Reproduction nach J. H. Tischbein und S. L. du Ry (S. 97-102).
unten Auethor in der Kurfürstenzeit.
- 14v) *oben* Parade auf dem Bowling Green in der Karlsaue (5. Juni 1850).
unten Blick auf die Stadt von der Karlsaue aus Reproduction nach Joh. Heinrich Münz (S.97-102).
- 15r) *oben* Augustenruhe (Schlösschen im Schönfelder Park) (S. 102).
unten Wohnhaus des Herrn Geh. Kommerzienrat Dr. Ing Karl Henschel auf dem Weinberg abgerissen im J. 32 (S. 88/89).
- 15v) *oben* Blick auf die Stadt von der Karlsaue aus nach Photo Carl Eberth Kassel.
unten Baumotive aus der Karlsaue (S. 97-102). (Im Auetich sich spiegelnde Baumgruppe, Baumgruppe am Auetich und in den Siebenbergen)
- 16r) *oben* Wasserkünste zu Wilhelmshöhe Project des Landgrafen Karl (S. 144).
unten Kloster Weissenstein im J. 1564 (S. 143).
- 16v) *oben* Schloss Wilhelmshöhe aus der Luft aufgenommen.
unten Schloss Wilhelmshöhe vom Schlossteich aus gesehen, Photo: Kreis- und Stadtbildstelle Kassel (S. 155).

- 17r) *oben* Schloss Wilhelmshöhe Blick vom Fontänenteich zum Schloss, Photo: Kreis- und Stadtbildstelle Kassel (S. 155).
unten Löwenburgturm, Photo: Kreis- und Stadtbildstelle Kassel (S. 150/151).
- 17v) *oben* Wilhelmshöhe, am Gewächshaus (rechts Gruppe der drei Gingko Biloba) (S. 157/158).
unten Schloss Wilhelmstal (Parkseite), Photo: Kreis- und Stadtbildstelle Kassel (S. 202-205).
- 18r) *oben* Schloss Wilhelmstal, vordere Fassade (S. 202-205).
unten Schloss Wilhelmstal - Kabinett, Photo: Kreis- und Stadtbildstelle Kassel.
- 18v) *oben* Allendorf an der Werra Marktplatz mit Brunnen, Photo: Kreis- und Stadtbildstelle Kassel (S. 202).
unten Rauhreifmotiv Hüttenberg im Habichtswald, Photo: Kreis- und Stadtbildstelle Kassel (S. 181).
- 19r) *oben* Blick vom Bilstein bei Grossalmerode, Photo: Kreis- und Stadtbildstelle Kassel (S. 197).
unten Landschaftsmotiv aus dem Werratal, rechts im Hintergrund Burg Hanstein, Photo: Kreis- und Stadtbildstelle Kassel (S. 201/202).
- 19v) *oben* Landschaftsmotiv aus dem Werratal (Blick zum Ludwigstein und Hanstein), Photo: Kreis- und Stadtbildstelle Kassel (S. 201/202).
unten Landschaftsmotiv aus dem Werratal (Baumgruppe bei Bischhausen), Photo: Kreis- und Stadtbildstelle Kassel (S. 201/202).
- 20r) *oben* Motiv aus dem Naturschutzgebiet im Reinhardswald (S.193).
unten Der Burghof in der Sababurg (Reinhardswald), Photo: Kreis- und Stadtbildstelle Kassel (S. 192).
- 20v) *oben* Eddersee (Blick auf Schloss Waldeck), Photo: Dr. Walter Vogl Kassel.
unten Blick vom Schloss Waldeck auf den Eddersee, Photo: Dr. Walter Vogl Kassel (S. 190).

Ein Teil der Bilder ist aus dem Brunner'schen Werke „Die Geschichte der Residenzstadt Kassel“ entnommen.

Die teilweise beige-schriebenen Seitenzahlen weisen auf den Buchtext hin, in dem der Gegenstand der betreffenden Bilder behandelt wird.

[Die erste Seite der Bilder ist über den folgenden Link zu finden:

<https://orka.bibliothek.uni-kassel.de/viewer/fullscreen/1549031358564/226/>]

Personenregister

?, Beatrice	XVI, XVII	Bernini	90
?, Laura	XVII	Berry	137
Abul Abbas des Grossen	123	Bertelmann, Heinrich	223
Achenbach, Andreas	22	Bertius	58
Achilles	8	Bertram, Theodor	24
Adalbert I., Erzbischof von Mainz	162	Beyer, Christian	238
ahle Dibben Millerin	105	Birrenkoven, Walter	22, 45
ahle Milleren	106	Bismarck, Herbert	35
Ajax	8	Bismarck, Otto von	6, 35, 36, 135, 150, 171, 182
Aktäon	90	Blattmacher	51
Alban	183	Blattmacher, Eva Maria	XI
Alcide	166	Blattmacher, Hermann	51
Aleceste	168	Bleibtreu, Ferd.	130
Alexander, Richard	26	Bocholtz, Gräfin Karoline	194
Alexander, Zar	141	Böcklin	37, 175
Alioth, Max	120	Bodenhausen, Baron	197
Alogia	123	Bölsche	177
Alvary	22	Bonaparte, Hieronymus	193
Alvary, Max	22	Bonsels	204
Amelia Elisabeth, Landgräfin	132	Börne	119
Andersen	34	Bötzel, Heinrich	23, 24
Andromeda	90	Bothmer, von	143
Anthoni, Joh. Jacob	166	Böttner	137
Anton, Mark	9	Bouterweck	119
Armide	172	Boyen, von	141, 181
Arnim, Achim von	83	Boyneburg, von	229
Arnim, Bettina von	83, 116	Bozenhard	25
Artner, Josefine von	24	Brahm	25
Asam	103	Brahms	28, 29, 43
Aschrott	109, 116, 133, 134	Braun, Julius	104
Assan Aga	123	Braun, Lily	194
Assan Alybeg	123	Brentano	116
Atropos	168	Brink, Bakhuizen van den	120, 122
Augier	31	Brion, Friederike	XVI, XVII
Auguste, Kurfürstin	116, 142	Bromeis	95, 116, 180
Augustinus	162	Brückler, Hugo	45
Bacchus	90	Brühl, Joh. Michael	230
Bach, Johann Sebastian	28, 41, 79, 187	Brunner, Hugo	93, 125, 208, 239
Bädecker	58	Buff, Lotte	XVI, XVII
Baden, Großherzogin Stefanie von	182	Buisinne, Charlotte	139
Bantzer	217	Bülow, Hans von	25, 40
Barbeck, Martha	XI	Bürger	55
Barnay	9	Burkhardt, Jacob	120
Baumbach, von	90	Caesar, Julius	9
Baumert	33	Calo	49
Bazaine	182	Campe, Joh. Aug. Heinrich	137
Bechstedt	73	Caracalla	166
Beethoven	25, 28, 42	Carl	154
Bennecke	104	Casse, du	192
Bentzmann	232	Castelnau	182, 183
Berger, Baron von	26	Catta	154
Bernert, Helmut	XIV	Cestius	167, 172

Charon	159, 160	Engelhard	125
Chaudet	107	Engels	34
Chigi, Kardinal	165	Erich I., Herzog von Braunschweig	226
Chronos	164	Ernst, Otto	41
Chulalongkora I. König von Siam	184	Eschen, Freiherr Weitz von	108
Cluverus	58	Eschwege, Christian von	171
Coburg-Gotha, Ernst von	195	Eugenie, Kaiserin	182
Collet	65	Euridice	168
Collet, Jean Baptste	66	Everding	79, 109
Cranach, Lucas	86	Falke, Gustav	41
Croix, Marie de la	194	Falkenstein	146
Csybulla, siehe Cybulla	XIV	Farnese	166
Cuvillés d. Ä., Francois de	230	Felber	41
Cybulla	XIV	Fischer	117
Dalwigk	211	Fischer, Theodor	100
Danaiden	168	Flashar	25
Dante	XVI	Fleury	181
de Garmo, Harry	XIII	Flotow	10
Decker, von	119	Foulon	123, 124
Dibben Millerin	237	Frank-Witt	26
Dick, Tobias	112	Franz	45
Dietrich, Marlene	195	Franz Joseph, Kaiser	152, 184
Dilich, Wilhelm	123, 237	Franz, Rob.	45
Dingelstedt, Franz von	87, 91, 94, 98, 99, 110, 114, 118, 119, 127, 226, 227	Freden	214
Domela, Prinz	XVI	Freimuth	144
Döring	140	Freissbach, Margaretha von	162
Dörnberg, Joh. Kaspar von	82	Friedrich der Grosse	124, 137, 180
Dörnberg, von	75	Friedrich I., Landgraf	103, 107
Dorsch, Käthe	195	Friedrich II., Landgraf	59, 89-93, 95, 97, 101, 103, 104, 108, 111, 112, 117, 122, 126, 128, 132, 136, 166, 167, 169, 172, 176, 177, 180, 185, 187, 188, 220, 231, 237, 238
Dostojewski	XVI, 32	Friedrich III., Kaiser	231
Douay, le	181	Friedrich Leopold v. Preussen, Prinz	60
Drigalsky, von	3	Friedrich Wilhelm I., Kurfürst.	136, 144, 183
Drobisch, Moritz Wilhelm	117	Friedrich Wilhelm III. König von Preussen	141
Druso	58	Friedrich Wilhelm III., König von Preussen	139
Dumas	31	Friedrich Wilhelm III, König von Preussen	96
Dürer	37, 45, 46	Friedrich Wilhelm III., König	170
Duvernois, Clément	182	Friedrich Wilhelm IV.	14
d'Andrade, Francesco	24	Friedrich Wilhelm IV., König	145, 171
Eberhardt, Goby	40-44	Friedrich Wilhelm, Kronprinz	182
Eberhardt, Siegfried	41	Friedrich Wilhelm, Kurfürst	238
Eberlein, Gustav	227	Friedrich, Bruder des Wilhelm I., Kurfürst	87
Eberth, Carl	238	Friedrich, Landgraf	155
Eduard VII., König von England	184	Galen	145
Egger	97	Gaus	67
Eibenschütz, Lia	195	Georg III., König von England	92
Einsiedel, von	125	Gerhardt, August	64, 65, 70
Eisenbarth, Johann Andreas	226	Gerlach, Leopold von	145
Eisengarthen	98-100	Giesebrecht, Ludwig	49
Ekkehard	35	Gilsa, Felix Baron von und zu	135, 150
Ekkehart	202	Gluck	23, 25
Ellmenreich, Francisca	25	Glycon	166
Ellmenreich, Francisco	44		
Emir	123		
Emmerich	75		
Engel, Aug.	74		
Engelbach, Wilhelm	IX		

Goethe	XVI, XVIII, XIX, 1, 2, 4, 36, 42, 43, 46, 52, 53, 57, 58, 60, 61, 88, 104, 112, 134, 169, 178, 197, 200, 201, 205, 225, 234
Goethe, Aja	197
Gossmann	211
Gotter, Louise	96
Gotthelft, Richard	80
Gottsched	124, 232
Goullon	61, 104
Goullon, de	60
Goullon, le	61, 153
Goyen, van	39
Grandidier	84
Grassmann, Robert	49
Grell	10
Grengg	50, 51
Griesheim, Anna von	108
Griesheim, von	183
Grimm	83, 130, 147, 233, 238
Grimm, Hermann	83
Grimm, Jacob	86, 192
Grimm, Ludwig Emil	119, 142, 143, 238
Grimm, Wilhelm	83, 86, 129, 130
Gröner	189
Grube	9
Grumowe	49
Grüning	22
Grzesinski	189
Guernieri, Giovanni Francesco	84, 89, 163, 173
Guhr	91
Günther, Hermann	105
Gurlitt, Cornelius	105, 179
Gustedt, Baronin Jenny von	194
Habich	227
Hadgy Balwierer	123
Hallwachs, Karl	IX
Hamilton, Herzogin von	182
Hammerstein, von	85
Hanau, Fürst Karl von	153
Hanau, Fürstin von	118, 146, 150
Hanau, Prinz Karl von	151, 152
Hanslick	28, 29
Hansmann, Bruno	238
Hardenberg, von	125
Härtel, Robert	6
Hassan	123
Hassenpflug	147-149
Hasserodt	75
Hau	XVI
Hauptmann	6, 7, 32-34
Hauptmann, Gerhart	6, 7, 13, 32-34, 43
Hauptmann, Karl	13
Haydn	10
Haynau, von	139
Heberer, Michael	58
Hechy, Alice	195
Hedwig, Landgräfin von Thüringen	131
Heidelberg, Paul	169, 173
Heidemann, Paul	195
Heimrod, von	139
Heine, Heinrich	42, 45, 87, 114, 119
Heinemann, Caspar	65
Heinrich das Kind	84
Heinrich, Landgraf	79, 131
Henkel	149
Henschel	78, 99, 100, 110
Henschel, Georg	45
Henschel, Karl	238
Hentze	113
Hermann, Landgraf	75
Herzog	83
Herzog, Hartwig	83
Herzog, Rudolf	225
Hes	24
Hessen-Philippsthal, Landgraf	116
Hessenfluch	147
Hessenstein, Gräfin von	143, 169
Hessenstein, von	139
Hille, H. A.	232
Hille, Peter	37
Hiller, Ferdinand	29
Hindenburg	189
Hindenburg, von	189
Hirschfeld	172
Hoche	IX, 3, 4
Hoche, Curt	237
Hoche, Erich	9, 11, 49
Hoche, Hans	2, X-XIV, XX, 237
Hoche, Kurt	XI, XIII
Hoche, Margarethe	XI
Hoche, Richard	9
Hoffmann, Baptist	23
Hohenborn, Adolf Wild von	83
Hohendorff, Baron	93
Hohenkamm	99
Holtei, Carl von	5
Holtmeyer, Alois	72, 74, 76, 79, 108
Hölz, Max	XVI
Homer	172
Hopp, Adrian van der	116
Humboldt, Alexander von	225
Hummel	133
Ibsen, Henrik	31, 32
Irenici, Francissi	58
Isaack, Probst	162
Ixion	168
Jacoby, Georg	190, 195, 199
Jenny, Rudolf Chr.	2
Jérôme	59, 68, 70, 80, 84-86, 90-92, 96, 107, 116, 118, 124, 126-130, 170, 171, 173, 174, 179, 180, 190-199, 207, 231, 237
Joachim	51

Jobs	7	Liebig, Justus von	6
Johannes	46	Liedtke, Harry	195
Jordan, Sylvester	144	Lilienkron, Detlev von	41-44
Jordis, Karl	116	Lindemeyer, Ludwig	103, 104, 168
Josephine, Kaiserin	182	Lindenthal, Ritter von	139
Jussow	87, 169, 173-175, 196	Lindner	9
Kalbeck, Max	29	Lindner, Amanda	9
Kallisto	90	Lissmann	23
Kämpfer, Engelbert	177	Liszt	23
Karl XII. König von Schweden	79	Litzenbauer	81
Karl, Landgraf	59, 79, 88, 89, 91, 97, 110, 111, 117, 132, 163, 165, 166, 216, 237, 238	Lobe	87, 113
Katharina, Königin	85, 195, 197, 198	Lopinsky, Bruno	195
Kaupert	75	Losch	99
Keller, Gottfried	30, 37	Losch, Philipp	93, 136, 140, 145
Kirchner, Theodor	41, 42	Louise, Königin	170
Kittel, Karl	24	Löwe, Carl	10, 49
Klafski, Katharina	51	Löwenstein Wertheim-Freudenberg, Fürstin Ernestine zu	194
Klafsky, Katharina	22	Löwenstein-Wertheim, Prinzessin von	194
Kleinschmidt	193, 194	Ludendorff	189
Kleopatra	164	Ludloff	67
Klopstock	179	Ludwig	45
Klotho	168	Ludwig I., Landgraf	228
Knackfuss, Hermann	131	Ludwig II., Landgraf	84
Knatz	126, 127	Ludwig XIV., König	59, 89, 111, 138, 169, 179
Knigge, Freiherr von	90	Ludwig, König von Holland	68
Koch	98, 189	Luise, Königin	139
Koch, Ernst	98, 99, 138	Luther	79
Koch, Robert	47	Lysippus	166
Kölzschy	101	M., Fritz	71
Konrad, König	131	Mahler, Gustav	25
Körner, Theodor	13	Malsburg, Carl von der	197
Kossmann	9	Malsburg, von der	157
Kraus, Ernst	51	Manger, von	229
Kreibe	116	Mara, Gertrude Elisabeth	83
Kropf	99	Marenholtz, Baron	197
Kugler, Franz	49	Margarete von der Saal	79
Kunigunde, Kaiserin	131	Marinville	191
Kuper, Otto Philipp	166	Maurice	25, 26
Kurfürsten von der Pfalz-Zweibrücken	112	Maurice, Chéri	21
Küster	96	Max	25, 26
Labassé, Jérôme Francois	65, 66	Maximilian, Prinz	112
Lachesis	168	Mayer, Robert	6
Laeisz, F.	19	Mechtildis, Prinzessin	162
Laetitia	197, 198	Melanchton	79
Landau	24	Melchett, Lord	83
Latwesen, Arnold	211	Mendelsohn	42
Laube	45	Menzel, Adolf von	72, 90
Laufs	190	Mephistopheles	169
Lebrun	181, 221	Mère	197
Lehmann	146	Mergard	237
Lehmann, Lilli	153	Merian	72
Lehmann, Lilly	50	Metternich	145
Lehsten, von	85, 190	Meyer	7
Leiningen, Graf von	149	Meyerbeer	25
Lettow, von	183	Meysenbug, Malvida von	134
		Michel	175

Miller	106	Papier, Rosa	51
Milleren	106	Papin, Denys	68, 88
Millern	106, 107	Pappenheim, Gräfin Diane von	194
Minos Aekus	168	Pappenheim, Jenny von	194
Mohr, Ludwig	104	Patrocles	8
Möller, von	98, 153	Patterson	80
Moltke, Helmut von	14	Patti, Lucca Adelina	51
Mond, Alfred Moritz	83	Peilert	81, 99
Mond, Ludwig	83	Perron	51
Mond, Maier Bär	83	Petrarca	XVII
Monnot, Etienne Pierre	89, 90	Pettenkofer	47
Montigny, Grandjean de	107	Peucker, von	148
Monts, Graf	182, 183	Pfaff, A.	148
Mörike	43	Pfeil-Amann, Brigitte	XI
Morio	85	Pfohl, Ferd.	23
Moritz, Landgraf	59, 82, 84, 88, 89, 110, 123, 132, 163, 167, 210, 237	Philipp, Landgraf	59, 72, 77, 79, 80, 84, 91, 123, 132, 229, 237
Mosenthal	83	Pichler, Karoline	47
Moulin-Eckart, Graf du	22	Pierson, Isack	83
Mozart	25, 28	Play, le	117
Müller, Johannes von	90, 93, 191	Plüddemann	49
Münz, Johann Heinrich	237, 238	Plüddemann, Martin	49
Murat, Prinz	195	Pluto	168, 172
Murat, Prinz Joachim	182	Pollini	21, 23-26, 40
Murhardt	100	Ponistbeg	123
Muster, Karl	IX	Portus	82
Nahl	91, 97, 103, 108	Poterie, de la	232
Nahl, Joh. Aug.	230	Poussin	38
Napoleon	59, 68, 85, 90, 91, 107, 108, 180-183, 192-194, 196, 197, 199, 218	Prasch-Grevenberg	26
Napoléon	107	Preser, Carl	92
Napoleon III.	182, 195	Pressel, Gustav	227
Napoleon, Hortense	181	Prinz von Hessen-Philippsthal	85
Napoleon, [III]	181	Proserpine	168
Narsreddin, Schah von Persien	184	Prutz, Robert	49
Nebelthau	150	Ptolemaei	58
Needel	81	Pückler-Burghaus, Graf Heinrich	10
Neptun	172	Pückler-Limburg, Gräfin von	194
Nicole, J. van	163	Raabe	74
Nietzsche	24, 53, 54, 207	Raddomanthus	168
Nihl, Robert	25, 26	Rambaud	191, 192
Nikisch	25	Rantzau, Graf	35
Nikolai	83	Rapp	199
Nöthel	81	Ratkowsky, Adalbert	44
Nôtre, le	111, 113, 172	Ratzen, von	130
Oberg, Gräfin	197	Raumer, Carl von	130
Obier, Oscar	237	Reichenbach, Gräfin	118, 143, 144, 146
Oetker, Friedr.	127	Reuter, Fritz	8
Öhlschläger, Ferd.	49	Ritter	24
Orpheus	168	Ritter, Rosa	139
Ortlöpp, Emilie	143	Rocholl, Theodor	218
Ostermaier, Andreas	82	Röder, von	135
Otto	25	Röderer	125
Otto, Landgraf	131	Roeder, von	150
Otto-Körner	25	Rommel	140
Ovid	90	Röse	65
Pan	164	Rosenstein, Rich.	84
		Rosmersholm	32

Roszbach	76	Schönfeld, Pauline von	194
Roth, Karl	109	Schongauer, Hieronymus	82
Rothe	133	Schönkopf, Kätchen	XVI, XVII
Rousseau	2	Schönthan	43
Rübezahl	13	Schopenhauer	52-55
Rubinstein	23	Schubert	28, 45
Rückert	13	Schultze, Karl	26
Ruhl, Ludwig Sigismund	173	Schumann	75
Ruisdael, Sal. van	39	Schumann, Robert	41, 42, 45
Rüppel	140	Schumann-Heink	23, 45
Russel	111	Schurz, Karl	28
Ry, Charles du	97, 230	Schüssler	152
Ry, du	95, 104, 173	Schüssler, Heinrich	151, 152
Ry, Paul du	97	Schüssler, Henner	151
Ry, Simon Louis du	91, 97, 169, 230, 238	Schütz, Heinrich	134
Sänger	211	Schwane	99
Sarasate	51	Schwenninger	35, 36
Schachten, von	150	Schwind, Moritz von	13, 74, 225
Schack	13	Seidel, Robert	50
Schade, Georg	211	Senger-Bettaque	24
Schafflanbeg	123	Shakespeare	52, 53
Schauenburg	211-213	Sibylle	172
Schauenburg, Adalbert von	211	Siméon, Joseph Jérôme	117
Schaumburg, Graf Ernst von	82	Sinalybeg	123
Schaumburg, Gräfin von	118, 146	Sisyphus	168
Scheffer	147	Smeth, Theodor van	116
Scheidemann	66	Sokrates	167, 172
Scheidemantel	51	Sömmering, von	88, 112
Schelenz, Hermann	88, 177, 178	Soubise, Prinz	124
Scheller, Will.	145, 146	Späth, K.	2, 237
Schelling, Karoline	96	Speck, Wilhelm	74, 102
Schellmann	154	Speidel, L.	29
Scherer, C.	218	Spengel, Julius	45
Scherlius, Antonius	123	Spitteler, Carl	2
Schiller	23, 33, 57	Spitzweg	74
Schinkel	96	Spohr	73, 91, 108
Schinken-Willem	80, 81	Stecker	195, 196
Schleich	50	Steinbach, Erwin von	57
Schlieffen, Graf Martin Ernst von	103, 220, 221	Steiner, Rudof	1
Schlotheim, Caroline von	139	Steinhöfer, Karl	173, 174
Schlotheim, Gräfin von	169	Sternberg, von	75
Schlutowe	49	Strassburg	57
Schmäling	83	Strauss, Oskar	43
Schmäling, Gertrude Elisabeth Mara	83	Strauss, Richard	29, 44
Schmidt	49	Stresemann	66
Schmidt, Julius von	135	Strieder, Friedrich Wilhelm	191
Schmidtman, Heinrich	80, 81, 98, 110	Striese	43
Schmincke, Friedrich Christoph	83, 122, 232	Strindberg	32
Schmutzler	50	Styx	159
Schnurre, Thilo	XIII, XX, 202, 204	Sudermann	31
Scholl	104-106	Suleika	178
Scholl, Hermann	104	Tantalus	168
Schombardt	181, 182	Tartarus	168
Schomburg, Carl	130, 238	Tasso	172
Schönemann, Lilly	XVI	Teller	9
Schönfeld	116	Telmann, Conrad	49
Schönfeld, Nik. Heinr. von	116	Tessenow	134

Thoma, Hans.	234	Wild	83
Thorbecke, Franz Heinrich	108, 116	Wild, Dorothea	83
Thost, R.	237	Wild, Karl von	83
Thurn & Taxis.	60, 104	Wild, Rudolf	83
Tiedtke, Jacob	195	Wilde, Oskar	XVI
Tischbein d. Ä., Joh. Heinrich	231	Wildenbruch	31
Tischbein, Johann Heinrich	238	Wilhelm des Jüngeren, Herzog von Braunschweig.	226
Tityus	168	Wilhelm I., Kaiser.	182, 184
Tolstoi.	32	Wilhelm I., König von Preussen.	147, 150
Treitschke, von	33, 146	Wilhelm I., Kurfürst 86, 87, 92, 104, 111, 116, 126, 136, 140, 141, 143-145, 168, 171, 173, 220, 237	
Tschernitschef.	108, 132	Wilhelm I., Landgraf.	162, 217
Ubbellohde	217	Wilhelm II.	199
Uckermann	126	Wilhelm II., Kaiser	34
Uffenbach	89, 165	Wilhelm II., Kurfürst 113, 116, 136, 143, 144, 147, 169, 230, 238	
Vehse	139	Wilhelm II., Landgraf.	84
Velde, Willem van de	39	Wilhelm IV., Landgraf	72, 84, 217, 218, 237
Verdi	25	Wilhelm IX., Landgraf 111, 112, 126, 136, 138, 139, 166-169, 220, 237	
Vernucken, Wilhelm.	77, 88	Wilhelm V., Landgraf.	132
Vespasiani, Kaiser Titi	166	Wilhelm VII., Landgraf	89
Victoria	87	Wilhelm VIII., Landgraf 124, 125, 130, 132, 230, 237	
Viehmann, Katharina Dorothea	83	Wilhelm, Kronprinz von Württemberg	194
Virgil.	XV, 167, 172	Wilhelmy	40, 51
Vogl, Walter	239	Willemer, Marianne von.	178
Volkman, Hans von	217	Windorf.	93
Wachler, Ludwig	192, 193	Winkelmann	162
Wachtel.	23	Witt, Lotte.	26
Wagner, Carl.	25	Witte	135
Wagner, Cosima	22	Wittorf, von	125
Wagner, Richard.	22, 25, 27-30, 50	Wolf, Hugo	43
Waldburg, Gräfin	194	Wolffradt	107
Waldersee	184	Wolfram	45
Walpole, Horace	137	Wunsdorf, Johann Adam	111
Walter von der Vogelweide	37	Württemberg, Herzog Karl von	82
Watteau.	38	Zaren von Bulgarien	184
Weber	179	Zerberus	168
Weichs, Freiin Karoline von.	194	Zitelmann	49
Weiser.	9	Zola.	31, 32
Wellingerode	85	Zwanziger.	33
Wentzell, Gustav.	81		
Wessel.	123		
Wiedemann.	109		
Wiederhold.	175		
Wiegand	23		
Wietersheim, Melanie von	194		
Wietzel	15		
Wigand, Paul	86		

